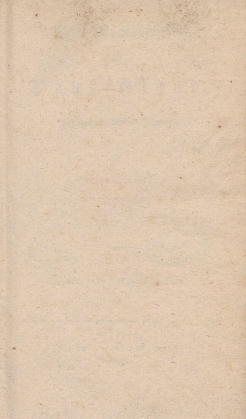
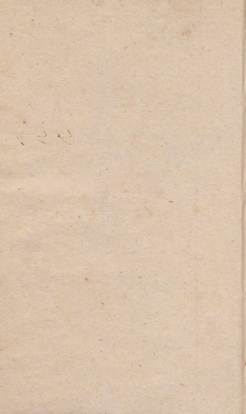



Bücherei
Elbing



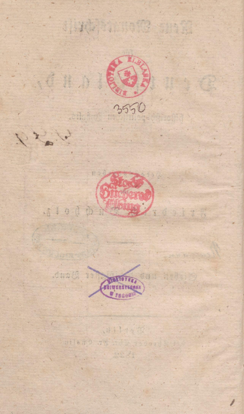


Neue Monatsschrift
für
Deutschland,
historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben
von
Friedrich Buchholz.

Sieben und dreißigster Band.

Berlin,
bei Theodor Chr. Fr. Enslin.
1832.



Neue Monatsschrift

für

Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

[illegible] und [illegible] Band.

Berlin,

[illegible]

[illegible]

Inhalt
des sieben und dreißigsten Bandes.

Seite

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.
(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.
Friedrich Wilhelm der Erste als Vater und Familienhaupt.

Friedrich der Zweite schließt seine brandenburgischen Denkwürdigkeiten mit folgendem Satze:

„Die Minister Friedrich Wilhelms ließen ihn vierzig Traktate oder Konventionen unterzeichnen, die wir, wegen ihrer Leichtfertigkeit (Frivolität) nicht haben anführen mögen; sie (jene Minister) waren von der Mäßigung dieses Fürsten so weit entfernt, daß sie weniger auf die Würde ihres Gebieters, als auf die Vermehrung ihres Einkommens bedacht waren. Auf gleiche Weise haben wir der häuslichen Verdrießlichkeiten dieses großen Fürsten nicht Erwähnung gethan. Man muß aus Achtung für die Tugenden eines solchen Vaters einige Nachsicht mit den Fehltritten der Kinder haben."

Es ist vielleicht nicht möglich, sich noch zarter auszudrücken, wenn man gewisse unangenehme Auftritte, die aus gegenseitigem Mißverständniß hervorgegangen sind, mit Stillschweigen übergehen will. Darf dies jedoch entscheiden? Der Leser sieht, daß Friedrich der Zweite sich wegen dessen, was in seinem Jünglingsalter zwischen ihm und seinem Vater vorfiel, alle Schuld beimißt. Wie sehr dies nun auch dem Herzen eines dankbaren und zu höherer Einsicht gelangten Sohnes zur Ehre gereichen mag: so schließt es doch keinesweges die Frage aus: worin es denn eigentlich lag, daß es zwischen Vater und Sohn zu solchen Auftritten kommen konnte? Diese Frage ist sogar von einer solchen Beschaffenheit, daß sie nicht beantwortet werden kann, wenn man nicht in den allgemeinen Geist der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eingeht, d. h. in einen Geist, dessen halb theologische, halb metaphysische Natur sich nicht verkennen läßt. So etwas wollen wir in diesem Abschnitt versuchen; und es versteht sich wohl von selbst, daß wir mit diesem Versuche keine andere Absicht verbinden können, als 1) Vater und Sohn, gleich sehr zu entschuldigen, und 2) zu zeigen, wie die Behandlung, welche Friedrich der Zweite, als Kronprinz, von seinem Vater erfuhr, ganz vorzüglich dahin wirkte, den großen König aus ihm zu machen, dessen Andenken noch jetzt, nachdem er seit 45 Jahren persönlich einzuwirken aufgehört hat, von der ganzen europäischen Welt mit unverminderter Hochachtung geehrt wird.

Zur Sache!

Friedrich Wilhelm der Erste hatte das mit allen thatkräftigen Vätern gemein, daß er in seinem Sohne und

Nachfolger fortzuleben wünschte. Das Mittel zur Erreichung dieses Ziels glaubte er in einer Erziehung zu finden, welche lediglich darauf abzweckte, einen religiös-soldatischen Fürsten aus dem Thronerben zu bilden. Mit sich selbst darüber einig, daß das Hauptgeschäft bei diesem großen Werke den geprüftesten und bewährtesten unter seinen Militär-Beamten anvertraut werden müsse, wählte er den General-Lieutenant Grafen von Finkenstein zum Oberhofmeister, den Obersten von Kalkstein zum Unterhofmeister des Prinzen. Der Religions-Unterricht wurde dem Hofprediger Johann Ernst Andrä, und als dieser durch seine streng-orthodoxe Lehre von der Gnadenwahl das Vertrauen des Königs verlohren hatte, dem von Frankfurt an der Oder an die Domkirche berufenen und zum Kirchenrathe ernannten Hofprediger Johann Arnold Nolten anvertraut. Den Prinzen nach Maßgabe der Fortschritte, die er im Alter machen würde, in den sogenannten profanen Wissenschaften zu unterrichten, war das Geschäft eines gebornen Franzosen, Namens Duhan de Jandun, der, nach der Aufhebung des Edikts von Nantes, mit seinen Eltern sehr jung nach Berlin gekommen war, wo sein Vater Philipp Jandun den Posten eines Legations- und Revisions-Raths bekleidet hatte. Im Reinen mit den Personen, denen die Erziehung des Kronprinzen anvertraut werden sollte, entwarf Friedrich Wilhelm selbst die Instruktion für die Erzieher seines Sohnes; und diese ist allzu merkwürdig und allzu charakteristisch für die Zeiten, in welchen sie ertheilt wurde, als daß wir uns enthalten könnten, folgende Hauptzüge daraus anzuführen.

„Insonderheit“ — so ist es ausgedrückt — „muß

meinem Sohne eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, als Fundament und einzige Grundsäule unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, beigebracht, hingegen aber alle schädliche und zum argen Verderben abziehende Irrungen und Sekten, als Atheist-, Arrian-, Sozinianische, und wie sie sonst Namen haben mögen, als ein Gift, welches so zarte Gemüther leicht bethören, beflecken und einnehmen kann, aufs Aeußerste vermieden, und in seiner Gegenwart nicht davon gesprochen werden; wie denn ingleichen Ihm auch vor der katholischen Religion, als welche mit gutem Fug auch unter denenselben gerechnet werden kann, so viel als immer möglich, einen Abscheu zu machen, den Ungrund und Absurdität vor Augen zu legen und wohl zu imprimiren, hingegen aber Ihn zur wahren christlichen Religion, welche fürnehmlich darin besteht, daß Christus für alle Menschen gestorben, als dem einzigen Trost in unserem Leben zu leiten und zu führen; und muß er von der Allmacht Gottes wohl und dergestalt informirt werden, daß Ihm alle Zeit eine heilige Furcht und Veneration vor Gott beiwohnt: denn dieses ist das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveräne Macht in den Schranken der Gebühr zu halten.

„Und gleichwie andere Menschen durch Belohnungen und Strafen der höchsten Obrigkeit vom Bösen ab- und zum Guten angeführt werden, also muß solches allein die Furcht Gottes bei großen Fürsten, welche kein menschliches Gericht, Strafe und Belohnung erkennen, auswirken, und geschieht solches, wenn sie von der Macht und Gerechtigkeit Gottes wohl unterrichtet sind, daß, ob sie gleich über alle Menschen, dennoch Gott über sie, und sie vor demselben

nur Staub und Asche sind, vor welchem sie auch dermaleinst von ihrer Regierung, ja auch von jedem unnützen Wort, eben sowohl werden Rechenschaft geben müssen, als der Geringste ihrer Unterthanen. Und damit mein Sohn solches leichter und besser fassen möge, kann man ihm die Exempel derjenigen Könige und Fürsten, welche Gott wegen ihrer Frömmigkeit und Gottesfurcht mit einer glücklichen Regierung gesegnet hat, wie auch, im Gegentheil, die Exempel derer, welche durch Absetzung von Gott und durch eine lasterhafte Conduite sich und ihre Lande in alles Unglück gestürzt, unablässig vorhalten der Gestalt solcher Exempel, sowohl die heilige Schrift, als auch die weltlichen Geschichtsbücher voll sind.

„Was sonst zum Unterrichte im Christenthum und zur Uebung der Gottseligkeit erfordert wird, solches wird der Oberhofmeister ebenmäßig zu besorgen, und darauf zu halten wissen: als daß

1) „Mein Sohn, neben allen seinen Bedienten, Morgens und Abends, das Gebet auf den Knien verrichten;

2) „nach geendigtem Gebete ein Kapitel aus der Bibel lesen, und das nicht obenhin, sondern daß allemal nach der Vorlesung der fürnehmste Inhalt kürzlich wiederholt und dafern einige schöne Sprüche, welche sich auf meines Sohnes Zustand schicken, darinnen zu finden, selbige extrahirt werden, damit er dieselben wiederholen und auswendig lernen könne, wie denn solches auch mit den nützlichsten Liedern und kurzen Gebeten gehalten werden kann.

3) „Daß ferner mein Sohn in den Glaubens-Arti-

keln, Prinzipiis und Hauptstücken des Christenthums, d. h. der universal-reformirten Religion wohl informiret werde, so durch eine fleißige Katechisation, wozu ich meinen Hofprediger Andre benennen werde, geschehen muß.

4) „Daß Er fleißig zur Kirche und in die Predigt geführt, auch etwas daraus zu behalten angewiesen werde.

5) „Daß Niemandem zu dem Kronprinzen Zugang verstattet werde, welcher Denselben mit Fluchen, Schwören, garstigen und lasterhaften Gesprächen verleiten könnte: zu welchem Ende ich ernstlich verbieten lassen werde, daß Keiner sich solle gelüsten lassen, ohne des Oberhofmeisters Wissen und Willen sich Meinem Sohne zu nahen, noch weniger einige Familiarität gegen denselben zu gebrauchen; und hat der Oberhofmeister alle Offiziers, welche vor allen Andern meinen Sohn frequentiren sollen, wie auch Andere, die zu ihm kommen können, auf einen Zettel zu setzen, da Ich dann schon sagen werde, welche eingehen sollen, oder nicht: denn er muß mit allen Leuten umgehen lernen und gewöhnt werden, und nicht eingesperrt bleiben. Wie denn auch

6) „der Oberhofmeister, wenn etwa mein Sohn schwören oder fluchen, oder sonsten etwas Aergerliches sprechen sollte, ihn davon ernstlich abzumahnen, und wenn solches nicht verfangen will, es Mir und Meiner Frau zu hinterbringen hat.

7) „Von denen Opern, Komödien und andern weltlichen Eitelkeiten abzuhalten, und Ihm so viel als

möglich einen Degout davor zu machen; und weil die Veneration und der Gehorsam, so Kinder ihren Aeltern schuldig sind, auch zur Pietät gehört, so hat der Oberhofmeister und Sousgouvernör gleich Anfangs und bei Zeiten Meinem Sohne beizubringen, was er Mir und Meiner Frau für Respekt und Submission, welche aber nicht knechtisch und sklavisch seyn muß, schuldig sei; insonderheit aber und vor allen Dingen haben sie ihm zu imprimiren, daß er eine besondere Liebe und Hochachtung zu Uns beiden zu haben schuldig sei, und wie eifrig er sich bemühen müsse, Mir und Meiner Frauen, als welche es so wohl und Niemand besser in der Welt mit ihm meinen, in allem seinen Thun zu gefallen, und dagegen alles zu meiden, was Uns mißfallen könnte. Gleichwie aber allzu große Furcht nichts anders als knechtische Liebe und sklavische Effekten hervorbringen kann: so soll sowohl der Oberhofmeister als der Sousgouvernör dahin arbeiten und ihr Möglichstes anwenden, Meinem Sohne wohl begreiflich zu machen, daß er keine solche Furcht, sondern nur eine wahre Liebe und Vertrauen zu Mir haben und in Mich setzen müsse, da er denn finden und erfahren sollte, daß ihm mit gleicher Liebe und Vertrauen begegnet würde. Sollte aber Mein Sohn, wider Verhoffen, sich unartig und diesem nicht gemäß aufführen: so sollen beide Ihm bedeuten, es der Königin zu hinterbringen, und müssen sie ihn mit derselben alle Zeit schrecken, mit Mir aber niemalen . . ."

Im Verfolge dieser Instruktion wird bemerkt, „daß

nächst der Gottesfurcht die wahre Glorie und Begierde zum Ruhm das wirksamste Mittel sei, ein fürstliches Gemüthe vom Bösen abzuhalten und zum Guten anzutreiben." Dem gemäß werden der Oberhofmeister und der Sousgouvernör aufgefordert, „den ihnen anvertrauten Prinzen von Aufgeblasenheit und Hochmuth abwendig zu machen, ihn zur Häuslichkeit, Sparsamkeit und Demuth anzuhalten, vor allem aber dahin zu arbeiten, daß er ein guter Wirth werde." Die Tugend soll dem königlichen Erzieher als etwas dargestellt werden, das Ehre, Ruhm und Autorität gewährt, das Laster als etwas, wovon nur Schande, Schaam und Verachtung eingeerndtet wird. Den Unterricht in den Sprachen und Wissenschaften anlangend, will Friedrich Wilhelm, daß man, hinsichtlich der ersteren, bei dem Französischen und dem Deutschen stehen bleibe; das Lateinische verwirft er so unbedingt, daß er sich darüber jeden Antrag verbittet. Die Rechnenkunst, Mathematik, Artillerie und Oekonomie (Staatswirthschaftslehre) soll sein Sohn gründlich erlernen. Eben so soll ihm die Geschichte der letzten 150 Jahre aufs Genauste vorgetragen werden; auch soll man ihn sorgfältig in der Geographie unterrichten. Nächst der preußischen Historie soll er auch die Geschichte derjenigen Häuser kennen lernen, welche dem preußischen nahe verwandt sind, wie England, Hessen, Braunschweig u. s. w. Die Lektüre guter französischer Bücher wird erlaubt; doch ist das Studium der Mathematik vorzuziehen, sobald das Alter des Prinzen sich damit verträgt. Der königliche Zögling soll Zeichnen und Abrisse machen lernen, und, nach der nöthigen Vorbereitung in der Fortifikation, in der Bildung eines Lagers und in anderen Kriegswissenschaften unterrichtet

werden, damit er von Jugend auf lerne, einen Offizier und General zu agiren. „Absonderlich haben beide Gouvernörs ihm einzuprägen, daß nichts in der Welt einem Prinzen mehr Ruhm und Ehre zu geben vermöge, als der Degen, und daß er ein verachteter Mensch seyn würde, wenn er denselben nicht liebte, nicht die einzige Glorie in demselben suchte." Die letzten Vorschriften des königlichen Instruktors beziehen sich auf die Beschäftigung des Kronprinzen in den Erholungsstunden und auf die körperlichen Uebungen im Fechten, Reiten u. s. w., welche, von einem gewissen Alter an, mit ihm vorgenommen werden sollten.

Diese Instruktion, gegeben den 13. Aug. 1718, also zu einer Zeit, wo der Kronprinz Friedrich das sechste Lebensjahr zurückgelegt hatte, brachte, in einem Zeitraume von etwa zehn Jahren, nicht nur nicht die Wirkung hervor, welche sich Friedrich Wilhelm der Erste davon versprochen hatte, sondern wurde sogar die Ursache eines solchen Zerfalls zwischen Vater und Sohn, daß davon das Schlimmste zu befürchten war. Nun trat dieses zwar nicht ein, und vermöge der klugen Nachgiebigkeit, welche der Sohn seinem Vater bewies, endigte der Zerfall sogar auf eine Weise, welche dem ganzen Königreiche im höchsten Grade vortheilhaft war; allein es ist deßhalb nicht minder der Mühe werth, zu erforschen, wie die Erziehung, welche Friedrich Wilhelm seinem talentvollen Sohne zu geben gedachte, das Gegentheil von dem bewirkte, was in seinen Wünschen lag. Und diese Erforschung wollen wir hier anstellen . . .

Es wird dem Leser nicht entgangen seyn, daß Friedrich Wilhelm nach göttlichem Rechte zu regieren

glaubte. Diese Ueberzeugung beruhete auf seiner Anschauung von den gesellschaftlichen Erscheinungen, welche in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts viel zu wenig erforscht waren, als daß sie anders als theologisch hätten erklärt werden können. War nun, dieser Erklärung gemäß, jeder Fürst, als solcher, ein Delegat der Gottheit: so war es nur Konsequenz, wenn der Vater seinen Sohn und Nachfolger in der Furcht Gottes erziehen ließ: denn, ging man einmal von dem Grundsatze aus, daß nur die Furcht vor Strafe den Menschen von der Vollbringung des Bösen abhalten könne, so gab es in Beziehung auf Diejenigen, welche vermöge ihrer gesellschaftlichen Stellung kein menschliches Gericht zu fürchten haben, keine andere Gewährleistung, als ihre Furcht vor einem göttlichen Gericht; und diese Furcht mußte aufs Sorgfältigste unterhalten und gepflegt werden.

Auf der anderen Seite war freilich die theologische Staatswissenschaft (wofern wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen) schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nicht wenig erschüttert durch den Fortschritt, welchen die Astrologie durch Isaak Newton zu einer positiven Wissenschaft, Astronomie genannt, gemacht hatte.

Newtons mathematische Prinzipien der Naturphilosophie erschienen zuerst im Jahre 1687. Ihr Werth beruhte auf einer Beweisführung, der man sich nicht versagen konnte, ohne der Wahrheit, so wie diese aus Beobachtung und Erfahrung hervorgeht, den Krieg zu erklären. Wenn also, bis zum Jahre 1687 Glauben und Wissen in einander geflossen waren: so hatte dies aufgehört. Es gab zwischen beiden eine Kluft, die nur erweitert, aber niemals

ausgefüllt werden konnte. Befestigt war diese Kluft durch den Beweis, dessen Kraft bereits so weit reichte, daß Niemand sich einfallen ließ, dem brittischen Philosophen das Schicksal Galilei's und anderer Martyrer der Wahrheit zu bereiten. Zwar hatte Newton durch sein Gravitations-Gesetz nur die astronomischen Phänomene einer Regel unterworfen; allein man fühlte auf der Stelle, daß die von ihm angewendete Methode eine Allgemeinheit in sich schloß, die ihre Brauchbarkeit hinsichtlich aller übrigen Phänomene verbürgte. Daher der antitheologische Geist, welcher die vorzüglichsten schriftstellerischen Produkte dieser Zeit charakterisirt. Das Einzige, das auf Irrwege leitete, war die übertriebene Achtung, welche man für die mathematischen Wissenschaften in der Voraussetzung gefaßt hatte, daß ihre Deduktions-Mittel überall ausreichend wären. Vermöge dieses Wahnes bewegte man sich fort in den Schranken der Metaphysik, die man zu verlassen wünschte. Im Königreiche Preußen kam es auf der Universität zu Halle zu harten Konflikten zwischen dem Philosophen Christian Wolf und den theologischen Professoren, an deren Spitze Joachim Lange stand. Wie man auch im Uebrigen Wolfs Bemühungen beurtheilen möge: im Großen genommen ging sein Bestreben dahin, die gesellschaftlichen Phänomene gerade so zu behandeln, wie Newton die astronomischen Phänomene behandelt hatte, um sie einem allgemeinen Gesetze zu unterwerfen; doch, indem jener die Natur der gesellschaftlichen Phänomene minder sorgfältig studirt hatte, konnte es schwerlich fehlen, daß seine Beweisführung breit wurde und jede Ueberzeugung ausschloß! Was damals in Halle zwischen Wolf und seinen Gegnern vorging, war ein Kampf

der Metaphysik mit der Theologie, wie ihn die mathematischen Prinzipien der Naturphilosophie Newtons herbeizuführen nicht verfehlen konnten; und wenn Joachim Lange über den Philosophen den Sieg davon trug, so liegt die Ursache dieser Erscheinung nur darin, daß man in diesen Zeiten in der Physiologie der Menschen und der Gesellschaft noch allzu weit zurück war, um eine Lehre, wie die der harmonia praestabilita gehörig zu würdigen. Friedrich Wilhelm der Erste sah darin nur einen, alle Freiheit ausschließenden Fatalismus; und obgleich jene Lehre, so wie sie von dem Philosophen Wolf vorgetragen wurde, sich im Grunde nicht wesentlich von dem theologischen Dogma der unbedingten Gnadenwahl Gottes unterschied, so vertrieb er doch den Philosophen, weniger aus Vorliebe für Joachim Lange, als aus Besorgniß, daß seine Strafgewalt unter der Lehre von einer Vorherbestimmung der Handlungen leiden könnte. Aehnliches erfolgte auch in andern Ländern, z. B. in Frankreich. Hier stritten Jansenisten mit Jesuiten über den wahren Glauben, ohne daß sich von dieser Erscheinung ein anderer Grund angeben läßt, als die allgemeine Erschütterung, welche die Theologie durch die Entdeckung des Newtonschen Gravitations-Gesetzes erfahren hatte. Den alten Glauben zu retten, hatte Ludwig der Vierzehnte in seinen letzten Regierungsjahren die Kerker mit Jansenisten anfüllen lassen; dies verhinderte jedoch keinesweges, daß Voltaire etwa funfzehn Jahre nach dem Tode jenes Monarchen seine Landsleute mit den Resultaten der Newtonschen Naturphilosophie bekannt machte.

Dem achtzehnten Jahrhundert ist nicht selten der Vorwurf gemacht worden, daß es irreligiös gewesen sei; und

sofern dieser Vorwurf nichts weiter aussagt, als daß die Bürger dieses Jahrhunderts sich in zunehmender Allgemeinheit von den übernatürlichen Dogmen der Kirche losgesagt haben, dürfte er nicht ungegründet seyn. Die unverkennbare Ursache der Lossagung aber lag in den Fortschritten, welche die physischen Wissenschaften während dieses Zeitraums machten. Ist nun die Rede von den Einwirkungen des allgemeinen Geistes einer gegebenen Zeit auf ein, dieser Zeit angehöriges Individuum, so sollte man dabei zweierlei nie aus der Acht lassen: einmal nämlich die Allmähligkeit und und Unmerklichkeit dieser Einwirkungen, mit welchen es sich kaum noch anders verhält, als mit der physischen Entwikkelung, welche vor sich geht, ohne daß wir irgend ein Gefühl oder irgend eine Ahnung davon haben; zweitens die Indirektheit derselben für alle Diejenigen, welche sich in dem Falle befinden, von Andern unterrichtet zu werden.

Was den Kronprinzen Friedrich betrifft, so war er, vermöge der Anordnungen seines Vaters, zwei Haupteinwirkungen hingegeben, welche, bei ihrer Entgegengesetztheit, nicht verfehlen konnten, ihn in einen nicht zu lösenden Widerspruch mit sich selbst zu bringen. Der Zweck seiner Erziehung war, wie wir wissen, einen religiös-soldatischen Fürsten aus ihm zu bilden. Die Erziehung zur Gottesfurcht war einem Geistlichen, die Erziehung zu dem, was sonst noch gewünscht wurde, einem Manne übertragen, den man sich nur dann richtig denkt, wenn man in ihm einen Schöngeist sieht, der von den Werken eines Fenelon, Bossuet und Racine durchdrungen ist. Wie eifrig nun auch die Hofprediger André und Nolte zu Werke gehen mochten, um den Wunsch des königlichen Vaters zu erfüllen: so

mußten die von ihnen ausgehenden Einwirkungen doch nothwendig zurückbleiben hinter denen des Herrn Duhan de Jandun, der den Kronprinzen zuerst in den Elementen und später in den wahrhaft nützlichen Kenntnissen unterrichtete, die, weil sie von unverwerflichen Thatsachen abstrahirt sind, eine positive Brauchbarkeit geben. Wundern wir uns also nicht darüber, daß der Kronprinz sich im Fortschritt des Alters je mehr und mehr dem sogenannten weltlichen Erzieher anschloß, und sich den Einwirkungen seiner geistlichen Erzieher in demselben Maße entzog. Dieser Erfolg war um so unausbleiblicher, weil Friedrich Wilhelm der Erste, mit bewundernswürdiger Beurtheilung, jeder persönlichen Einmischung in die Erziehung seines Sohnes von vorn herein entsagt hatte, um die Entstehung einer **reinen Gottesfurcht** nicht zu verhindern durch Einwirkungen, welche nur eine **Königsfurcht** erzeugt haben würden. Dem Wunsche dieses merkwürdigen Monarchen gemäß, sollte sein Kronprinz, so viel als immer möglich, nur den Vater, nicht den König, in ihm sehen; dieser Wunsch aber gründete sich offenbar auf der Befürchtung, daß das Prinzip der Liebe in dem Kronprinzen gänzlich würde unterdrückt werden, wenn zu der reinen Gottesfurcht noch die Königsfurcht käme. Sonach war denn der Erfolg der dem Kronprinzen ertheilten Erziehung, was er seyn konnte, d. h. das baare Gegentheil von dem, was der königliche Vater sich gedacht hatte. Den Eindruck der übernatürlichen Lehren löschte der Unterricht des Herrn Duhan de Jandun aus, ohne daß dies im Mindesten beabsichtigt wurde; und so geschah es, daß **die** Gottesfurcht, welche Friedrich Wilhelm in seinem Sohne erzeugt wissen wollte, ausblieb. Nicht

weniger aber verhinderte die Art des positiven Unterrichts, den der Kronprinz durch Herrn Duhan de Jandin erhielt, die Entstehung des soldatischen Charakters, welchen der König seinem Sohne zu geben wünschte; denn eine anhaltende Beschäftigung mit den besten Produkten der französischen Literatur, und eine so heftige Vorliebe, wie der Kronprinz für die Musik faßte, konnten nur dahin wirken, ihm alles Militärische zu verleiden, und ihm jede erzwungene Erscheinung auf dem Parade-Platze in dem Lichte eines Frohndienstes sehen zu lassen. Der talentvolle Prinz hatte kaum ein Alter von funfzehn bis sechzehn Jahren zurückgelegt, als seinem Vater einleuchtete, daß der Zweck, den er bei der Erziehung seines Sohnes verfolgt hatte, durchaus verfehlt sei. Ernstlich ging Friedrich Wilhelm von jetzt an damit um, seinen ältesten Sohn zu einer Verzichtleistung auf die Sukzession zu bereden, indem er bei sich selbst überzeugt war, daß er mit seinen frivolen Eigenschaften des Thrones unwürdig sei. „Fritz“ — so pflegte sich der König zu seinen Vertrauten über seinen Nachfolger auszudrücken — „ist ein Flötenspieler und Poet, und macht sich nichts aus Soldaten . . .“

Nur getäuschte Erwartung war es, was Friedrich Wilhelm nach und nach so wider seinen Sohn aufbrachte, daß man Mühe haben würde, den Vater in ihm wieder zu erkennen, wenn sein Haß noch etwas mehr gewesen wäre, als eine in ihr Gegentheil verwandelte Liebe. Zu den Eigenthümlichkeiten dieses Königs gehörte, daß er ohne seine Familie nicht leben konnte. Diese mußte ihn also, wenn die Entfernung nicht allzu groß war, überallhin begleiten; und daß dies für die Königin mit nicht geringen

Aufopferungen verbunden war, versteht sich wohl von selbst. Ihr Widerwille theilte sich ihren ältesten Kindern mit, so wie diese je mehr und mehr erwuchsen. Die Jugend ist zur Satyre geneigt, weil sie die Wirklichkeit nicht kennt, und durch die ihr vorschwebenden sittlichen Ideale etwas über dieselbe zu vermögen glaubt. Um sich wegen des Zwanges zu rächen, dem sie sich in Königswusterhausen zu unterwerfen genöthigt waren, fingen der Kronprinz und seine ältere Schwester Friederike Wilhelmine damit an, daß sie sich spöttische Bemerkungen über Mehre von der Umgebung des Königs, ihres Vaters, erlaubten. Bald war auch dieser ein Gegenstand ihrer Satyre; wie hätte es dazu an Veranlassung fehlen können, da Friedrich Wilhelm, dem heftige Bewegungen und starke Erschütterungen Bedürfniß waren, es mit Anstand und Würde nicht genau nahm, wenn es Befriedigung seiner Leidenschaften galt? So entwickelten sich denn Beziehungen, deren feindseliger Charakter um so schneller hervortreten mußte, je unzertrennlicher in Friedrich Wilhelm der König von dem Vater war.

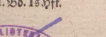
Aus dem Jahre 1728, wo der Kronprinz ein Alter von fast siebzehn Jahren zurückgelegt hatte, sind zwei Briefe auf unsere Zeiten gekommen, welche das Verhältniß des Sohnes zum Vater auf eine unverkennbare Weise als zerrüttet darstellen. In dem ersten dieser Briefe entschuldigt der Kronprinz seine Zurückgezogenheit (er hatte sich mehre Tage hindurch der vorgeschriebenen Aufwartung enthalten) durch die Besorgniß eines noch schlechteren Empfanges, als ihm seit langer Zeit zu Theil geworden war. Er versichert sodann, daß sein Gewissen ihm nichts vorhalte, woraus er sich einen Vorwurf machen könnte. „Sollte ich aber" —

so

so endigte er — „wider Wissen und Willen etwas gethan haben, was meinen lieben Vater verdrießt: so bitte ich hiermit unterthänigst um Verzeihung, hoffend, daß mein lieber Vater den grausamen Haß, den ich aus allem seinen Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen.“ In dem zweiten Schreiben, das die Antwort des Königs enthält, spiegelt sich die getäuschte Erwartung des Vaters in der vollen Leidenschaftlichkeit, welche Friedrich Wilhelm dem Ersten eigen war. Der Kronprinz wird darin mit Er angeredet. Zunächst beklagt sich der Vater darüber, daß sein Sohn keine **aufrichtige** Liebe für ihn hege, und hinter seinem Rücken anders handle, als in seiner Gegenwart. Er bricht sodann in die Vorwürfe aus, „daß der Prinz effeminirt sei, keine menschliche (männliche) Inklinationen habe, weder reiten noch schießen lernen wolle, sich dabei malpropre halte, seine Haare wie ein Narr frisire und nicht verschneide, wiewohl ihm das tausendmal anbefohlen sei.“ Zum Schluß wird diesen Vorwürfen hinzugefügt: „der Prinz sei hofärtig, bauernstolz, nicht populär und affable, und habe obendrein noch den Fehler, daß er Grimassen schneide, und es immer auf den Eintritt der Gewalt ankommen lasse, wenn der väterliche Wille erfüllt werden müsse, auch zu nichts weiter Lust habe, als seinem Eigendünkel zu folgen *).“

Man darf annehmen, daß die Unzufriedenheit, welche aus dieser Antwort hervorgeht, ihren Grund in der Vor-

*) Die Originale dieser beiden Briefe befinden sich unter andern in Dr. Friedrich Cramers Büchlein, das den Titel führt: Zur Geschichte Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Zweiten, Könige von Preußen.



liebe hatte, welche Friedrich Wilhelm für seine eigene Schöpfung, d. h. für die Gestalt hegte, welche er dem Staate gegeben hatte; denn diese Schöpfung war nur dadurch aufrecht zu erhalten, daß der Nachfolger des Königs, mehr oder weniger, ein zweiter Friedrich Wilhelm war. Je weniger nun der Kronprinz in den Liebhabereien, die sich seiner bemächtigt hatten, irgend eine Aussicht auf die Erfüllung des väterlichen Wunsches darbot: desto höher stieg die Erbitterung des Königs, der, so oft er sich die Zukunft vergegenwärtigte, in seinem Nachfolger sah was Tiberius in dem seinigen erblicken mußte, wenn er zu seinen Vertrauten sagte „Cajus lebe zu seinem und aller Welt Verderben, und er erziehe eine Natter für das römische Volk, und einen Phaeton für das ganze römische Reich." Nicht daß Friedrich Wilhelm die Wahrheit auf seiner Seite gehabt hätte: denn in dem Kronprinzen war nichts Bösartiges; und das Königreich Preußen mit seinen Institutionen, wie unvollkommen diese auch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts seyn mochten, hatte nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem römischen Reiche unter dem Tiberius. Doch, wer möchte es dem Könige und dem Vater verargen, daß er traurige Blicke in die Zukunft warf, und daß er Schicksale abzuwenden suchte, deren Eintritt er nur dadurch abwenden zu können glaubte, daß er seinen Nachfolger durch ein Uebermaß von Strenge in eine andere, seiner Voraussetzung nach, bessere Bahn führte?

Die Hauptaufgabe hierbei war, dem Kronprinzen Liebhaberei für das Militär einzuflößen: eine Aufgabe, welche nur dadurch gelöst werden konnte, daß man ihn zur Entsagung seiner Vorliebe für Poesie und Musik bewog. Ein Maximum

von Strenge wurde zu diesem Endzweck entwickelt; der Kronprinz durfte bei keiner Parade, bei keiner Parole fehlen, sofern er nicht durch Krankheit verhindert wurde. Nun wohl! der Kronprinz unterwarf sich dem ihm vorgeschriebenen Gesetz, doch nur aus Achtung für den Willen seines Vaters, und nur um seine Lage nicht zu verschlimmern: seinen Liebhabereien entsagte er nicht, und zwar um so weniger, weil er sie für unschuldig hielt, und weil die Befriedigungen, welche sie ihm gewährten, den einzigen Trost seines verkümmerten Lebens ausmachten. Jeder Nachmittag war der Beschäftigung mit Musik und Lektüre gewidmet. Hierüber stieg die Leidenschaft des Königs, der in der Nachgiebigkeit des Prinzen nichts weiter sah, als ein ungern dargebrachtes Opfer. Widerwärtigkeiten (z. B. die Auftritte mit dem Betrüger Clement, deren wir oben gedacht haben) und der das Podagra begleitende Nervenreiz, vermehrten die Erbitterung gegen den scheinbar rebellischen Sohn, und führten den Vater zu förmlichen Mißhandlungen, denen nichts Anders zum Grunde lag, als der Gedanke, daß der Kronprinz seinen Vater hasse. Friedrich Wilhelm ging noch weiter in seiner Leidenschaft: denn, während er seinen siebzehnjährigen Nachfolger mißhandelte, machte er dem Kronprinzen einen Vorwurf daraus, daß er diese Mißhandlungen ertrug; und war es ein Wunder, wenn er ihn dadurch zur Verzweiflung trieb?

Bei dieser schonungslosen Behandlung dürfte es nicht unstatthaft seyn, vorauszusetzen, daß Friedrich Wilhelm eine Zeit lang ernstlich damit umgegangen sei, seinen Kronprinzen zu einer förmlichen Verzichtleistung auf die Krone zu bewegen. Wie es sich damit aber auch verhalten mochte:

immer war das Verhältniß, worin der Sohn, ohne seine Schuld, zu seinem Vater gerathen war, zu einem unerträglichen geworden, hauptsächlich dadurch, daß sich nicht absehen ließ, wie es, bei dem Mißtrauen des Königs, jemals verbessert werden könnte. Der Kronprinz hatte um die Zeiten, wo Friedrich Wilhelm so unerbittlich strenge gegen ihn verfuhr, ein Alter von 18 Jahren zurückgelegt; der König befand sich in einem Alter von 43 Jahren. Erreichte der Letztere ein hohes Alter — welche Aussicht alsdann auf wiederholte Kränkungen, denen sich nicht entgehen ließ!! Diese Aussicht nun bewirkte, was sie zu bewirken nicht verfehlen konnte: den Entschluß, sich scheinbar endlosen Mißhandlungen durch die Flucht zu entziehen. Sein Gedanke war, sich nach England zu begeben, und durch die Vermittelung Georgs des Zweiten, welcher der mütterliche Oheim des Kronprinzen war, eine Aussöhnung mit dem mißtrauischen Vater zu Stande zu bringen. Die Königin Sophie Dorothea billigte diesen Gedanken um so mehr, weil eine wiederholte Verschwägerung der beiden Königshäuser zu ihren Lieblingsentwürfen gehörte; denn, ihrem Plane gemäß sollte sich ihre älteste Tochter mit dem Prinzen von Wales, der Kronprinz Friedrich mit der ältesten Tochter ihres Bruders, Georgs des Zweiten, vermählen.

Durch die Billigung der Königin war viel gewonnen. Inzwischen war die Hauptschwierigkeit dadurch nichts weniger als beseitigt; denn diese bestand darin, daß die Flucht ins Werk gerichtet wurde. Die höchste List mußte dabei zu Hülfe genommen werden. An Geld und Kostbarkeiten fehlte es nicht; tausend Friedrichsd'or lagen in Bereitschaft. Auch der Beistand, dessen der Kronprinz bedurfte, um sein

Vorhaben durchzusetzen, war in zwei Offizieren gefunden, von welchen der eine (Herr von Katte) von Berlin aus über Hamburg nach London gehen, der andere (Herr von Keith) von Wesel aus die Flucht des Kronprinzen nach Holland durch in Bereitschaft gehaltene Pferde unterstützen sollte. Der König selbst sollte durch seine Reise nach Geldern den Weg zur Flucht bahnen, d. h. dem Kronprinzen, der sich in seinem Gefolge befand, die Entweichung erleichtern.

Die Erziehung des Kronprinzen, so weit sie von dem General Grafen von Finkenstein, als Oberhofmeister, und von dem Obersten von Kalkstein, als Unterhofmeister, geleitet wurde, war seit dem Jahre 1727 beendigt. Mit dem Ergebniß derselben nicht zufrieden, unterdrückte zwar Friedrich Wilhelm seine Gefühle; doch nur für den Augenblick: denn, einige Jahre später blieben seine Vorwürfe nicht aus, welche er beiden Erziehern dahin machte, daß sie nicht genug auf Unterdrückung des Hochmuths in dem Prinzen hingearbeitet hätten. Kein besseres Schicksal hatte Herr Duhan de Jandun, der, zur Belohnung für seine Verdienste, anfänglich durch eine ehrenvolle Anstellung beim Kammergerichte und bei dem französischen Obergerichte belohnt, später jedoch, um jeden Zusammenhang zwischen ihm und dem Kronprinzen in der Wurzel abzuschneiden, nach Memel verwiesen wurde. Mehr als einmal trug der Kronprinz, um sich selbst und seinem Vater Erleichterung zu verschaffen, in der Zwischenzeit darauf an, daß ihm eine Reise durch die Hauptstaaten Europa's gestattet werden möchte; doch dieser Vorschlag paßte am wenigsten zu dem Plane des Königs, der den Kronprinzen vor allen Dingen

in seiner Gewalt behalten wollte, um einen letzten Versuch zu seiner Bekehrung zu machen.

Dieser nun fand sich, wie von selbst, auf der Reise nach Geldern, an welcher Friedrich Wilhelm den Kronprinzen um so bereitwilliger Theil nehmen ließ, weil er von dessen Vorhaben durch seine Späher unterrichtet war, und weil er ihn nicht zurücklassen konnte, ohne seine Entweichung zu begünstigen. Die Reise wurde im Julius 1730 angetreten — von Seiten des Kronprinzen mit dem festen Vorsatze, sie zu seiner Flucht nach England zu benutzen. Man war, von Ansbach aus, in die Nähe von Frankfurt am Main gelangt, als Friedrich Wilhelm für gut befand, sein Nachtlager in einem Dorfe zu halten. Scheunen gaben das Obdach, und eine derselben wurde dem Kronprinzen und dessen Gefolge, bestehend aus dem Obersten von Rochow, einem Pagen und einem Kammerdiener, zugetheilt. Indem nun der Kronprinz diese Lage für die Ausführung seines Vorhabens für günstig hielt, gab er seinem Pagen den Auftrag, in einem benachbarten Städtchen Pferde in Bereitschaft zu halten, und ihn um vier Uhr Morgens zu wecken. Der Page gehorchte. Doch um Zeit zu gewinnen übertrug er das Geschäft des Weckens dem Kammerdiener. Dieser, einer von den Spähern des Königs, errieth ohne Mühe, daß etwas Unheimliches im Werke sei; und um der Sache auf den Grund zu kommen, unterließ er das Wecken, und that, als ob er schliefe. Der Kronprinz, voll von seinem Vorhaben, erwachte von selbst, kleidete sich ohne Hülfe des Kammerdieners an, und entfernte sich in einem französischen Anzuge. Dies alles sah der Kammerdiener; und kaum hatte der Kronprinz den Weg nach dem

benachbarten Städtchen betreten, so unterrichtete jener den Obersten von Rochow von allem, was geschehen war. Dieser eilte sogleich zu den Generalen vom Gefolge des Königs: Buddenbrock, Waldow und Derschau. Es wurde beschlossen, den Kronprinzen einzuholen. Man fand ihn auf dem benachbarten Markte, gelehnt an einen Wagen, die Pferde erwartend, welche der Page bringen sollte. Auf die Frage, was ihn hierher geführt habe, gab er eine trotzige Antwort; und als der Oberst Rochow ihn bat, eine Uniform anzulegen, weil der König nach einer Viertelstunde abreisen würde, versicherte er, daß er sich zu rechter Zeit einstellen werde. Inzwischen kam der Page mit den Pferden an. Der Kronprinz faßte eins derselben an den Zügel und stand im Begriff aufzusitzen, als er sich von den Generalen seines Vaters verhindert sah, welche ihn nöthigten, nach der Scheune zurückzukehren und Uniform anzulegen.

Von diesem Augenblick an war die Bekehrung, welche Friedrich Wilhelm zu versuchen entschlossen war, eingeleitet.

Durch den General Derschau und durch den Kammerdiener von allem, was vorgegangen war, unterrichtet, hielt der König, weil es an Ueberführungsgründen fehlte, noch an sich; doch übergab er den Kronprinzen schon jetzt den Generalen Waldow und Derschau mit dem Befehle, den Ungehorsamen nicht aus den Augen zu lassen. Zugleich ließ er ihm den Degen abnehmen, vielleicht weniger um ihn zu bestrafen, als aus Besorgniß, daß sein Sohn zur Verzweiflung übergehen könnte. Die Besonnenheit der Generale that das Uebrige; denn damit, bei der Leidenschaftlichkeit des Königs, kein Unglück anderer Art eintreten möchte, brachten sie Vater und Sohn, da die Reise von

Frankfurt nach Wesel zu Wasser fortgesetzt werden sollte, auf zwei verschiedene Jachten.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Geldern, folgte der Kronprinz seinem Vater nach Wesel, begleitet von den beiden Generalen, unter deren Obhut er gestellt war. Daß der König damit umging, ihn als einen Staatsverbrecher zu behandeln, ließ sich nicht länger verkennen. Je weniger sich aber berechnen ließ, wie weit Friedrich Wilhelm zu gehen entschlossen sei, desto stärker war die Aufforderung zu einem neuen Fluchtversuche an einem Orte, wo dieser Versuch so leicht gelingen konnte. Dieser wurde also gemacht. Zum zweiten Male aufgehalten, fand sich der Kronprinz in sein Schicksal; und als der Festungs-Kommandant Mosel ihn zum König führte, und dieser ihn einen feigen Ueberläufer nannte, der die Ehre nicht kenne, war seine Antwort: „Ich kenne die Ehre so gut, wie Ew. Majestät; denn ich habe nur das gethan, was Sie, wie Sie mir hundert Male gesagt haben, an meiner Stelle gethan haben würden.“ Aufgebracht von dieser kühnen Antwort, legte der König Hand an seinen Degen. Doch der General Mosel stellte sich zwischen Vater und Sohn mit den Worten: „Sire, durchboren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes; ich bin ein alter Hund, an mir ist nichts verloren.“ Diese wenige Worte besänftigten den König; und auch hierin zeigte sich, daß die Rolle des Aufgebrachten, die er zu spielen angefangen hatte, weniger aus seinem Gemüthe herrührte, als sie von seinem Verstande vorgeschrieben war.

Vergleicht man das, was in dieser Periode vorging, mit sich selbst, so kann man sich nicht des Verdachtes

erwehren, daß die ganze Reise nach Geldern nur angestellt worden war, um den Kronprinzen in die Falle zu locken. Da er sich nun hatte fangen lassen: so war nichts leichter, als alle die Erschütterungen zu bewirken, welche Friedrich Wilhelm für nöthig hielt, um seinen Sohn mit Erfolg in eine andere Bahn zu führen.

Gewarnt durch einen Pagen des Fürsten von Anhalt, war der Hauptmann Keith wenige Stunden vor der Ankunft des Königs in Wesel, nach Holland entwichen, wo er sich, zu Haag, in den Schutz des englischen Gesandten begeben hatte. Ein schlimmeres Loos fiel dem Herrn von Katte, der in Berlin zurückgeblieben war. Von Wesel aus wurde der Befehl zu seiner Verhaftung gegeben; und als diese nicht lange darauf erfolgte, gab sie das Zeichen zu einer großen Bestürzung für die Königin und deren Partei. Mit nicht geringer Angst wurde die Zurückkunft Friedrich Wilhelms erwartet. Diese blieb nicht lange aus...

Das einmal angefangene Werk zu Ende zu führen, befahl der König den Wächtern seines Sohnes (zu welchen er noch den General Dossow hinzugefügt hatte) ihn vier Tage nach seiner Abreise zu folgen; und ein versiegelter Befehl, den sie erst einige Meilen von Wesel zu öffnen berechtigt waren, zeigte ihnen den Ort an, wohin sie den Kronprinzen führen sollten. Dies war Mittenwalde; denn erst nach der Ankunft des Kronprinzen daselbst, wollte der König das weitere Schicksal des Verhafteten bestimmen; sein Hauptgedanke bei dieser Anordnung war, daß in Berlin Niemand wissen sollte, was aus dem Thronerben geworden sei.

Den 27. August um 5 Uhr Abends kam Friedrich

Wilhelm von seiner Reise nach Berlin zurück. Aengstlich hatte sich seine Gemahlin bei der ihm vorangegangenen Dienerschaft nach ihrem Sohne erkundigt, ohne noch etwas mehr erfahren zu haben, als was der Wahrheit gemäß war, nämlich, daß sie ihn zum letzten Male in Wesel gesehen hätten. Sophie Dorothea befand sich in ihren Zimmern, als der König, beim Eintritt in dieselben, ihr schon von fern entgegen rief: „Ihr unwürdiger Sohn ist nicht mehr, er ist todt." — „Wie," erwiederte die Königin, „Sie sind so grausam gewesen, ihn zu tödten?" — Hierauf erfolgte keine Erwiederung. Dagegen verlangte der König die Auslieferung eines Kästchens, das der Kronprinz dem Herrn von Katte anvertraut, dieser, nach seiner Verhaftung, der Gräfin Fink übersendet hatte, um es der Königin zu überliefern. Die Königin gehorchte um so bereitwilliger, weil aus dem früher geöffneten Kästchen alles entfernt war, was ihre und des Kronprinzen Lage hätte verschlimmern können. Friedrich Wilhelm wüthete nun zwar noch gegen seine älteste Tochter; doch erschöpfte sich darüber seine Leidenschaft, und als er die Zimmer der Königin verließ, trug er der ihn begleitenden Oberhofmeisterin (Frau von Kamken) auf, seine Frau zu beruhigen; dies war sein Ausdruck.

Das angefangene Trauerspiel entwickelte sich nun in folgender Weise.

Als der Kronprinz den 4. Sept. in Mittenwalde angelangt war, wurde, in Gegenwart des Staatsministers von Grumbkow und des General-Lieutenannts von Derschau, ein Verhör mit ihm angestellt, das keinen anderen Zweck hatte, als die Thatsachen seines Fluchtversuchs ins Klare zu setzen. Die Folge dieser Ausmittelung war eine

Versetzung des Eingeständigen nach Küstrin, wo er auf der Festung in ein schwach erhelltes Zimmer eingesperrt wurde, und zu seiner Unterhaltung keine anderen Bücher erhielt, als — die Bibel und einige Andachtsbücher. Zu Berlin veranstaltete Friedrich Wilhelm im Laufe des Oktobers ein Kriegsgericht, das über die Strafbarkeit seines Sohnes entscheiden sollte. Es bestand aus zwei Generalen, zwei Obersten, zwei Oberst-Lieutenanten, zwei Hauptleuten und zwei Lieutenanten; der König selbst führte den Vorsitz in diesem Kriegsrathe. Wären die Glieder desselben erleuchteter gewesen, so würden sie, nach dargelegter Thatsache, ihre Kompetenz geläugnet haben; denn was geschehen war, hatte keine andere Quelle, als Mißverständniß in dem Verhältniß vom Vater zum Sohne, und darauf ließen sich keine Militär-Gesetze anwenden. Wohl fühlten die Richter des Kronprinzen, daß der König zu weit ging, wenn er Todesstrafe verlangte; doch blieb ihr Urtheil schwankend, bis ein entschlossener Mann (der Oberst Buddenbrock) seine Weste aufriß und zum Könige sagte: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meins; des Kronprinzen Blut bekommen Sie nicht, so lange ich sprechen darf.“ Die ganze Versammlung war von diesen wenigen Worten erschüttert, und Friedrich Wilhelm, dem es mit der Todesstrafe gar nicht Ernst war, drang nun nicht länger auf dieselbe und verzichtete folglich auf die Begnadigung seines Sohnes.

Desto unerbittlicher drang er auf die Verurtheilung des Rittmeisters von Katte. Keine Verwendung vermochte seinen Beschluß in Beziehung auf diesen Unglücklichen zu erschüttern, den das Kriegsgericht zu retten wünschte, weil

dem Kronprinzen kein Verbrechen nachgewiesen war, worauf die Todesstrafe angewendet werden konnte. Friedrich Wilhelm nannte dies eine kahle Entschuldigung, auf welche er nicht eingehen könne, ohne alle in Eid und Pflicht stehende Diener zur Untreue zu verführen." Er selbst, als oberster Richter, verurtheilte also den Freund seines Sohnes zur Hinrichtung durch das Schwert; und damit der Kronprinz tief erschüttert werden möchte, verordnete er noch obendrein, daß die Hinrichtung des von ihm verurtheilten Rittmeisters zu Küstrin auf dem Hofe der Festung vor den Augen seines Sohnes vollzogen werden mußte.

Als dies vollbracht war, und alle von Küstrin anlangenden Nachrichten aussagten, „daß der Kronprinz sich bekehre, Gott und König um Verzeihung bitte, fleißig in der Bibel lese und sich seine Irrthümer in Ansehung der unbedingten Gnadenwahl und des Fatalismus benehmen lasse," hielt Friedrich Wilhelm den Zeitpunkt für gekommen, wo die Lage des Kronprinzen verändert werden müsse. Gegen Ende des November erschien demnach der Staatsminister Grumbkow zu Küstrin, um das Zweckdienliche einzuleiten. Die Förmlichkeit, womit man zu Werke ging, bewies nur allzu sehr, wie viel dem Könige daran gelegen war, sein Ideal von einem großen Fürsten in seinem Sohne realisirt zu sehen. Vor allen Dingen mußte der Kronprinz versprechen, seinem Vater nie wieder den schuldigen Gehorsam zu versagen, ohne dessen Erlaubniß nie eine Reise zu unternehmen, sich mit keiner andern Prinzessin zu vermählen, als welche der König ihm bestimmen würde, und nie Rache zu üben an Denen, welche in der letzten Angelegenheit gegen ihn gehandelt hätten. Sobald nun der Kronprinz dies

eidlich zugesichert hatte, kündigte eine Kommission, an deren Spitze der Geheimerath von Tulemeier stand, ihm die Verzeihung des Königs an, indem sie ihm den Degen zurückgab. Tages darauf wurde der Begnadigte in die Kirche geführt, wo er, nach angehörter Predigt, das Abendmal empfing . . .

Die Veränderung, welche mit seiner Lage vorging, bestand zunächst darin, daß er, den 11. November seiner Haft entlassen, die Erlaubniß erhielt, sich frei in der Stadt bewegen zu dürfen. Der König ertheilte ihm hierauf den Titel eines „Kriegs- und Domänenraths" mit dem Befehl, den Vorträgen in der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Küstrin beizuwohnen, in ökonomischen Sachen zu arbeiten, Rechnungen abzunehmen, Akten zu lesen und Auszüge aus denselben anzufertigen. Von jetzt an saß der Kronprinz in einem von dem Könige vorgeschriebenen grauen Kleide in Reihe und Glied mit den übrigen Räthen der neumärkischen Kammer, beschäftigt mit Dingen, die ihm bis zu seinem ein und zwanzigsten Jahre gänzlich fremd geblieben waren, bewacht von Personen, die er zum Theil gar nicht kannte. Auf der Bank der Kriegs- und Domainenräthe sitzend, lernte er nicht bloß den Geschäftsgang kennen, sondern auch die Geschäftsführung mit allen Elementen derselben, kurz alles, was ihn in der Folge zu einem scharfblickenden Administrator machte. Dies war jedoch nicht das Einzige, ja nicht einmal das Wesentlichste, was seine neue Lage mit sich führte. Die Hauptsache war, daß er das Freie und Nothwendige von einander unterscheiden lernte, und ohne seinen ursprünglichen Anlagen zu schaden, sich mit dem Gedanken vertraut machte, daß es im Leben der

Menschen Dinge giebt, deren man sich nur dadurch bemächtigt, daß man sich ihnen unterordnet. Die Opposition, worin er bisher zu seinem Vater gestanden hatte, verlor sich in eben dem Maße, worin er sich seiner Geschicklichkeit und seines Werthes bewußt wurde. Große Regenten ins Leben zu rufen, kennt die Natur tausend Wege für einen; doch, einfach in allen ihren Verrichtungen, ist sie es auch in dieser, und ihr Mittel, wenn man dieses genauer untersucht, ist nie ein anderes gewesen, als einen umfassenden Geist in eine solche Lage zu bringen, daß die Wirklichkeit aufhört, ein Geheimniß für ihn zu seyn; denn nur auf diese Weise läßt sich eine Herrschaft über Andere ausüben. Der große Friedrich selbst gestand in einem höheren Alter, daß er, ohne die weit getriebene Strenge seines Vaters, es nie zu einer Achtungswürdigkeit gebracht haben würde.

Die Vermählung der Prinzessin Friederike Wilhelmine mit dem Markgrafen von Baireuth, am Schlusse des Jahres 1731, beendigte den Zwang, worin der Kronprinz seit Jahr und Tag gelebt hatte. Man saß an der Mittagstafel, und Friedrich Wilhelm, äußerst heiter an diesem Tage, ermunterte seine Gäste zum Frohsinn, als plötzlich der lange verbannte Sohn in den Saal trat, und von dem Könige selbst der Königin zugeführt wurde mit den Worten: „Madame, hier ist der Fritz!" Die Königin schloß den geliebten Sohn, an dessen Schicksal sie einen so wesentlichen Antheil gehabt hatte, in ihre Mutterarme, und die ganze Tischgesellschaft freute sich der endlich zu Stande gebrachten Aussöhnung zwischen Vater und Sohn, während nur der Kronprinz, der noch immer seinen grauen Kriegsrathsrock

mit der schmalen silbernen Tresse trug, seine ernste Haltung beibehielt.

Alle Zwietracht zwischen Vater und Sohn war, von diesem Augenblick an, um so sicherer beendigt, weil Friedrich Wilhelm nie aufgehört hatte den Kronprinzen zu lieben, und im Grunde nur erbittert war von dem Mangel an Vertrauen und Gegenliebe, den er wahrzunehmen geglaubt hatte. Als Inhaber eines Infanterie-Regiments nach Neu-Ruppin gesendet, bot der Kronprinz alles, was in seinen Kräften stand, auf, das Vertrauen des Königs zu fesseln: er schrieb wöchentlich zweimal an ihn, um ihm Nachricht zu geben von dem, was in seiner nächsten Umgebung vorging; und wenn die Werber des Regiments einen ansehnlichen Rekruten herbeiführten, so gehörte dieser in den meisten Fällen dem Könige. Einen weitreichenden Beweis von Unterordnung und kindlichem Gehorsam, gab der Kronprinz dadurch, daß er, ohne mit den zartesten Gefühlen seines Herzens zu Rathe zu gehen, sich, auf den Wunsch seines Vaters, mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern vermählte. Dies geschah im Jahre 1733; und was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß Friedrich, wenn er sich in diesem Verhältniß glücklich gefühlt hätte, weniger das Erstaunen der Welt auf sich gezogen haben würde. Im nächstfolgenden Jahre begleitete der Kronprinz seinen Vater nach dem Rhein, wo er, im Umgange mit dem Prinzen Eugen von Savoyen, sich zuerst zu jenen größeren Anschauungen erhob, welche, vom Jahre 1740 an, sein politisches Verfahren bestimmten. Der Einsamkeit in seinem geliebten Rheinsberg zurückgegeben, knüpfte er jene Verbindung mit Voltaire an, die so

entscheidend für seinen Geistesschwung war, daß er in einem Alter von 25 Jahren seinen Anti-Machiavel und jene Betrachtungen über den politischen Körper Europa's schrieb, welche seinen nachgelassenen Werken einverleibt sind. Dabei unterhielt er einen ununterbrochenen Briefwechsel mit dem Minister Grumbkow, worin dieser ihm Auskunft gab über alles, was in der europäischen Welt in Beziehung auf Preußen Wichtiges geschah; und dieser Briefwechsel dauerte bis ins Jahr 1739, wo Herr von Grumbkow starb.

Läßt sich überhaupt nicht sagen, was aus dem Kronprinzen Friedrich geworden wäre, wenn sein Vater ihn am Scheidewege des Herkules mit weniger Strenge behandelt hätte: so muß die Größe eben dieses Friedrichs, als Königs von Preußen, uns bestimmen, dem Charakter, welchen Friedrich Wilhelm als Vater und Familienhaupt geltend zu machen verstand, unsere ganze Hochachtung zuzuwenden, indem wir uns sagen, daß dieser Charakter die ursprüngliche Quelle des preußischen Ruhms war.

(Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

Mit den Akademien der Wissenschaften dürfte es sich nicht anders verhalten, als mit den Akademien der schönen Künste. So wie also die Bestimmung der letzteren bei weitem mehr auf die Zukunft, als auf die Gegenwart gerichtet ist: so scheint auch die der erstern diesen Charakter in sich zu schließen, nur daß dieser noch räthselhafter ist, als bei den Akademien der schönen Künste, die, indem sie auf Erhaltung und Vermehrung technischer Geschicklichkeit hin arbeiten, über allen Widerspruch hinaus etwas leisten, wodurch ihre Fortdauer gerechtfertigt werden kann.

So lange es Akademien der Wissenschaften giebt — und es giebt deren seit fast zwei Jahrhunderten — fragt man: worauf zwecken sie ab? was leisten sie der Gesellschaft? wodurch entschädigen sie diese für den Aufwand, der um ihrentwillen gemacht werden muß? welche Entdeckungen oder Erfindungen sind von diesen wissenschaftlichen Vereinen ausgegangen? Sind sie noch mehr, als ein bloßer Luxus, der mit der Wissenschaft getrieben wird?

Diese Fragen sind nicht leicht zu beantworten, und wer sich damit befassen wollte, ohne auf die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes einzugehen, würde schwerlich zu irgend einem Ergebniß gelangen, wodurch das Daseyn und die Wirksamkeit der Akademien der Wissenschaften

gerechtfertigt werden könnte. Glücklicherweise gewährt das Historische dieser Institute so schöne Aufschlüsse, daß man sich durch dieselben zurechtfindet, nicht bloß über das Wenige, was sie bisher geleistet haben, sondern auch über das Große, was sie, bei verändertem Stande der allgemeinen Wissenschaft und bei Vervollkommnung ihres Organismus, künftig leisten werden.

Wir gehen in eine Darstellung des Historischen dieser Institute um so lieber ein, je weniger es bisher Gegenstand der Erforschung gewesen ist.

Zur Sache!

Ohne den Bacon'schen Grundsatz: „daß alles echte Wissen auf Beobachtung und Erfahrung gegründet werden muß, und daß der Mensch, als Diener und Ausleger der Natur, nur so viel weiß und vermag, als er von der Ordnung der Natur entweder durch Beobachtung oder durch angestellte Versuche bemerkt hat" — ohne diesen Bacon'schen Grundsatz würde es schwerlich jemals eine Akademie der Wissenschaften gegeben haben. Bacon's Neues Organon muß demnach als der Punkt betrachtet werden, von welchem alle Akademien der Wissenschaften, die es gegenwärtig in Europa giebt, ausgegangen sind.

Die erste dieser Akademien entstand zu Florenz unter so eigenthümlichen Umständen, daß nichts zweifelhafter ist, als der Antheil, welchen die Vorliebe des Großherzogs Ferdinand des Zweiten für die physischen Wissenschaften an dieser Schöpfung gehabt haben soll. Das Haus Medici stand mit dem päpstlichen Hofe in mancherlei Berührungen, welche, ohne den Charakter positiver Feindseligkeit zu haben, nichts weniger als freundlich waren. Eine der

ersten Angelegenheiten dieses Hauses war — seine Nachgebornen als Kirchenfürsten angestellt zu sehen, weil dies mit bedeutenden Ersparungen verbunden war; nicht befriedigt über diesen Punkt, fühlte es sich zu allen Zeiten verletzt und zur Empfindlichkeit herausgefordert. Dies nun war wiederum der Fall gegen den Schluß der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, wo zwei Brüder des Großherzogs Ferdinand des Zweiten — die Prinzen Leopold und Matthias — vergeblich auf eine Berufung in das Kardinals-Kollegium harrten. Es fehlte nicht viel daran, daß, vom Jahre 1636 an, die Regierung Toskana's hierüber gänzlich mit der des Kirchenstaats zerfiel. Die erste Veranlassung gab eine Mahlsteuer, die, indem sie eine zahlreiche Geistlichkeit traf, sehr viel Mißvergnügen erregte, und alle die Auftritte erneuerte, in welchen es sich um den Vorzug der geistlichen oder der weltlichen Macht zu handeln pflegt. Mit der Mahlsteuer verband sich das Schicksal des Herzogs Eduard Farnese, der, von den Spaniern aus Parma vertrieben, an dem Hofe des Großherzogs Ferdinand, seines Schwagers, lebte, und nicht gestatten wollte, daß die Nepoten des Papstes darauf ausgingen, ihm den Staat von Castro zu entreißen. Die Bürger von Lucca erweiterten den Streit, als sie, im Kampfe mit ihrem Erzbischofe, der allein das Vorrecht, Waffen zu tragen, genießen wollte, mit dem römischen Hofe zerfielen, und den Beistand des Großherzogs nachsuchten. Mitten unter diesen Umständen, welche durch die Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges, eine höhere Bedeutung erhielten, forderte Urban der Achte die Auslieferung Galileo Galilei's, welcher, als öffentlicher Lehrer, in den Verdacht gerathen war,

daß er Wahrheiten verkündige, die dem klaren Inhalte der heiligen Schriften entgegen wären. Da diese Auslieferung nicht verweigert werden durfte: so entwickelte sich aus ihr eine Reihe von Begebenheiten, auf welche Niemand gerechnet hatte. Von dem Inquisitions-Tribunal zur Rechenschaft gezogen und gefoltert, rettete Galileo Galilei zwar sein Leben; doch war das Verfahren der römischen Regierung gegen einen siebzigjährigen Greis, den die ganze gelehrte Welt als einen eifrigen Erforscher der Wahrheit kannte, deßhalb nicht minder geschändet. Am toskanischen Hofe erhielt Galileo Galilei alle die Entschädigungen, welche ihn mit seinem widrigen Geschick versöhnen und ihm den Ueberrest seines Lebens versüßen konnten; und daß sich die Verhältnisse jenes Hofes mit dem römischen darüber nicht verbesserten, versteht sich wohl von selbst. Nur um den römischen Hof zu kränken, versammelte der Großherzog Ferdinand, nach dem Hintritt Galilei's im Jahre 1643, die vornehmsten Schüler desselben um sich her, und ertheilte den Geachtetsten unter ihnen den Auftrag, sowohl ihn selbst als seine Brüder in der Natur-Philosophie zu unterrichten. Dies geschah um dieselbe Zeit, wo Urban der Achte sich seinem Hintritt mit starken Schritten näherte. Seinem Nachfolger Innozenz dem Zehnten noch stärker zu gebieten, wurde die Accademia di Cimento gestiftet, und der Prinz Leopold zum Präsidenten derselben ernannt. War Ernst in dieser Sache, so ging die Neckerei ihm zur Seite; dies beweiset die Benennung der Akademie, welche ganz auf den Abscheu der päpstlichen Regierung vor der Maurerei berechnet war: denn Cimento bezeichnet so viel als Kitt oder Mörtel. Möglich, daß gewisse Formen der Maurerei in

Verbindung gesetzt wurden mit Bemühungen, welche darauf abzweckten, das Erweisliche in den menschlichen Vorstellungen von dem Nicht-Erweislichen zu sondern; doch dienten jene Formen immer nur dazu, das Geheimnißvolle der neuen Akademie zu verstärken, und die Befürchtungen des römischen Hofes zu vermehren. Aengstlich fragte dieser an, was der Zweck dieser Accademia di Cimento sei? Die Antwort war: „das Ansehn der peripatetischen Schule zu untergraben." In dieser Antwort umging man das Verhältniß der Natur-Philosophie zu den Dogmen der Kirche, ohne eine Regierung zu täuschen, welche, selbst wenn sie von dem Entwickelungsgange des menschlichen Geschlechts nicht genau belehrt war, in dem Schicksal der Metaphysik das der Theologie leicht vorhersehen konnte. Inzwischen wurden die Arbeiten der Akademiker fortgesetzt. Man versammelte sich an bestimmten Tagen; es wurden Experimente aller Art gemacht; die Mitglieder wetteiferten in neuen Entdeckungen und Erfindungen; das Gebiet der Wahrheit erweiterte sich auf mehr als einer Seite; der Hof, in eine Residenz der Wissenschaft verwandelt, zog die Aufmerksamkeit Europa's mehr als jemals an sich, und Personen, welche, um innerer Unruhen willen aus Frankreich und England vertrieben, nach Florenz kamen, verbreiteten den Ruhm Ferdinands des Zweiten, und feuerten ihre Landsleute zur Nachahmung an.

So verhielt es sich mit der Stiftung der ersten Akademie der Wissenschaften.

Die Accademia di Cimento hatte neun Jahre gedauert und die Zahl ihrer Mitglieder hatte sich während dieses Zeitraums nicht wenig vergrößert, als der römische

Hof endlich von dem Mittel Gebrauch machte, wodurch er der Thätigkeit seiner Feinde eine Gränze zu setzen hoffen durfte. Dies Mittel bestand darin, daß er dem Präsidenten der Akademie die Kardinalswürde antrug. Ausschlagen ließ sich diese Ehre nicht; und da die Kardinalswürde sich nicht mit Forschungen im Gebiete der Naturwissenschaft verträgt: so lösete sich der Verein der vorzüglichsten Physiker Italiens zunächst wenigstens in sofern auf, als er den Stützpunkt verlor, den er bis dahin in den Bedürfnissen des toskanischen Hofes gehabt hatte. Zwar hörte Ferdinand der Zweite nicht auf, seine Freunde zu begünstigen; da dies aber nicht mehr öffentlich geschehen durfte, wenn er nicht als undankbar erscheinen wollte, so nahm der Verein, von jetzt an, einen höchst schwankenden Charakter an, der nichts so sicher mit sich brachte, als daß er sich, nach und nach, gänzlich auflösete, was, bei dem hohen Ansehn, worin der Jesuiten-Orden während der Regierung Kosmo's des Dritten in Toskana stand, schon in den letzten Jahrzehnten der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts erfolgte. Von nun an waren die physischen Wissenschaften in Italien ihrem Schicksal überlassen. Nicht daß sie in diesem schönen Lande gänzlich aufgegeben wurden; allein sie blieben des Beistandes beraubt, welchen die gesellschaftliche Macht gewährt. Politische und priesterliche Institutionen raubten ihnen jede freie Bewegung, und die Folge davon war, daß sie sich nur verstohlen ausbilden durften: ein Zwang, der um so tödtlicher war, weil alles, was nicht von dem öffentlichen Geist unterstützt wird, seinem Wesen nach kränklich und elend bleibt. Fast vergessen sind daher die Namen der berühmtesten Schüler Galilei's,

obgleich die Resultate ihrer Arbeiten späteren Physikern sehr zu Statten gekommen sind.

Die Accademia di Cimento war noch nicht unwirksam geworden, als, nach ihrem Muster, in England eine zweite Akademie der Wissenschaften entstand, welche die Benennung einer „Königlichen Sozietät der Wissenschaften" erhielt. Dies geschah im Jahre 1660. Die Restauration war erfolgt. Gelehrte, welche sich während der bürgerlichen Unruhen, so wie während der Tyrannei Cromwells, zu Oxford mit den physischen Wissenschaften beschäftigt hatten — unter ihnen die Doktoren Wallis, Wilkens, Wand und der berühmte Boyle — baten den, nach London so eben zurückgekehrten König Karl den Zweiten um einen Freibrief, und erhielten denselben mit solchen Berechtigungen, daß sie nicht bloß den Charakter der Oeffentlichkeit, sondern mit diesem auch die Anerkennung ihrer überwiegenden Nützlichkeit gewannen. Bacon, welcher unter Jakob dem Ersten seine unsterblichen Werke schrieb, hatte in den Aphorismen zu seinem neuen Organon gesagt: „Die Wissenschaft und die Macht des Menschen fallen in Eins zusammen, weil die Unkunde der Ursache uns um den Erfolg bringt; denn, der Natur bemächtigt man sich nur dadurch, daß man ihr gehorcht, und das, was in der Betrachtung die Ursache ausmacht, dient in der Verrichtung zur Regel." War dies der Gedanke, welcher Karl den Zweiten zur Stiftung der Königlichen Sozietät der Wissenschaften bestimmte? Man hat keine Ursache, dies zu glauben. Mit den Neigungen, welche diesen König belebten, noch viel mehr aber mit den politischen Anschauungen, die ihm eigen waren, handelte er gegen sich selbst, als er den Freibrief

unterzeichnete, welcher die Sozietät der Wissenschaften in's Daseyn rief. Zwar läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, in welchem Jahre Isaak Newton in die von Karl dem Zweiten gestiftete Gesellschaft eintrat; doch darf man behaupten, daß alle Bemühungen der restaurirten Stuarts um die Zurückführung des Katholizismus auch deßhalb fehlschlugen, weil, vom Jahre 1660 an, in der brittischen Gesellschaft eine Kraft wirksam war, wodurch übernatürliche Lehren bekämpft wurden, und die Erscheinung der „mathematischen Prinzipien der Naturphilosophie," im Jahre 1687, dürfte, vermöge des allgemeinen Geistes, aus welchem sie hervorgingen, mit der gleich darauf erfolgten Vertreibung Jakobs des Zweiten, in einem weit engeren Zusammenhang stehen, als man bisher angenommen hat.

Sechs Jahre nach der Stiftung der Königlichen Sozietät der Wissenschaften entstand in Frankreich eine dritte Akademie der Wissenschaften. Urheber derselben war Colbert, dieser ausgezeichnete Minister, ohne welchen Frankreich noch immer in den Banden der Feudalität liegen würde. Was bewog ihn zu seiner Stiftung?

Bekanntlich war es Colbert, der in Frankreich zuerst auf den Gedanken gerieth, daß, um den Ackerbau zu heben, kein Mittel wirksamer sei, als — Fabriken und Manufakturen, an welche sich die Handelsbetriebsamkeit knüpfe. Was er für diesen Endzweck that, ist allzu bekannt, als daß es, in diesem Zusammenhange, erörtert zu werden brauchte. Was jedoch dem einsichtsvollen Minister Ludwigs des Vierzehnten zur besonderen Ehre gereicht, ist der Umstand, daß er begriff, Unterricht in den physischen Wissenschaften sei ein Bedürfniß für jede Gesellschaft, welche in

der Theilung der Arbeit so weit vorgerückt ist, daß sie nicht mehr stille stehen kann. Aus diesem Gedanken ging die französische Akademie der Wissenschaften neben der literärischen Akademie hervor, welche Frankreich dem Kardinal Richelieu verdankte. Hierbei darf nicht unbemerkt bleiben, daß dies Land in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts noch einen so großen Mangel an tüchtigen Mathematikern und Physikern hatte, daß die neue Akademie der Wissenschaften meistens mit Ausländern bevölkert werden mußte. Je allgemeiner nun — wir sagen nicht die Unwissenheit, wohl aber die Unwissenschaftlichkeit war, desto weniger glaubte man an irgend eine Gefahr, welche den kirchlichen Institutionen von Seiten der Wissenschaften bevorstehe. Ludwig der Vierzehnte fühlte sich nur geschmeichelt durch das Patronat, das er über eine Klasse von Gelehrten ausübte, welche von dem Geiste der Theologie eben so weit entfernt war, als von dem der Metaphysik; und die Bildung der neuen Akademie ging um so ungehinderter von Statten, weil selbst diejenigen, die darin aufgenommen wurden, noch viel zu unbelehrt über die von ihnen befolgte Methode waren, als daß sie sich des spezifischen Unterschiedes ihres Geistes von dem der Theologen und Metaphysiker hätten bewußt seyn sollen.

Nach dem von England und Frankreich gegebenen Beispielen, wurde es gewissermaßen allgemeine Sitte für die größere Staaten, eine Akademie der Wissenschaft zu haben. Preußen erhielt die seinige in demselben Jahre, wo der kurfürstliche Hut sich in eine Königskrone verwandelte. Oesterreich blieb nicht zurück. Außer diesen beiden Staaten wurden, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahr-

hunderts, Rußland durch Peter den Ersten i. J. 1724, Schweden durch Friedrich i. J. 1728 mit Akademien der Wissenschaften versehen. Baiern erhielt die seinige i. J. 1786 durch Maximilian Joseph. Nur Spanien und Portugal trugen Bedenken, sich auf eine solche Schöpfung einzulassen, bis auch jenes Königreich im Jahre 1792, neben seinen übrigen sehr zahlreichen Akademien, eine Akademie der Wissenschaften erhielt, die jedoch nie in Aufnahme kam.

Man darf übrigens behaupten, daß die ersten Akademien der Wissenschaften ihre Zusammensetzung bei weitem mehr einem gewissen Instinkt, als einer von der Natur der physischen Wissenschaften hergenommenen Regel verdankten. Denn diese war nicht eher vorhanden, als bis sie von der Methode, nach welcher Isaak Newton seine mathematischen Prinzipien der Natur-Philosophie verfaßt hatte, abstrahirt werden konnte; und wer gäbe wohl nicht zu, daß man sich mit dieser Abstraktion keinesweges übereilt habe? Hiermit soll jedoch nichts weiter angedeutet werden, als daß bei der ersten Zusammensetzung der wissenschaftlichen Körper sehr allgemeine Benennungen entschieden, ohne daß die besondere Gattung von Phänomenen, welchen jeder Einzelne seinen Fleiß und sein Studium zugewendet hatte, streng berücksichtigt wurde. Im Allgemeinen entschied, daß man sich als Mathematiker oder als Physiker einen Namen erworben hatte. Sogar der Zustand der Wissenschaften, so wie dieser in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war, brachte dies mit sich; denn von dem, was gegenwärtig positive Wissenschaft genannt werden darf, war, während jenes Zeitraums, nur die Astronomie zu dieser Vollendung erhoben worden. Nichts

aber hat über das Schicksal der Akademien der Wissenschaften so sehr entschieden, als ihre erste Organisation, die ihnen bis auf unsere Zeiten geblieben ist. Wären sie den Fortschritten gefolgt, welche die Naturwissenschaft seit einem halben Jahrhundert gemacht hat, d. h. hätten sie sich, diesen Fortschritten gemäß, in homogene Klassen gesondert, um einzelnen Zweigen der Naturwissenschaft durch gemeinsame Arbeiten eine höhere Ausbildung zu geben: so würde keins von den Urtheilen gelten, wodurch man ihre Nützlichkeit in Zweifel zieht: anstatt auf die Rolle des Zuschauens beschränkt zu seyn, würden sie die Gelehrten leiten, d. h. eine Belehrung geben, die sie jetzt empfangen; anstatt jede Notabilität, die sich unabhängig von ihnen gebildet hat, ängstlich in ihren Kreis zu ziehen, weil sie sonst in Vergessenheit gerathen könnten, würden sie Notabilität verleihen.

Es sei erlaubt, dies noch weiter zu verfolgen.

Die Wissenschaften können aus zwei Hauptgesichtspunkten betrachtet werden: einmal in Beziehung auf ihre eigene Entwickelung, d. h. auf die Vervollkommnung der wissenschaftlichen Theorien; zweitens in Beziehung auf die Unterweisung.

Für die rasche und regelmäßige Entwickelung der Wissenschaften stellen sich mehre Bedingungen als nothwendig dar. Zunächst ist erforderlich, daß die Erkenntnisse, welche diese Benennung verdienen, daß ihre Beziehungen, daß das Band, welches sie vereinigt, fest bestimmt seien; sodann, daß in allen Zeitabschnitten der Zustand ihrer Erwerbungen genau fixirt werde; ferner, daß die, für ihre zukünftigen Fortschritte zu unternehmenden Arbeiten angezeigt und direkt vorgeschlagen, und daß endlich diese Arbeiten auf einen gemeinschaftlichen

Mittelpunkt zurückgeführt werden, damit es möglich sei, nach dem Zustande und den Bedürfnissen der Wissenschaft darüber zu urtheilen. Am Tage liegt dabei, daß die Erfüllung dieser verschiedenen Bedingungen eine neue Bedingung voraussetzt, nämlich das Daseyn einer gelehrten Körperschaft, welche für diesen Zweck organisirt ist.

Eine solche gelehrte Körperschaft aber giebt es heutigen Tages nicht. Die Akademien, denen man diese Benennung beilegt, erfüllen beinahe keine einzige von den Bedingungen, welche durch jene erfüllt werden sollen. Zuvörderst sind in den Akademien nicht alle Wissenschaften repräsentirt: die allgemeine Wissenschaft und die Wissenschaft der Gesellschaft sind von ihnen ausgeschlossen. Was ist die Folge davon? Keine andere, als daß die Wissenschaften, welche wirklich figuriren, unter sich vereinzelt sind. Außerdem geschieht in den Akademien nichts, was auf eine regelmäßige Vervollkommnung der Wissenschaften abzweckte. Ihre Unzulänglichkeit in dieser Beziehung nachzuweisen, reicht eine einzige Bemerkung hin. Nicht zur Erfüllung einer öffentlichen Verrichtung sind sie gestiftet, wohl aber um als Belohnungsmittel und gewissermaßen als Rückzugsaufenthalt für Männer zu dienen, die sich auf dem Felde der Wissenschaft ausgezeichnet haben. Ohne allen Zweifel sind diese Vereine nicht ganz unnütz; und es sei nun, daß sie als Reizmittel für Diejenigen wirken, deren Ehrgeiz es mit sich bringt, daß sie zu ihnen gehören möchten, oder daß sie ein Mittel der Oeffentlichkeit werden, oder daß sie gelegenheitlich Veranlassung zur Untersuchung gewisser Fragen geben: immer tragen sie, bis zu einem gewissen Punkt, zur Bewegung und zum Fortschritt der Wissenschaft bei. Ihr Ein-

fluß ist jedoch in diesem Betracht von sehr geringer Wichtigkeit; denn, da es ihnen, vermöge ihrer Einrichtungen, an einem thätigen Prinzipe fehlt, und da sie im Uebrigen nur einen Theil der menschlichen Erkenntniß umfassen: so können sie weder eine Gesammtansicht haben, noch die Arbeiten der Gelehrten nach einer solchen Ansicht leiten und vereinigen; so daß, trotz ihrem Daseyn, die Vervollkommnung der Wissenschaft nicht minder individuellen Bemühungen anheim gegeben ist.

Die Unterweisung ist der zweite Gesichtspunkt unter welchen die Wissenschaften sich darstellen; und in dieser Beziehung können sie nicht mehr auf eine direkte Weise aufgefaßt werden. Die Auffassung muß sich vielmehr auf ihr Objekt selbst beziehen.

Soll nun die Unterweisung ihren Zweck erfüllen, so muß sie die ganze Masse menschlicher Erkenntniß in ihrem vollendetsten Zustande umfassen. Der Stoff, den sie verarbeitet, muß ferner auf das Schicklichste vertheilt seyn, um desto sicherer einzudringen in das Auffassungsvermögen. Noch mehr: den verschiedenen Anwendungs-Bedürfnissen der Gesellschaft angeeignet, muß dieser Stoff so geordnet seyn, daß, wenn man sich seiner in einem gewissen Grade von Allgemeinheit bemächtigen, oder nur dem einen oder dem andern Zweige folgen will, die zu durchlaufenden Stufen ein regelmäßiges Ganzes darbieten, das in sich zusammenhängt. Es ist endlich erforderlich, daß der Stoff so angethan sei, daß er die Vervollkommnungen, welche die Wissenschaft erfährt, in sich aufnehmen könne, und daß die Quelle, aus welcher er abfließt, die Kraft habe, ihm den möglich-höchsten Autoritäts-Grad zu ertheilen. Wie man

also auch die Unterweisung anschauen möge: immer stellt sie sich dar als ein Ausfluß der Wissenschaft, als eine nothwendigere Abhängigkeit von derselben.

Wir haben behauptet, daß es, in Beziehung auf die Wissenschaft, heutigen Tages keinen Gelehrten-Körper gebe; denn die Unterweisung knüpft sich durch kein direktes Band an die Akademien, welche bestimmt scheinen, die Stelle des Gelehrten-Körpers auszufüllen. Der Stoff, den sie umfaßt, besteht aus ungleichartigen Elementen, und großen Theils aus Erkenntnissen, die abständig und unnütz geworden sind. Sie begreift zugleich eine allgemeine Wissenschaft (die Theologie) und spezielle Wissenschaften, welche in direktem Widerspruch mit derselben stehen. Diese speziellen Wissenschaften sind die einzigen, welche zu den Einsichten des Jahrhunderts passen; allein den ganzen Zeitraum hindurch, von welchem man annehmen kann, daß er dem Elementar-Unterrichte geweihet sei — ein Zeitraum, der für die Meisten den größten Theil der Zeit bildet, den sie auf ihre Belehrung verwenden können — sind diese Wissenschaften unnützen Kenntnissen untergeordnet, zu welchen, vor allem, die todten Sprachen gehören. Erst späterhin gewinnen sie einige Wichtigkeit; allein, da sie nicht für Jeden zugänglich sind, da ferner der erste Unterricht nicht zur Einleitung gedient hat, da sie endlich, noch außerdem, nicht mit der Absicht gelehrt werden, daß sie angewendet werden sollen: so bleibt die Zahl Derer, die sich mit ihnen befassen, immer gering, und ihr Einfluß ist eben deßwegen null und nichtig.

Die Wissenschaften befinden sich also heutigen Tages großen Theils außerhalb der Unterweisung. Im gleichen

Verhältniß aber sind sie ohne Nutzen für die Gesellschaft. Und dieser Zustand wird nothwendig so lange dauern, als es keinen konstituirten Gelehrten-Körper giebt, und als dieser Gelehrten-Körper nicht selbst die Unterweisung leitet.

Wie groß ist nun die Wahrscheinlichkeit, daß die Akademien der Wissenschaften dahin gelangen werden einen Lehrkörper zu bilden, von welchem die dem Jahrhundert nöthige Unterweisung ausgehen kann?

Mit gesellschaftlichen Instituten verhält es sich nicht anders, als mit allem, was sonst noch dem allgemeinen Entwickelungsgesetz unterworfen ist. Auch sie werden nur sehr allmählig, was sie zu werden bestimmt sind; weßhalb es denn keinesweges gestattet ist, ihren embryonischen Zustand mit dem Zustande ihrer Reife zu verwechseln, und Urtheile, die für den erstern gelten, auch auf den letztern auszudehnen. Wer hätte sich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung wohl einfallen lassen, den Umfang und die Macht zu verkündigen, welche dem Lehr-Körper der christlichen Kirche im zwölften Jahrhundert eigen waren? Erfolgte aber die Entwickelung dieses Lehr-Körpers deßhalb weniger? und hätte sie erfolgen können, wenn sie nicht aus den gesellschaftlichen Bedürfnissen des Zeitraums hervorgegangen wäre, welcher zwischen dem vierten und dem zwölften Jahrhundert in der Mitte liegt? Aehnliches kann den Akademien der Wissenschaften begegnen; ähnliches muß ihnen sogar begegnen, wenn man erwägt, daß ihre Bestimmung nicht verloren gehen kann, und daß diese Bestimmung nichts so sicher mit sich bringt, als das Erweisbare, welcher Art dieses auch seyn möge, zu beschützen, und jenen Zwitterzustand, worin Glauben und Wissen sich

mit einander vereinigen, nicht zurückkehren zu lassen. Nicht fern ist die Zeit, wo die spekulative Philosophie der positiven weichen und die gesellschaftliche Wissenschaft in die Reihe der positiven Wissenschaften eintreten wird. Nach dem Eintritt dieser Zeit wird eine wesentliche Veränderung mit den Akademien der Wissenschaften vorgehen: eine Veränderung, welche ihnen nicht gestatten wird, noch länger in der Absonderung zu beharren, worin sie bisher gelebt haben. Töchter jener höheren Geistesfreiheit, welche aus der Reformation der Kirche hervorging, werden sie ihre Mutter ehren, indem sie sich alles aneignen, was der Wahrheitssinn geboren hat; und gerade hierin wird für sie die Forderung liegen, ihre bisherige Organisation dahin abzuändern, daß sie die Entwickelung der Wissenschaften werkthätig fördern, und die Verbreitung derselben leiten können. Kein **Chamfort**, wie witzig er auch seyn möge, wird sich alsdann die Bemerkung erlauben: „daß, so oft die Akademien einen Mann von Kopf in sich aufgenommen haben, der Geist desselben zusammengeschrumpft sei."

Mit den Akademien der Wissenschaften dürfte es sich also nicht anders verhalten, als mit den Akademien der Künste. Die **organische** Epoche, von welcher wir gesagt haben, daß sie **unausbleiblich** sei, ist für jene eben so wenig gekommen, als für diese. Was indeß gegenwärtig im Kritizismus lebt und wirkt, dient bloß zu ihrer Vorbereitung und Herbeiführung. Ueber kurz oder lang tritt der Zeitpunkt ein, wo der Kritizismus sein Werk vollendet hat, wo die Analysis zur Synthesis wird. Alsdann hat die Stunde geschlagen, wo Fragen wie die, welche wir an die Spitze dieser Abhandlung gestellt haben, nicht mehr einer

einer Beantwortung werth scheinen werden; wo folglich alle die Vorwürfe, welche man den Akademien der Wissenschaften bisher gemacht hat, als hielten sie es weniger mit der Wahrheit, als mit der Schicklichkeit, und als gäben sie keinen Ersatz für das, was sie kosten, nicht länger wiederholt werden können. Denn alsdann ist der Bacon'sche Ausspruch: „daß die Wissenschaft und die Macht des Menschen in Eins zusammenfallen, weil die Unkunde der Ursache uns um den Erfolg bringt," zu einer Thatsache geworden, die nicht länger verkannt werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen
zu einem im Julius-Heft der Quarterly Review vom Jahre 1831 enthaltenen Aufsatz
über
die Gefährlichkeit der Parliaments-Reform.

In seiner Widerlegung der unter dem Titel: „Freundschaftlicher Rath für die Lords" erschienenen, und angeblich von dem Lord Kanzler Brougham herrührenden Schrift, sagt der Quarterly Reviewer am Schlusse:

„Allein es giebt noch eine andere, für das Oberhaus höchst wichtige Ansicht des Gegenstandes (der beabsichtigten Reform). Dieser Körper hat bisher in dem Hause der Gemeinen ein beträchtliches und rechtmäßiges Gewicht gehabt, welches aus Eigenthum und aus dem Zusammenhange mit diesem Hause entsprang. Die letzten Wahlen haben für das gegenwärtige Parliament dies Gewicht sehr vermindert, und es, pro tanto, für die Lords um so nothwendiger gemacht, auf ihrem eigenen Grund und Boden den Stand zu behaupten, der, in früheren Zeiten, durch ihren Einfluß auf die Debatten des Hauses der Gemeinen ein präliminärer war. Sollte die Reform-Bill jemals Gesetz werden, so wird die ganze Macht der Lords darin bestehen, daß sie den Entscheidungen des Hauses der Gemeinen nur mit direkten Bejahungen oder Verneinungen

begegnen können; denn sie haben jenen verschleierten und indirekten, dabei aber mächtigen und heilsamen Einfluß eingebüßt, welcher die ursprünglichen Vorschläge, diese mochten von einzelnen Mitgliedern oder von den Ministern herrühren, so gestaltete, daß sie zuletzt allen Zweigen der Legislatur annehmlich wurden. Gerade diese Operation war es, was bei uns die Aequiponderanz der konstitutionellen Gewalten erhielt, und jene Konflikte verhinderte, wodurch anderwärts alle Versuche einer Trennung und Gleichwägung der Suveränetät zerstört worden sind. Sind wir jemals toll genug, die elastische Triebfeder zu zerbrechen, welche solche Kollisionen mäßigt: so werden die beiden Zweige unserer Legislatur unvermeidlich zerstört werden: — der König und die Lords durch die Demokratie, oder die Gemeinen und die Lords durch einen Despotismus. Dies ist eine so klare Thatsache, als irgend eine moralische Wahrheit es je seyn kann; die ganze Geschichte bezeugt es, und die Erfahrung eines jeden Tages in den letzten 40 Jahren hat es an den Tag gelegt in den Schicksalen Frankreichs und aller der Länder, welche sich auf eine, von der unsrigen verschiedenen Weise haben konstituiren wollen. Selbst in dem Augenblick, wo wir dies schreiben, bedroht ein neues Beispiel dieser gewichtigen Wahrheit den Frieden Frankreichs und der Welt. Eine Reform in den Wahlgesetzen jenes Landes (unendlich weniger ausgedehnt, unendlich weniger demokratisch, als das in England vorgeschlagene) hat vor kurzem Statt gefunden, und ihre erste Wirkung scheint eine Vernichtung der französischen Pairie seyn zu sollen. Wahrscheinlich nun wird die monarchische Gewalt die Pairie

nicht sechs Monate überleben *). Wollen wir uns denn kein Beispiel nehmen an diesen Konvulsionen? Sollen wir uns nicht bewogen fühlen, ein Paar Monate oder Wochen zu warten, um zu sehen, wie die Reform bei unsern Nachbarn abläuft, ehe wir uns mit einem so gefährlichen Experiment befassen? Kann unser Zurückbleiben in unserer gegenwärtigen Stellung auf etwa sechs Monate irgend ein öffentliches Uebel zu Wege bringen? Ist die Meinung für die Reform tief gewurzelt in den Gemüthern des Volks, so wird sie während dieser Zwischenzeit noch stärker werden; und sollte sie, auf der andern Seite, so angethan seyn, daß sie durch Nachdenken und Ueberlegung minder befriedigend und volksthümlich würde, wer ist alsdann so toll, zu sagen, sie müsse in der nächsten Woche durchgesetzt werden, weil, wenn man das nächste Jahr abwarten wollte, sie allgemein verhöhnt seyn würde?

„Die Minorität im Hause der Gemeinen wird ihre Pflicht thun; sollte sie aber unfähig seyn, die verhängnißvolle Bill zu verwerfen oder zu verschieben, so werden wenigstens die Lords es nicht an sich fehlen lassen. Sie müssen wissen, daß diese beunruhigende Krisis hervorgegangen ist aus dem Stande der Partheien, keinesweges aber aus dem Verdienst der Maßregel; und sie werden nicht zugeben, daß vorübergehende Mißhälligkeiten und persönliche Zänkereien die Konstitution Englands für immer

*) Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß dieser Aufsatz im Juni des abgewichenen Jahres geschrieben wurde, wo es allerdings zweifelhaft war, wie weit die französische Deputirten-Kammer in ihrer Abneigung gegen die Pairs-Kammer gehen werde.

Anm. des Herausg.

umstürzen. Sie werden dem Könige eine Gelegenheit geben, die wahren Interessen der Krone und die wirklichen Wünsche seines Volks besser aufzufassen; dem Volke aber werden sie Zeit geben, sich von einer berauschenden Aufregung zu erholen, und reiflich zu überlegen, ob es für die Erhaltung seiner Freiheiten und seines Ruhms nicht angemessener sei, den Grundsätzen getreu zu bleiben, auf welchen die Magna Charta gegründet wurde von den Baronen; wie wir denn das volle Vertrauen hegen, daß sie von den Baronen werde erhalten werden durch ein wiederholtes Nolumes leges Angliae mutari."

So weit der Reviewer.

Das, worin man ihm unbedingt beipflichten muß, ist, daß die Zerstörung dessen, was von ihm „elastische Triebfeder" genannt wird, die wichtigsten Folgen für Großbritannien nach sich ziehen werde. Er versteht darunter jene 200 Repräsentanten, welche die Lords in das Unterhaus schickten, um zu verhindern, daß das Interesse des brittischen Volks anders aufgefaßt und gehandhabt werde, als es *ihrem* Vortheil gemäß war.

Unstreitig beruhet alles, was man Eigenthümlichkeit der brittischen Verfassung zu nennen berechtigt ist, auf der Wirksamkeit dieser Triebfeder, deren Kraft sich hauptsächlich bei Abstimmungen offenbaren mußte. In ihr hatte die englische Regierung den Charakter der Einheit; und obgleich diese Regierung, wie allgemein zugegeben wird, eine oligarchische war, so muß man doch bekennen, daß sie durch den Organismus, den sie jener „elastischen Triebfeder" verdankte, nicht bloß den äußeren Schein des Liberalismus rettete, sondern auch sehr wesentlich auf die Vergrößerung

des Reichs hinwirkte. In Wahrheit, die erstaunenswürdigen Fortschritte, welche England, während eines Zeitraums von etwa 140 Jahren in letzter Beziehung gemacht hat, können nur auf Rechnung seiner eigenthümlichen Verfassung gesetzt werden: einer Verfassung, die, ohne jemals volksmäßig gewesen zu seyn, nichts so sicher mit sich brachte, als daß das Volk zu jedem von ihm verlangten Opfer bereit seyn mußte; einer Verfassung, welche die größte Aehnlichkeit mit der alt-römischen in jener Periode hatte, wo die Bewohner Roms von einer kriegerischen Unternehmung zur andern fortgerissen wurden, ohne jemals zu fragen, wie dies endigen werde, wie es nothwendig endigen müsse. Den ganzen Werth der „elastischen Triebfeder,“ d. h. der fast unbedingten Unterordnung des brittischen Unterhauses unter das brittische Oberhaus zur Anschauung zu bringen, darf man sich also nur die Frage vorlegen, was Großbritannien im neunzehnten Jahrhundert seyn würde, wenn der Organismus seines Parliaments ein anderer gewesen wäre, als er gerade war, d. h. ob Großbritannien ohne diesen Organismus jemals zu den Vergrößerungen gelangt seyn würde, die es in Ost- und Westindien, in Afrika und selbst in Europa erlangt hat? Mit Einem Worte: der Reviewer hat die Wahrheit vollkommen auf seiner Seite, wenn er die „elastische Triebfeder,“ welche das Oberhaus des brittischen Parliaments der Nothwendigkeit überhob, die Beschlüsse des Unterhauses direkt zu bejahen oder zu verneinen, als den wichtigsten Theil der englischen Verfassung geltend macht: sie war es wirklich, so lange sie wirksam seyn konnte, und der Reform läßt sich nur unter der einzigen Bedingung das Wort reden,

daß jene aufgehört habe, wirksam und nützlich zugleich zu seyn.

Ist dies nun wirklich der Fall gewesen? Der Reviewer läugnet dies. Nicht in dem Lichte eines nothwendigen Resultats des ganzen gesellschaftlichen Zustandes Großbritanniens will er die Reformbill betrachtet wissen, sondern nur als ein übereiltes Produkt des Standes der Partheien, oder, was dasselbe sagt, der Lauheit der Tories, als Gegner der Whigs. Ihn über diesen Punkt zu widerlegen ist nicht leicht; denn, da in politischen Dingen sich alles durch Menschen macht, so gewinnt es nur allzu oft das Ansehn, als ob sie auch da Urheber wären, wo sie bloße Werkzeuge sind, und nur der Kraft der Dinge folgen. Indeß darf bemerkt werden, daß, wenn es sich um Verfassungen handelt, nie von einer absoluten Güte derselben die Rede seyn kann; daß ihr ganzer Werth auf ihrer Angemessenheit beruht, und daß, sobald diese verloren gegangen ist, der gesellschaftliche Friede nur dadurch bewahrt werden kann, daß man das politische System dem vorherrschenden Bedürfniß gemäß einrichtet. Die Erfahrung aller Zeiten spricht für die Wahrheit dieser Sätze so entscheidend, daß man behaupten darf: die beste aller Verfassungen sei diejenige, welche die größte Fähigkeit in sich schließet — nicht das gesellschaftliche Bedürfniß zu beherrschen, sondern sich demselben mit der größten Leichtigkeit anzuschließen. Was nun das politische System Englands, so wie wir es seit 140 Jahren kennen gelernt haben, betrifft: so hatte es diese Fähigkeit entweder gar nicht, oder nur in einem sehr geringen Grade. Gleich dem alt-römischen schloß es eine fast unwiderstehliche Kraft der Anre-

gung in sich; und daher die Erscheinung, daß der englische Staat, einen langen Zeitraum hindurch, für den allermächtigsten galt, und dies in mehr als Einem Betracht wirklich war. Doch bei allem, was von Menschen herrührt, sollte man stets des Ausspruchs eingedenk seyn, daß — mortalia cuncta peribunt. Reichte die Kraft des politischen Systems der Engländer nicht so weit, daß sich ihm alles, wie von selbst, unterordnete: so mußte es irgendwo seine Gränze finden, und sobald diese gefunden und mit ihr der Kulminations-Punkt erreicht war, mußte eine rückgängige Bewegung anheben, welche durch keine noch so „elastische Triebfeder" gehemmt oder verzögert werden konnte. Was ausgeblühet hat, muß welken; so will es das allgemeinste Naturgesetz, von welchem Staaten keine Ausnahme machen, obgleich sich nie genau angeben läßt, wie früh oder wie spät die Epoche des Welkens für sie eintreten wird.

Muß nun genauer angegeben werden, was die „elastische Triebfeder," wodurch Unter- und Oberhaus in einem so engen Zusammenhange erhalten wurden, zerbrochen und die Reform-Bill an ihre Stelle gebracht hat: so ist, vor allen Dingen, Rücksicht zu nehmen auf die Kriege, wodurch England, vom Jahre 1793 bis zum Jahre 1816, den alten gesellschaftlichen Zustand Europa's gegen die von der französischen Revolution ausgehenden Erschütterungen vertheidigt hat. Wer aber kennt denn nicht die Phasen und Wechsel dieser Kriege? Und wer ist so wenig unterrichtet, daß er nicht zugeben sollte, der Ausgang dieser Kriege sei der entgegengesetzte von demjenigen gewesen, den sich die brittische Regierung als möglich gedacht hatte? Sieht man

nämlich ab von allem, was in diesen Kriegen vorübergehendes Interesse war, um sich an dem Entscheidenden zu halten: so bestand dies, ganz unfehlbar, darin, daß die spanischen und portugiesischen Kolonien in Folge jener Kriege, namentlich in Folge des Angriffs, den Napoleon Bonaparte, vom Schlusse des Jahres 1807 an, auf die pyrenäische Halbinsel machte, unabhängig von ihren Mutterländern wurden. Grade nun vermöge dieser Unabhängigkeit war der alte gesellschaftliche Zustand der europäischen Welt, so wie er sich in den drei letzten Jahrhunderten ausgebildet hatte, von Grund aus verändert; und wenn die Beziehungen der Kontinental-Staaten zu einander von jetzt an nicht mehr dieselben waren: so hatte besonders England Vortheile eingebüßt, welche durch nichts ersetzt werden konnten. So lange das Produkt der spanisch-amerikanischen Kolonien in dem Hafen von Cadiz zusammenfloß, und England diesen Hafen von Gibraltar aus beherrschte, strömten, den Angaben der zuverlässigsten Statistiker zufolge, alljährlich nicht weniger als 120 Millionen spanischer Piaster den gewerbreichen Städten Großbritanniens zu. Nicht unvortheilhafter war das Handelsverhältniß, worin England zu Portugal stand, so daß man sagen kann, das Produkt Brasiliens habe mehr dem brittischen, als dem portugiesischen Volke angehört. Wie hätte nun der Abfall der Kolonien von den Mutterländern nicht höchst empfindlich für England seyn sollen? Das Schlimmste dabei war, daß England der Erhaltung des alten gesellschaftlichen Zustandes große Opfer dargebracht hatte. Seine Staatsschuld, auf fast 900 Mill. Pf. St. vermehrt, wollte, nach wie vor, verzinset seyn, während die Erwerbfähigkeit der arbeitenden Klasse sich in einer Ab-

nahme befand, deren Gränze sich nicht bestimmen ließ. Dem Mißverhältnisse zwischen nothwendig gewordener starker Ausgabe und alljährlich sich vermindernder Einnahme müssen alle die Verlegenheiten zugeschrieben werden, in welche Englands Staatsmänner seit dem Jahre 1816 gerathen sind. Was man auch dagegen einwenden möge: jenes politische System, mit welchem eine so starke Verschuldung allein zu Stande gebracht war, hatte seine Kraft eingebüßt; und weil man mit demselben nicht vorwärts konnte, so mußte man auf die Einführung einer neuen Ordnung der Dinge Bedacht nehmen. Die Schwierigkeiten nun, welche hierbei zu überwinden waren, denkt man sich nur dann als der Wahrheit gemäß, wenn man weiß, was es mit einer allmähligen Reform auf sich hat. Daß diese in den Planen aller Minister, von Lord Londonderry an, gelegen habe, läßt sich keinen Augenblick verkennen. Ihren Wünschen nach sollte die Verfassung Englands möglichst verschont bleiben; sie hofften sogar bedeutende Veränderungen in Kraft dieser Verfassung zu Stande zu bringen, und wenn sie im Jahre 1831 ihre Zuflucht zu einer Reformbill nahmen, so läßt sich mit der höchsten Sicherheit voraussetzen, daß ihnen keine andere Wahl geblieben sei.

Hätte sich die „elastische Triebfeder,“ welche dem Parliamente Einheit gab, noch länger erhalten lassen, so würde sie erhalten worden seyn; so zu urtheilen gebieten alle Veränderungen, welche Großbritanniens Verfassung in dem Laufe der letzten funfzehn Jahre erfahren hat. Jenem Radikalismus, der sich aller Derjenigen bemächtigt hatte, in deren Urtheil Englands organische Gesetzgebung nur verderblich für das allgemeine Wohlseyn war, stärker entgegen zu

wirken, trug Lord Castlereagh kein Bedenken, alle Mittel der Gewalt und List in Anwendung zu bringen: doch er machte nur allzu bald die Entdeckung, daß es unmöglich sei, die Dinge in dem alten Geleise zu erhalten; und als sich ihm das Gefühl aufdrang, daß Gewalt nur dann etwas zu bewirken vermag, wenn sie von zeitgemäßen Ideen unterstützt ist, zog er es vor, durch einen freiwilligen Tod auszuscheiden. Nach seinem Hintritt nahmen die Reformen ihren Anfang. Die ganze alte Handelsgesetzgebung wurde zu Grabe getragen, weil sie nicht länger mit Verhältnissen bestehen konnte, welche die Handelsfreiheit, d. h. die Aufhebung des Welt-Monopols und des Prohibitiven gebieterisch forderten. Gleiches Schicksal hatte die alte Kriminal- und Zivil-Gesetzgebung Großbritanniens. Dinge, welche früher in Antrag gebracht waren, ohne daß ihre Urheber damit einen starken Eindruck gemacht hatten, gelangten nach und nach zu der Ehre, stehende Artikel zu werden, die von der einen Parliaments-Sitzung zur andern übergingen. Dieser Art waren die Emanzipation der Katholiken und die Parliaments-Reform. Durch indirekte Angriffe auf die Hochkirche brachte man es zunächst dahin, daß die geistlichen Pairs sich den Zurücktritt jener weltlichen Pairs ins Oberhaus gefallen ließen, welche, wegen ihres Katholizismus, seit mehr als hundert und vierzig Jahren daraus verdrängt worden waren. Das Ansehn der Hochkirche noch mehr zu untergraben, wurde zu London eine Universität errichtet, welche die theologische Fakultät von sich ausschloß. Immer lauter und lauter wurde das Zehntwesen zur Sprache gebracht; und da dies Wesen mit dem Korngesetz in enger Verbindung stand, so konnte auch dieses nicht verschont

bleiben. Die Wahrheit übt eine Macht, der man sich auf die Dauer nicht versagen kann. Daher die Erscheinung, daß sehr viele von Denen, welche der Tory-Parthei mit Leib und Seele hätten angehören sollen, von dieser abfielen, und durch ihre Sezession den freisinnigen Ideen, die nun auch die ihrigen geworden waren, größeren Spielraum verschafften; es geschah hierdurch nichts weiter, als was, unter gleichen Umständen, zu allen Zeiten und in allen Ländern geschehen ist, so oft die Dinge eine Gewalt errungen hatten, der man sich nicht ungestraft widersetzen konnte. Herrn Canning's künstlich abgeändertes Korngesetz konnte von dem Oberhause nicht mehr verworfen werden, ohne den Unwillen der arbeitenden Klassen im höchsten Grade anzuregen. Das Verdienst dieses Staatsmanns ist vielleicht übertrieben worden; zum wenigsten muß man sich dahin erklären, daß er der Aufgabe, die durch ihn gelöst werden sollte, eben so wenig gewachsen war, als Lord Castlereagh. Sein frühzeitiger Hintritt war für England nichts weniger, als ein Unfall. Abgelöst durch Lord Goderich, erhielt er einen Nachfolger, dessen Unfähigkeit glücklicherweise nicht lange verkannt werden konnte. Ein berühmter General trat jetzt an die Spitze der Verwaltung; und wer der Gewalt vertraute, hielt England für gerettet durch den gebietenden Charakter des Herzogs von Wellington. Falsche Berechnung! Dem Herzog fehlte nichts von dem, was zu den Grundsätzen und Gesinnungen eines Tory gehört, und eine lange Uebung im Oberbefehl schien jeden Erfolg zu sichern, d. h. jeder Neuerung Thor und Thüre zu verschließen. Nichts desto weniger sah derselbe Staatsmann, der im Jahre 1828 die Emanzipation der Katho-

lichen als verderblich für Großbritanniens Verfassung verworfen hatte, sich im nächsten Jahre genöthigt, sie selbst in Antrag zu bringen, und sich sogar für sie mit einem halsstarrigen Tory (dem Lord Winchelsea) auf Pistolen zu schlagen. Durch die große Maßregel der Emanzipation der Katholiken waren alle Verhältnisse im Innern Englands von Grund aus verändert; hauptsächlich dadurch, daß der Hochkirche jeder Vorzug geraubt war. Die Parliaments-Reform konnte von jetzt an nicht ausbleiben. Der gemeinen Voraussetzung zufolge wurde ihr durch den im Jahre 1830 erfolgten Hintritt Georgs des Vierten der Weg gebahnt; doch alles, was man zugestehen darf, ist, daß ihr Eintritt durch das Ableben dieses Königs beschleunigt worden sei: denn, sie abzuwenden stand eben so wenig in seiner Macht, als er, mit aller Vorliebe für die alte Ordnung der Dinge, im Stande gewesen war, die Emanzipation der Katholiken zu hintertreiben.

In der Reform-Bill ist also nichts enthalten, was man unvorbereitet nennen könnte; sie ist vielmehr das Produkt aller der fehlgeschlagenen Versuche, welche England seit etwa 15 Jahren gemacht hat, seine alte gesellschaftliche Organisation zu sichern. Wäre diese zu retten gewesen, so würde sie durch den Herzog von Wellington gerettet worden seyn, dem es dazu wahrlich weder an Entschlossenheit noch an Beistand gefehlt hat. Wenn der berühmte Besieger Napoleons sich von dem ehrenvollen Posten eines Premier-Ministers zurückgezogen hat: so kann dies nur in der Ueberzeugung geschehen seyn, daß er auf demselben keinem Vaterlande keine wesentlichen Dienste mehr leisten könne, oder, mit andern Worten, daß eine Abänderung

des politischen Systems unabtreiblich geworden sei. Auch bei dieser Gelegenheit hat sich also gezeigt, was es mit aller politischen Größe auf sich hat, und wie schnell sie in sich selbst zusammenfällt, wenn sie von begünstigenden Umständen entblößt ist.

Die „elastische Triebfeder," welche dem Parliamente einen so langen Zeitraum hindurch Einheit gab, ist zerbrochen und kann nicht wieder hergestellt werden. Welche von den beiden Regierungsformen, die der Reviewer sich, nach diesem entscheidenden Ereignisse, als allein möglich denkt, auch eintreten möge: immer wird es heftiger Kollisionen bedürfen, um sie in Wirksamkeit zu bringen. Hierauf nun werden, für die nächste Zukunft, die gesellschaftlichen Erscheinungen in Großbritannien beruhen. Wer diesem Reiche dazu Glück wünschen wollte, würde jeder Erfahrung oder jedem Mitgefühl entsagen müssen. Inzwischen ist es der Mühe werth, sich klar zu machen, aus welchen Gebrechen des gesellschaftlichen Zustandes die Uebel, womit Großbritannien, während des nächsten Menschenalters, zu kämpfen haben wird hervorgegangen sind.

Nur in England, nur in dem reichsten Lande der Welt, sieht man die Massen der Arbeiter den Schrecknissen des Hungers preisgegeben, während dies Land an Lebensmitteln und Gütern aller Art die Hülle und Fülle hat. Will man aber die Ursachen entdecken, welche hauptsächlich dazu beigetragen haben, daß die englische Gesellschaft diesen Charakter angenommen hat: so muß man zurückgehn auf die Revolution von 1689. Sich selbst überlassen in Folge seiner Insular-Lage, konnte England sich in jener Epoche vollständig nach den damals herrschenden Ideen

konstituiren. Aus diesem unzusammenhängenden Gemisch von alter sittlicher Ordnung und unvollendeter Kritik, von Feudalität und kirchlicher Freiheit, von Betriebsamkeit und Privilegien, ist eine industrielle Aristokratie und ein hoher Handels-Adel hervorgegangen. Der Geist der Feindseligkeit, welcher damals zwischen Betriebsamkeit und Aristokratie im ganzen Europa herrschte, erlosch in einem Abkommen zwischen dem normanischen Adel und den Häuptern der englischen Betriebsamkeit; nur der Kampf, der, in der Betriebsamkeit, zwischen den Chefs und den Arbeitern gleichmäßig vorherrschte, wurde fortgesetzt, oder, um dies noch bestimmter auszudrücken, das Bündniß zwischen der Betriebsamkeit und dem Adel brachte die arbeitende Klasse zurück auf die Rolle eines bloßen Werkzeugs der Arbeit, während auf dem festen Lande die Zänkereien zwischen den Herren und den Arbeitern fortdauerten, so wie zwischen Betriebsamkeit und Feudalität. Will man nun das Geheimniß von Englands Reichthum kennen lernen? Sein Adel, in dessen Händen sich die bedeutendsten Kapitalien des Landes befanden, übergab dieselben der Betriebsamkeit: er dachte auf Mittel, die Benutzung seines Vermögens in Grund und Boden mit den fortschrittlichen Verbesserungen desselben zu verbinden; er fühlte die Nothwendigkeit langer Pachtfristen. Gleichzeitig aber leitete er die Handels- und Manufaktur-Unternehmungen, unterstützte dieselben mit seinem Kredit und vervollkommnete die Transport-Mittel des Landes. Sein vorwiegender Einfluß auf die Regierung begünstigte diesen Zustand der Dinge auch im Auslande. So von oben her begünstigt, konnte die Betriebsamkeit in England schnellere Fortschritte machen, als anderswo.

Die physischen Wissenschaften haben daselbst den Charakter der Anwendung gewonnen, und das Korps der Ingenieurs hat sich zwischen ihnen und der Betriebsamkeit in die Mitte gestellt, um beide zu vereinigen. Der Kaufmannsstand, als Theilnehmer am Gewinn, zur Leitung der Unternehmungen berufen, und in den allgemeinen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, faßte Vertrauen zur Regierung, und gewöhnte sich, nach umfassenden Planen zu Werke zu gehen und mit Kühnheit zu spekuliren. Was jedoch die Bauern und die Proletarier betrifft, so bildete sich ihre Lage, auf eine höchst einfache Weise, durch den vollständigen Triumph Derer, welche die Nothwendigkeiten der Zeiten zu ihren Antagonisten gemacht hatten; und so entstand, nach und nach, eine Gesetzgebung, welche einzig darauf abzweckte, den Arbeitslohn so tief herabzudrücken, daß dabei nichts weiter in Betrachtung kommen kann, als der Vortheil des Herrn.

Die englische Gesetzgebung ist auf diese Weise zu einem Meisterstück von Bedrückung der unteren Volksklassen geworden; wahrlich in einem so hohen Grade, daß der klägliche Zustand dieser Klassen, verglichen mit dem stolzen und berechnenden Prunk der Vornehmen, der ganzen Nation den Anstrich giebt, als sei sie zur Hälfte kolonial und zur andern Hälfte europäisch. Die Arbeiter sind nach Kirchspielen eingepferchet, ohne ihre Wohnung von dem einen in das andere anders, als mit Genehmigung der Obrigkeit, verlegen zu dürfen. Die Staats-Marine wird durch die Matrosen-Presse rekrutirt; und an wem könnte diese Presse ausgeübt werden, wenn nicht an dem gemeinen Volke? Man kennt die jährlichen Versendungen begnadigter Verbrecher nach Botany-Bay. Man hat zugleich das Haus der

der Gemeinen, wie das der Lords, mit gleich gefühllosem Ernst die Frage erörtern sehen, ob die Arbeit, welche von Kindern ohne Zahl in einem Alter von sechs bis acht Jahren bestritten wird, auf 12 oder 14 Stunden beschränkt werden müsse. In den meisten Kirchspielen ist es dem Arbeiter eben so erschwert, ein Eigenthum zu erwerben, wie dem Sklaven in den Kolonien. Im Uebrigen ist er vollkommen frei. Begeht er ein Verbrechen, so hat er das Recht — nicht nach dem Urtheil von drei Richtern, sondern nach dem von zwölf Geschworenen dafür bestraft zu werden; und treibt ihn der Hunger zur Empörung, so schießt man ihn nicht eher nieder, als bis er zur Ruhe ermahnt worden ist. Ganz anders sieht es in dem Wirkungskreise seiner reellen Angelegenheiten aus: da giebt es keine Jury mehr, wohl aber Zivil-Tribunale, welche unzugänglich sind für jeden, der nicht große Summen aufopfern kann. Dazu kommt die Biersteuer, das Korn-Monopol, die Unterdrückung der Vereinbarungen, und als Rettungsmittel die Armen-Taxe, welche in England nicht den Endzweck hat, diejenigen zu unterstützen, welche aus Alter oder Gebrechlichkeit nicht mehr arbeiten können, wohl aber den Arbeitern zu Hülfe zu kommen, die sich von dem Arbeitslohn nicht ernähren können.

Alle Bewegungen des gesellschaftlichen Körpers in Großbritannien sind rein physisch; zum wenigsten ist dies bisher der Fall gewesen. Hieraus erklärt sich, daß die Aristokratie bis auf unsere Zeiten ohne Gefühl geblieben ist bei Zuckungen, die sie hinsichtlich ihrer Wirkungen nur auf die augenblicklich unterbrochene materielle Produktion zu beziehen gewohnt ist. Die Geister sogar bleiben durch ihr

System beengt; und es sind mehre Anzeigen vorhanden, nach welchen selbst die kühnste Opposition und die umsichtigste Philanthropie nicht begriff, wie es möglich sei, sich von diesem System zu trennen. Die Werke zweier gleichzeitigen Staatswirthschaftslehrer (Malthus und Ricardo) geben unverwerfliches Zeugniß von dieser sittlichen Unterdrückung der Geister; denn, wie will man sich sonst die Meinungen dieser berühmten Männer über Arbeitslohn und Bevölkerung erklären? wie sich erklären, daß, während Wissenschaft und Menschenliebe sich bemühen, die Leiden der arbeitenden Klasse zu vermindern, jene sich zu Ideen herablassen, die das Blut in die Wangen treiben, indem sie geradesweges zu der Behauptung führen: „daß, da die gegenwärtig in Großbritannien bestehende Betriebsamkeits-Ordnung eine wesentliche Grundlage des menschlichen Daseins sei, so werde die Unterordnung aller menschlichen Gefühle und Interessen unter dieselbe nothwendig; die Frauen der Volksklasse müssen also der Schaam und dem Muttergefühl gleich sehr entsagen, die Männer aber jeden Gedanken, jede Hoffnung physischer und sittlicher Vervollkommnung fahren lassen: denn alles, was die Menschheit seit Jahrtausenden verehrt habe, stehe in direktem Widerspruch mit der englischen Konstitution, auf deren Rettung man allein bedacht seyn dürfe."

In Wahrheit, man darf die Werke der Herren Malthus und Ricardo für diejenigen nehmen, worin die Nothwendigkeit der Reform-Bill auf eine indirekte Weise am vollständigsten dargethan ist. Nur allzu lange hat man sich, in und außer England, dem Wahne hingegeben, daß dies Königreich, vermöge seiner Insular-Lage, ausgenommen

sei von der allgemeinen Bewegung der Völker; es fehlte sogar nicht viel daran, daß man es für seine eigene Gattung hielt, d. h. für einen Staat, der in keinem Punkte an das große Ganze des menschlichen Geschlechts gebunden sei, und keine andere Bestimmung habe, als diesem eine beliebige Richtung zu geben. Nun wohl! der Zeitpunkt ist gekommen, wo man zu der Ueberzeugung gelangen wird, daß gleiche Fehler in der organischen Gesetzgebung allenthalben dieselben Wirkungen hervorbringen, und nicht anders als durch heftige Krämpfe beseitigt werden können.

Ueber
einen wesentlichen Fortschritt zur positiven Philosophie.

Man kann die wichtigen Dienste, welche Theologie und Metaphysik in früheren Perioden geleistet haben, vollständig anerkennen, und dabei doch die Ueberzeugung nähren, daß der menschliche Geist nicht bestimmt sei, bis in alle Ewigkeit Theogonien zu schaffen, oder sich auf immer mit Logomachien abfinden zu lassen. Je tiefer man in das Wesen des Menschen, so wie in das der menschlichen Gesellschaft eindringt: desto sicherer macht man die Entdeckung:

„daß die genauste und vollständigste Kenntniß der Naturgesetze, folglich auch die sorgfältigste Erforschung der Einwirkung, zu welcher das menschliche Geschlecht in Beziehung auf die Außenwelt berufen ist, die wahren und konstanten Gegenstände bilden, auf welche der menschliche Geist, sobald seine vorläufige Erziehung beendigt ist, seine Aufmerksamkeit zu richten hat.“

Hiernach ist die positive, d. h. die auf Beweis (nicht auf Konjektur) gegründete Philosophie der Endzustand des Menschen, oder derjenige Zustand, dem nur der gänzliche Stillstand unseres Denkvermögens ein Ziel setzen kann. Dabei aber darf nicht unbemerkt bleiben, daß der Reiz, den sie darbietet, und ihre vollkommene Uebereinstimmung

mit der Natur unserer geistigen Bedürfnisse so beschaffen sind, daß, sobald sie angefangen hat, sich durch die Entdeckung einiger großen Naturgesetze, wie z. B. die astronomischen sind, zu bilden, die ausgezeichnetsten Geister den so verführerischen Hoffnungen erhabener und absoluter Wissenschaft, wie Theologie und Metaphysik sie gewähren, mit Leichtigkeit entsagen, um mit verstärktem Eifer jene Genugthuung zu suchen, welche sich an reelle und genaue Erkenntniß knüpft.

Am wenigsten bedarf es in unseren Zeiten eines grossen Aufwandes von Worten, um eine Tendenz ins Klare zu setzen, die sich jeden Augenblick und auf tausendfache Weise darstellt.

Der Ekel vor mystischen und unbestimmten Begriffen offenbart sich allenthalben, wo diese in Konkurrenz gebracht werden mit Begriffen, die, weil sie wirklichen Gegenständen entsprechen, die Benennung der positiven und natürlichen verdienen. Sogar der gemeine Sprachgebrauch verkündet, wie weit wir uns von unseren früheren Anschauungen, diese mochten theologische oder metaphysische seyn, entfernt haben. Das Wort „Wissenschaft," welches, einen langen Zeitraum hindurch, nur auf theologische und metaphysische Spekulationen, in der Folge nur auf Untersuchungen reiner Gelehrsamkeit angewendet wurde, bezeichnet, heut zu Tage, so oft es vereinzelt ist, selbst in der gemeinen Bedeutung, nur p o s i t i v e K e n n t n i s s e; und will man ihm eine andere Bedeutung geben, so ist man genöthigt, seine Zuflucht zu einer Umschreibung zu nehmen, die es verständlich macht. Gewisse Erscheinungen der europäischen Literatur setzen das, wovon hier die Rede ist, in ein noch

helleres Licht. Vor uns liegt Edinburgh Journal of Science. Weßhalb enthält diese Zeitschrift keine einzige Abhandlung theologischen oder metaphysischen Inhalts? Es läßt sich schwerlich ein anderer Grund davon angeben, als daß der Begriff der Wissenschaft sich auf das Erweisliche beschränkt hat.

Seitdem Isaak Newton das allgemeine Gesetz der astronomischen Erscheinungen entschleiert hat, ist schwerlich irgend ein Jahr verflossen, worin es sich nicht als unabläugbare Thatsache dargestellt hätte:

„daß der menschliche Geist, vermöge seiner Natur, in allen Richtungen, worin er sich übt, nach und nach, durch drei wesentlich verschiedene Zustände geht, welche nur dann richtig bezeichnet werden, wenn man sie durch die Benennungen von theologisch, metaphysisch und positiv unterscheidet: Zustände, von welchen der erste als vorläufig, der zweite als den Uebergang bildend, der dritte endlich als bleibend gedacht werden muß."

Durch diese, zu einem Fundamental-Gesetz erhobene Thatsache gewinnt man einen festen Abgangspunkt für jede Untersuchung, deren Gegenstand der Mensch und die Gesellschaft ist. Wer sie nicht gefunden, oder sich nicht damit vertraut gemacht hat, vermengt, auf eine unvermeidliche Weise, das Unerweisliche mit dem Erweisbaren; und sofern er sich auf die Erklärung gesellschaftlicher Phänomene einläßt, kann er nie umhin, das Hypothetische dem Evidenten gleich zu setzen, während derjenige, der zu einer sicheren Anschauung des natürlichen Entwickelungsganges

des menschlichen Geistes gelangt ist, nie in diesen Fehler verfallen kann.

Billig nun sollten wir hier auseinander setzen, nach welcher Methode und in welcher Aufeinanderfolge die Wissenschaften positiv geworden sind; denn daraus würde am deutlichsten hervorgehen, weßhalb die Philosophie bis auf unsere Zeiten noch nicht in diesen Zustand eingetreten ist. Da uns jedoch eine solche Auseinandersetzung allzu weit von unserem Ziele abführen würde, so beschränken wir uns auf die Bemerkung:

„daß, abgesehen von allem, was in England und in Frankreich für diesen Zweck geschehen ist, das instinktive Bestreben deutscher Philosophen, seit etwa hundert und dreißig Jahren, d. h. seit den Bemühungen des berühmten Christian Wolf, kein anderes Ziel gehabt hat, als ihre Wissenschaft aus dem Zustande des Metaphysizismus zu dem des Positivismus zu erheben.“

Hiermit wollen wir nichts weiter ausdrücken, als daß Deutschlands Philosophen in dem angegebenen Zeitraume redlich darauf ausgingen, die spekulative Philosophie so zu verwandeln, daß sie dieselbe Evidenz gewann, welche der Astrologie in der Gestalt der Astronomie, der Alchemie in der Gestalt der Chemie zu Theil geworden ist.

Man würde aber die Wahrheit nicht auf seiner Seite haben, wenn man behaupten wollte, daß alle Bemühungen zu diesem Endzweck rein vergeblich gewesen seien. Der natürliche Entwickelungsgang des menschlichen Geistes verträgt sich nicht mit Sprüngen; und weil die Wahrheit sich nur finden, nie mit Sturm erobern läßt, bedarf es,

um zu ihr zu gelangen, der allmähligen Uebergänge. Waren denn nicht volle hundert und sieben und vierzig Jahre erforderlich, ehe der astronomische Gedanke des Kopernikus durch Isaak Newton zur Evidenz erhoben werden konnte? und hatten Geister, wie Bacon, DesCartes, Galilei, Kepler und Huygens noch eine andere Bestimmung, als „die mathematischen Prinzipien der natürlichen Philosophie Newtons" vorzubereiten? Ein gleiches Schicksal hat die Philosophie im strengeren Sinne des Worts getroffen.

Unstreitig ist man berechtigt, alle die Versuche, welche seit einem halben Jahrhundert gemacht worden sind, um die Philosophie von den Schlacken des Metaphysizismus zu reinigen, als fehlgeschlagen zu betrachten. Daraus folgt jedoch keinesweges, daß Männer, wie Kant, Fichte, Schelling, Hegel u. s. w. vergeblich gearbeitet haben. Wäre durch alle diese Heroen der neueren Philosophie auch nichts weiter geleistet worden, als daß jeder von ihnen seine Wissenschaft dem Kulminations-Punkte, auf welchem sie sich nicht halten konnte, näher geführt hat: so würde dadurch nicht wenig geleistet worden seyn. Es steht ja niemals schlecht um eine Wissenschaft, wenn die Krisis für sie eingetreten ist; denn, da sie in dieser niemals untergehen kann, so muß sie geläutert und verjüngt daraus hervortreten. Als wir, vor etwa zwei Jahren, in Herrn Lautiers „philosophischen Umrissen" lasen: „daß der Widerspruch alles, daß folglich $a = \text{non}\ a$ die Quelle alles Wahren sei," da (wir wollen es mit voller Aufrichtigkeit bekennen) schöpften wir zuerst die frohe Hoffnung, daß die letzte Stunde für die spekulative Philosophie geschlagen habe, das heißt, daß ihre Verwande-

lung in eine positive Philosophie nun nicht länger zweifelhaft sei.

Wir haben uns nicht geirrt. Zum wenigsten belebt ein, vor wenigen Wochen erschienenes Werk unsere Erwartungen bis zur höchsten Freudigkeit. Dies Werk ist der Antäus von O. Fr. Gruppe: ein Briefwechsel über die spekulative Philosophie in ihrem Konflikt mit Wissenschaft und Sprache. Wir sehen darin eine Brücke, welche aus der Region chaotischer Finsterniß und Verwirrung in die des Lichts und der Ordnung führt; und unsere Leser mit der Beschaffenheit dieser Brücke bekannt zu machen, ist die Aufgabe, die wir uns in diesem Artikel gestellt haben.

Den Inhalt des Werks suchen wir in Folgendem zusammenzufassen, hierbei den Gedankengang beibehaltend, welchen die Briefform, abweichend und wieder zurückführend, nicht immer auf nächstem, wenigstens nicht auf geradem Wege nimmt.

Es schreibt ein junger Mann, der, schon früher mit philosophischen Studien vertraut, nunmehr durch seinen Aufenthalt in Berlin mit Hegelscher Philosophie aus den mündlichen Vorträgen des Meisters selbst bekannt geworden ist, an einen älteren Freund. Mit Letzterem früher im Einverständniß gegen alle spekulative Philosophie eingenommen, bekennt er jetzt seine völlige Sinnesänderung und verräth sogleich an der Bestimmtheit, womit er endlich das einzige unwandelbare Heil gefunden zu haben glaubt, daß wir einen leibhaften Schüler Hegels haben. Er will seinen ehemaligen Lehrer bekehren. Früher habe er immer diese Schule für mystisch gehalten, finde sie jetzt aber besonnen,

klar, gründlich; er habe bisher geglaubt, sie verwerfe die Resultate der Erfahrung, allein er finde jetzt, daß sie dieselben anerkenne, nur daß sie nicht in ihnen alles erschöpft meine, sondern noch eine höhere begriffsmäßige Einsicht von allen Erscheinungen verheiße und wirklich darbiete. Eine ganz neue Welt innerer, ewiger, allumfassender Erkenntniß sei ihm hier aufgegangen, ein volles Konzert, wogegen sich die Wissenschaft, die er sonst gekannt, nur wie einzelne Stimmen verhalte, in denen die Pausen die größte Rolle spielen. Der Freund antwortet, nach näherer Angabe der Methode, wonach er verfahren wolle, zunächst mit einer Erzählung von der Anordnung, welche seine Gemahlin in seiner Bibliothek nach dem äußeren Format der Bände getroffen, damit hindeutend auf die Scheinbarkeit der bloßen Ordnung in den Systemen, und anzeigend, daß diese noch nicht Gesetz und Einsicht sei. Dasselbe wird durchgeführt von der scheinbaren Unordnung im Fixsternhimmel, verglichen mit der Regelmäßigkeit der Straßenlaternen. Ferner sei Dunkel nicht Tiefe, Klarheit nicht Oberflächlichkeit; im Menschen, besonders aber in der Jugend, liege ein natürlicher Hang zum Mystischen. Die Mystik des 19ten Jahrhunderts sei freilich im Aeußern anders, als die früherer Zeiten, im Wesentlichen aber dieselbe. Sie strebe in einer Formel auf einmal hinter den Kern aller Erscheinungen zu kommen, mit Einem Sprung Aufschluß über alle Dinge zu haben; sie personifizire nur menschliche Ungeduld. Ihr gegenüber wird nun die empirische Methode, wie sie Bacon aufgestellt, genau charakterisirt, es wird gesagt, worin das Eigenthümliche des Versuchs bestehe; dieser sei der Mittelpunkt empirischer Wissenschaft, welche für künftige Geschlechter arbeite, immer positive Fort-

schritte herbeiführe, zu immer allgemeineren und höheren Gesetzen aufsteige, sich im Einzelnen immer mehr vervollständige, aber im Ganzen niemals einem Sturze ausgesetzt sei, wie die Spekulation, die nur für den Tag gelte. Empirische Wissenschaft wird von beobachtender und historischer noch unterschieden; erstere ist der ausschließliche Vorzug der neueren Zeit. Weil die Griechen über die Natur spekulirten, darum hatten sie keine Naturwissenschaft. Losung der Empirie in dem Worte Resignation; Charakter der Spekulation in dem Vorgeben von erschöpfender Allgemeinheit ihrer Sätze. Das Denken, dem letztere vertraue, sei für sie eine unbekannte Größe; um diese zu erforschen, bedürfe es zuvörderst der Untersuchung, welchen Antheil die Sprache am Denken habe, und in welcher Abhängigkeit dies von jener stehe. Es löse sich nun diese Untersuchung zunächst in folgende auf: „Welchen wahren Sinn haben unsere abstrakten Ausdrücke, welchen Sinn haben die Gattungsnamen? Sind sie im Gedanken oder in der Natur feststehende Theilungen, oder sind es nur willkührliche Zusammenfassungen? Haben sie außer ihrer praktischen Anwendung einen absoluten Sinn und Gebrauch? Wie weit reicht ihre Geltung, wie weit sind sie unverdächtig? Was sind jene Begriffe, aus denen selbständige, begriffsmäßige Erkenntniß soll entwickelt werden können."

In dem nächst-folgenden Briefe, dem dritten, macht der junge Philosoph uns gelegentlich mit ferneren Lehren Hegels bekannt, indem er sich bemüht, mit Präoccupationen seinem Gegner das Feld abzugewinnen. Daß die Begriffe den Widerspruch in sich enthalten, sei weder im Allgemeinen etwas Störendes und Anstößiges, noch für ihn etwas

Neues; Hegel setze den Widerspruch selbst als wesentliches Element aller Dinge. Man könne ferner nicht eine spätere und vollendetere Gestaltung des Gedankens durch einen frühere unvollendete widerlegen, nicht das Konkrete durch das Abstrakte, wie der Gegner doch durchblicken lasse. In der Antwort bemerkt nun der Letztere hauptsächlich den ganz verschiedenen Gebrauch der Worte „abstrakt und konkret,“ mit welchem Hegel durchaus von dem Gewöhnlichen abweiche. Es veranlaßt zur Beilage einer Abhandlung, in welcher zunächst nur die Geschichte des bloßen Worts „abstrakt,“ speziell durchgeführt wird. Schon hier ergiebt sich manches Neue. Den Griechen und Römern hat der Begriff ganz gefehlt; er ist aufgekommen um den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in dem Kampfe der Nominalisten gegen die Realisten, indem erstere, welche die reelle Existenz der sogenannten Universalien, so wie auch der Verhältnißbegriffe bestritten, dieselben vielmehr als von den Dingen abgezogen ausgaben. Erweitert ward der gewonnene Begriff durch die aufkommende empirische Methode, und namentlich gebraucht ihn Bacon von den nichtssagenden ganz allgemeinsten Prinzipien, welche nicht durch eine ununterbrochene Reihe immer allgemeinerer Begriffe, zuletzt von Erscheinungen und Wahrnehmungen herkommen. Wiederum verändert ward die Bedeutung des Worts „Abstraktum,“ als Locke untersuchte über angeborne Erkenntniß, und sich für den Ursprung aller Erkenntniß aus der Erfahrung entschied. Leibnitz widersprach ihm und spekulirte fort. Umfassender glaubte Kant die Streitsache zu behandeln. Ihm gab es auch Begriffe a priori; aber die Ergebnisse von Lockes Induktion waren doch nicht mehr abzustreiten. So ward ein zwiefaches Er-

kenntnißvermögen erfunden, und wie schon früher ähnlich geschehen, für das a posteriori der Verstand, für das a priori die Vernunft gestempelt; ihnen fielen die abstrakten Begriffe zu, diesem die Ideen. Beiden Vermögen aber verbot Kant das Spekuliren. Sein Verbot ward von den Nachfolgern nicht gehalten, und nunmehr sah man in der Vernunft das eigentlich spekulative Vermögen, in dem Verstande das reflektirende. Als sich aber auf anderem Wege der philosophische Lehrsatz einstellte, der Gedanke treibe sich selbst zur Realität, die geistige Welt finde sich mit ihrer ganzen Logik in der Natur wieder, da ward endlich der Begriff des Abstrakten völlig ein anderer. Das Unvollkommenere, Einseitigere, weniger Inhaltsvolle in den Erscheinungen hieß jetzt abstrakt, das Gegentheil konkret; es gab abstrakte Dinge und konkrete Gedanken, im vollsten Widerspruch mit jener Vorstellung, aus welcher beide Begriffe ihren Ursprung herleiten. Den Begriff des Konkreten weiset der Verfasser gleichfalls in seiner Herkunft nach, und er möchte dies zuerst gethan haben. Aus dem Ganzen aber geht hervor, daß die bloße Bedeutung, in welcher die neueste Spekulation die fraglichen Worte gebraucht, schon einen Widersinn einschließe, der nur durch unzulängliche Kenntniß des wahren historischen Zusammenhanges möglich gewesen; allein es ist mehr als der Gebrauch der Worte, und berührt schon das Wesentliche der Systeme selbst.

Eine zweite Beilage enthält einen sehr anschaulichen Vergleich der Geschichte der Philosophie mit einer Burgruine, an der alle Geschlechter nach ihrer Bequemlichkeit gebaut.

Den fünften Brief schreibt der Freund der Spekulation. Er erklärt darin sehr eindringlich, daß mit der Spekulation alles Geistige verloren zu seyn scheine, und nichts als Materialismus bleibe. Darauf erhält er zur Antwort, daß der Materialismus nichts mit empirischen Forschungen zu thun habe, vielmehr, wie näher dargethan wird, selbst nur für Spekulation angesehen werden müsse. Es solle übrigens auch nichts aufgegeben werden, bevor nicht erwiesen, daß daran nichts verloren sei. Man dürfe der Empirie den Geist nicht abstreiten; sie nur habe die großen Entdeckungen gemacht, nicht die Spekulation: denn die Entdeckung bestehe nicht in dem hingeworfenen Gedanken, sondern in dem Beweise. Ueber Hegels Verkleinerung Newtons wird hier Beschwerde geführt. Im Ferneren kommt auf die humoristischen Schriftsteller und deren Gleichnisse die Rede. Man müsse übrigens zwei Arten von Vergleichungen unterscheiden, solche, wo bei völliger Heterogenität der verglichenen Dinge irgend etwas ganz Aeußerliches übereinstimmt und oft selbst das Wort in verschiedener Bedeutung genommen werden muß, dann andererseits solche, wo wirklich eine innere Verwandschaft zum Grunde liegt. Jene sind bloß unterhaltend, diese schließen übrigens Keime großer Naturzusammenhänge ein. Wenn nun die spekulative Philosophie, neuester Zeit besonders, mit ihrer durchgeführten Vergleichung und Parallelisirung der geistigen und materiellen Welt bestehe, so seien leider ihre Zusammenstellungen meist von der ersten Art, u. s. w.

Im siebenten Briefe versicht der Vorkämpfer der Spekulation mit einem fast zornigen Ernst die Sätze: „Giebt es ein Wissen, wenn dies nicht objektiv ist? Giebt es noch eine Vernunft, wenn sie bloß subjektiv ist?“ Er

sagt: „die menschliche Vernunft muß in der Natur eine ihr entsprechende finden, ich meine vorfinden, nicht aus subjektivem Belieben hineintragen; der Mensch muß die dort vorhandene Vernunft mit der seinigen als identisch anerkennen: dies allein ist Einsehen, Erkennen, Begreifen.“ Zum Schluß: „Wahrlich jede philosophische Untersuchung, welche wirklich in die Tiefe geht, wirklich den Inhalt aller Fragen nach Erkenntniß in ihrem Kern zu fassen weiß, muß immer zurückkehren auf die Identität des Denkens und Seyns, des Subjekts und Objekts, der Natur und des Geistes. Je innerlicher sie dies dem unmittelbaren Bewußtsein Unbegreifliche, und in der That das einzig Unbegreifliche, löset, um so höher wird sie stehen.“

Die Widerlegung dessen ist der Inhalt der nächsten Briefe. Zuvörderst wird ein früherer Faden aufgenommen und darüber gehandelt, ob die Gattungen in der Natur gegeben sind, oder ob sie bloß unserer Auffassung angehören. Der Verfasser beweiset das Letztere, indem er dazu sich hauptsächlich der Chemie bedient, weil die Sache, die überall deutlich ist, hier doch am alleraugenscheinlichsten hervortritt, so wie sie denn von den Chemikern ausdrücklich hat anerkannt werden müssen. Wirklich, wie gezeigt wird, ist hier die Wissenschaft am Ende der Sprache; nicht eine einzige Definition läßt sich halten, alle Unterschiede laufen durcheinander, nirgend ist eine natürliche Gränze, es sind alles nur willkührliche Theilungen nach unseren Gesichtspunkten und Interessen. Die empirische Wissenschaft findet darin keinen Nachtheil; Steffens aber sagt „die spekulative Konstruktion leidet keine Kontinuität.“ Es ist übrigens dieser Theil des Werks, auf welchen sich weiterhin viel

gründet, besonders ausführlich behandelt. Schon hier wird dargethan, daß selbst der Dualismus einer geistigen und körperlichen Welt, worauf sich doch das obige spekulative Raisonnement einzig stützt, keinen besseren Grund für sich habe, als eine sehr unwissenschaftliche Anschauung.

Der neunte Brief, im Interesse der Spekulation geschrieben, enthält abermals Präoccupationen, welche wir übergehen, um gleich zur Hauptsache zu kommen, die jetzt bevorsteht. Der Gegner entwirft eine innere Geschichte der neueren spekulativen Philosophie. Die große und schnelle Ausbildung fast aller Theile der mechanischen Naturlehre, und der damit zusammenhängende Atomismus hat im vorigen Jahrhundert die Neigung zum Materialismus und Maschinismus in seinen verschiedenen Nüanzen hervorgerufen; der darauf geltend gewordene Dynamismus, der sich bald mit dem Spiritualismus vereinigte, gab einer entgegengesetzten spekulativen Ansicht neuen Aufschwung. Das Religiöse fand hier Schutz und förderte seinerseits. Nach Locke's Sensualismus, Berkeley's subjektivem Idealismus und Humes Skeptizismus, brachte Kant Begriffe a priori und Postulate der Vernunft wieder, seine Schüler thaten neue hinzu, und die Spekulation war bald in besserem Gange, als je. In Kants intellectus archetypus lag vornehmlich der Anknüpfungspunkt für spätere Konstruktion.

Unsere Zusammenfassung kann namentlich in diesem Theile, wo so viele Fäden durcheinander gehen, die alle im Einzelnen verfolgt seyn wollen, nur höchst mangelhaft seyn; daher beschränken wir uns hier, sogar den eigenthümlichen Zusammenhang des Ganzen aufgebend, nur auf einzelne her-

hervorstechende Gedanken. Darunter tritt der Folgende besonders als neu entgegen.

So oft man in der Philosophie den Dualismus zweier Welten, die nichts mit einander gemein haben sollen, urgirte; fand sich in der Schöpfungs- und Erkenntniß-Theorie die unübersteigliche Schwierigkeit, wie ein Verkehr der einen mit der andern möglich sei. Nichts blieb alsdann übrig, als diese Schwierigkeit selbst in einen Lehrsatz zu verkleiden, und einen ursprünglichen, unmittelbaren oder vermittelten Parallelismus der geistigen und körperlichen Welt von vorn herein anzunehmen. In allen spekulativen Systemen hat dies noch geschehen müssen, bei Empedokles wie bei Plato, hauptsächlich aber bei den Neu-Platonikern. Die Scholastiker finden wir in einer völligen Verwirrung des Realen und Idealen; sobald diese sich einigermaßen in den Dualismus der gewöhnlichen Anschauung aufklärte, da erschienen auch in Nicolaus de Cusa und in Giordano Bruno Systeme der bezeichneten Art. Ebenso, als Descartes den Dualismus einer geistigen einfachen und einer materiellen theilbaren Welt hervorhob, entsprangen sofort die occasionalistischen Systeme von Geulinx und Malebranche und die prästabilirte Harmonie von Spinoza und Leibnitz. Kant erneuerte nur stärker den schroffen Gegensatz einer subjektiven und objektiven Welt, der Vorstellung und des Dinges an sich: die Sache konnte, ihrer Natur nach, nur in den Systemen eines solchen ursprünglichen Parallelismus endigen, wie ihn die heutigen Naturphilosophen lehren. Dahin führt nun der Dualismus in ewiger Runde, aber er selbst ist weit entfernt eine wahrhaft wissenschaftliche Begründung für sich zu haben.

Noch wird mit größerer Ausführlichkeit entwickelt, welchen wesentlichen Einfluß ästhetische Ansichten, die ihrerseits auf eigener Entwickelungsreihe stehen, oder auch geradezu die deutsche Poesie und namentlich die poetischen Charaktere von Göthe und Schiller auf die Gestaltung der Naturphilosophie gehabt. Zugleich wird mit einigen Grundstrichen ein Bild des letzteren entworfen.

Der elfte Brief steht wieder unter der Fahne der Spekulation. Seinem früheren Versprechen gemäß entwickelt jetzt der junge Philosoph einige Hauptlehren Hegels, welche sich gerade da bequem anfügen, wo der Gegner seine Darstellung der neueren Philosophie abgebrochen. Der Schreibende faßt selbst schon einen vorübergehenden Zweifel an der sprachlichen Ausdrucksweise einiger Sätze, hofft aber hier die Sache seines Meisters durch die Bemühung des Gegners nicht umgestoßen, sondern nur ins Reine gebracht zu sehen.

Jetzt ist alles vorbereitet und mit dem zwölften Brief werden wir wieder zu dem Hauptgange der Untersuchung zurückgeführt: der Abhängigkeit des Denkens von der Sprache. Die Gattungsnamen waren schon oben behandelt worden: jetzt kommen die Merkmalsbegriffe an die Reihe. Sie können nicht gründlich betrachtet werden, ohne auf die Natur der Urtheile einzugehn. Dies geschieht nun, so weit es hier unerläßlich ist; eine gründlichere Untersuchung über diesen Punkt behält der Verfasser, wie er späterhin andeutet, für ein künftiges Werk sich vor. Es heißt: „Hätte die Sprache keine andere Funktion, als bloß die Dinge zu benennen, um sie danach einzeln bezeichnen und andeuten zu können: so wäre sie überhaupt fast überflüssig. — Aber

die Sprache hat vielmehr vor allen Dingen erst zu suchen, was bezeichnet werden solle, was verdient mit einem bestimmten Ausdruck benannt zu werden." Wir können auch hier den Gang der Uebertragung nicht folgen, und bleiben bei dem Resultate stehen, daß jedes Merkmal nur das Ergebniß einer Vergleichung, einer Untersuchung sei. Auf diesem Wege allein werden noch heut immer neue und neue Merkmalsbegriffe gewonnen; nicht anders in den Anfängen der Sprachen. Dies liegt ungemein nahe; gleichwohl lehren die Philosophen das Gegentheil; selbst der sensualistische Locke behauptet: each distinct abstract idea is a distinct essence. Es folgt eine nähere Betrachtung der Bildung und Bereicherung der Sprachen, mit dem steten Rückblick, welche Rolle in ihr eigentlich die Worte spielen. Dann geht es noch weiter bis auf die Natur der Sprache selbst, und es wird von der Entstehung der grammatischen Formen gehandelt. Nichts Einzelnes läßt sich hier herausheben. Das Resultat deuten wir mit den Worten des Verfassers an: „Zunächst imponirt die Einsicht, daß die Sprache in ihrem Anfange nicht etwas von einem Sprachmeister, welcher Gott seyn sollte, überliefertes, sondern ein Gewordenes und organisch Erwachsenes sei; aber durch und durch bis auf die innersten und kleinsten Theile, bis auf die Muskelfasern und auf die Atome, Leben, Wachsthum, Geschichte, Organismus, Gedanke. Allein wiederum nicht wie das Leben oder der Organismus eines Individuums, das einen Kulminations-Punkt hat, und dann weiter hinab sich zu seinem Ende neigt, sondern ganze Geschlechter von Organismen, die sich immer zertrümmern und erneuern, so daß die Trümmer der alten nur der

Fruchtboden für neue Organisation, für neue veränderte Anwendung derselben Gesetze werden, bis dann Bewußtsein, Gedächtniß, Nachgefühl und Vermuthung jenes früheren Lebens und Wachsens bis auf die letzte Spur aussterben und die Sprache sich als ein mit dem Denken zugleich Gegebenes, aus ihm unmittelbar Resultirendes und gleichsam dadurch allein und auf einmal Erklärliches darstellt."

Im Folgenden nun wird der Unterschied der alten und neuen Sprachen, welchen A. W. Schlegel unter der Disjunktion der synthetischen und analytischen faßt, weiter ausgeführt, und es tritt dadurch das Vorige noch deutlicher ins Licht.

Der dreizehnte Brief stellt Hegels Verhältniß zur Theologie dar. Er ist von einem Theologen geschrieben, der als eifrig in allem Thun eingeführt wird. Auch diesem Theil wurde schon im Früheren vorgearbeitet durch Andeutung der Rolle, welche die Dreieinigkeit in den neueren Systemen übernimmt. Von der Dreieinigkeit ist hier vorzugsweise die Rede. Ohne daß der Briefsteller, der sonst nicht üble Lust dazu vermerken läßt, selbst auf eine völlige Zurückweisung dieses Dogma's aus der Kirche einginge, nimmt er vielmehr die vorhandenen verschiedenen Ansichten auf, und zeigt, daß die Hegelsche dennoch mit keiner derselben im Einklang ist. In lebhaftem Ton wird hier gegen die Naturphilosophen gepredigt, und ihre Lehre als ganz unverträglich mit dem einzigen wahren Sinne der populären Urkunde des Christenthums nachgewiesen.

Die Betrachtung der Sprachen, welche abgebrochen wurde, ist nun im nächsten Briefe wieder aufgenommen:

wir sind hier im Zentrum der Schlachtordnung, welches entscheiden muß. Der Verfasser macht sich selbst Einwürfe gegen seine vorhin aufgestellten Ansichten von der Sprache, und gegen das, was daraus folgt. Doch der unwiderlegliche Beweis liegt vor Augen: man nehme jene nothwendige Einsicht fort, so wird jeder, welcher sich der Sprache zum Denken bedient, bei der umgekehrten Voraussetzung über ihre Natur, sehr bald in Irrthum versinken. In solchem Falle befanden sich nun aber die bisherigen Philosophen, und ihre Schriften geben davon den Beweis. Es folgt nun eine lange Reihe von Beispielen. Einige entferntere Abstraktionen werden in ihrer wahren Natur gezeigt, und daneben wird dargelegt, wie die Philosophen aller Zeit durch Unklarheit in diesem wichtigen Punkt zu den abenteuerlichsten Lehrsätzen oder auch nur zu Zweifeln sind verführt worden. Namentlich kommen folgende Begriffe zur Sprache: Geschwindigkeit, dann Körper, Fläche, Linie, Punkt; darauf die Begriffe Raum und Zeit, deren Geschichte der Verfasser besonders auszuführen verspricht; ferner Zahl, Größe, Quantität, Qualität, Negation, Nichts und Etwas; weiterhin Seyn und Werden, Realität, Einheit. Die Untersuchung geht über auf diejenigen paarweise zusammengehörigen Begriffe, welche der Verfasser die reziproken nennt; Herder nennt sie relativ-identisch: z. B. einfach und zusammengesetzt, endlich und unendlich, Wirkung und Ursache, u. s. w. Und immer giebt die einfache Betrachtung dieser Begriffe, sobald man dieselbe im Sinne und Zusammenhange der Sprache anstellt, Mittel an die Hand, die völlige Verkehrtheit und Sinnlosigkeit solcher Philosopheme vor

Augen zu legen, welche aus jenen Worten entspringen mußte, wenn man sie außer ihrem wahren Zusammenhange befragte, und ihnen auf der logischen Folterbank ein Geständniß über das abzwingen wollte, wovon sie ihrer Natur nach nichts wissen können. Die Beispiele sind hier aus allen Zeiten genommen, von den Eleaten und Aristoteles bis auf Schelling und Hegel. Ebenso löset sich bei solcher Behandlung der Grundsatz in bloßen Dunst auf, den Leibnitz an die Spitze seiner Monadenphilosophie stellte. Hegel namentlich geht überall mit der Sprache auf eine Weise um, daß sie jeden möglichen Sinn verlieren muß.

Aber auch die Begriffe Wahrheit, Allgemeinheit, Nothwendigkeit, welche allezeit die Philosophen hoch hinausgeführt haben, sind nichts weiter als bloße Abstraktionen. Eben dahin gehört der Begriff des Absoluten, der doch auch nur, wie alle Abstraktionen, relativ ist. Schelling selbst hat dies mit der That bewiesen, denn er sagt: „das Absolute im Absoluten." Ferner zeigt der Verfasser, daß namentlich die Ausdrücke einer fremden und todten Sprache sich am leichtesten hergeben für solche unmögliche Begriffe. Eine angeführte Stelle Leibnitzens sagt dasselbe aus. Zum Schluß ein kurzer Vergleich der Sprache mit der Orthographie: beide haben keinen theoretischen sondern nur einen praktischen Nutzen. Die Abstrakta sind Hülfsausdrücke, mathematische Buchstaben, nichts weiter: man kann aus ihnen nichts mehr herausbringen, als was ihnen untergelegt worden.

Das nächste Schreiben, es ist das funfzehnte, gehört dem Vertheidiger spekulativer Philosophie; es hatte sich aber dieser Brief mit dem vorigen gekreuzt, und das, was

er enthält, möchte jetzt allerdings größtentheils schon im Voraus widerlegt seyn. Er giebt nach Hegels Begriff die Konstruktion der Geschichte, sowie auch der Geschichte der Philosophie: wir lassen es auf sich beruhen. Gleichfalls übergehen wir die beiden folgenden Briefe, welche Vertheidigung und abermalige Widerlegung des Hegelschen Systems einschließen, sofern letzteres das Religiöse berührt. Wichtiger scheint uns der achtzehnte Brief. Wenn sich nämlich der Angefochtene als letzte Ausflucht darauf berief, daß die Lehre von der Einheit des Unterschiedenen sich auch historisch wiederfinde, und zwar bei den Eleaten im Parmenides des Plato angetroffen werde: so wird ihm auch dies nunmehr abgeschnitten. Die Naturphilosophen halten, dieser ihrer Lehre gemäß, den Parmenides für den spekulativsten unter Plato's Dialogen: der Verfasser dagegen beweiset ausführlich, daß jenes Gespräch auf keine Weise spekulativ gemeint seyn könne, und daß es auch im Alterthum nicht dafür gehalten worden sei. Vielmehr findet er nur das ausdrückliche Geständniß der Verlegenheiten darin wieder, in welche das Denken geräth, wenn es den abstrakten Begriffen folgt, ohne über ihre Natur aufgeklärt zu seyn. Dies allein stimme eben so sehr mit der Natur der Sache, als mit allen übrigen Erscheinungen und Aeusserungen des Alterthums; so allein könne Plato und Aristoteles im Ganzen wirklich verstanden werden. Abweichend von Schleiermacher hält der Verfasser demnach auch diesen Dialog nicht für fragmentarisch, sondern für vollendet und geschlossen.

Die beiden folgenden Briefe, der neunzehnte und der zwanzigste, führen noch einmal auf das Sprachliche zurück.

In dem letzteren, welchen der Gegner spekulativer Philosophie schreibt, zeichnen wir den Gedanken aus: „Aus der Natur der Urtheile erst entspringt die nothwendige Relativität der ganzen Sprache." Hiermit kommt denn der Verfasser auf das zurück, wovon er ausging, und wenn er diesem Gegenstand in Zukunft noch erst eine besondere Untersuchung zu widmen verheißt, so möchten doch auch in diesem Buch schon für den Hellersehenden die leitenden Punkte deutlich genug daliegen. Endlich die Betrachtung, daß die Geometrie, als einzige positive Wissenschaft des Alterthums, durch falsche unmittelbare Uebertragung auf das sprachliche Denken, jene sterile Logik hervorgebracht, welche leider noch heutiges Tages gilt. Der Brief schließt: „Und hiermit glaube ich ihnen denn gezeigt zu haben, wo in der Reihe der Sprachzustände der Grund unsäglichen Irrthums liegt, wo der Keim liegt zum Scholastizismus. Unsere deutschen Philosophen aber sind noch Scholastiker und tief im Mittelalter: sie haben die neuere Zeit und deren Erkenntniß nur äußerlich an sich herangezogen und sie in jene Vorstellungen verwickelt. Unser Kampf also ist ein Kampf der Zeiten, er liegt begründet in dem wesentlichen Bildungsgange der Menschheit."

Der nächstfolgende Brief giebt die Antwort auf jenen, welcher uns mit Hegels Konstruktion der Geschichte bekannt machte. Dem mystischen Formelwesen gegenüber tritt hier eine Darlegung der aufsteigenden Reihe von Ursachen und Einflüssen, denen das Menschengeschlecht in seiner Entwikkelung unterworfen ist. Vom Astronomischen beginnend, geht die Betrachtung ein auf die großen Gesetze in der

Oekonomie der Erde, dann auf die psychologischen Kräfte des Menschen. Es werden die Wendepunkte angegeben, welche die Zivilisation im Großen geändert haben. Aus vielen detaillirten Darstellungen und selbst Schilderungen läßt sich hier nichts Einzelnes herausgreifen.

Im zwei und zwanzigsten Briefe lenkt der junge Philosoph einigermaßen ein, ohne sich jedoch zu ergeben; dem drei und zwanzigsten legt er das Schreiben eines Freundes bei, welcher, ehemals gleichfalls der Spekulation zugethan, nunmehr seine Zuflucht zum theologischen Dogmatismus und Pietismus genommen. Mit solcher Theologie stellt er den Geist unserer Zeit als unverträglich und im offenen Bruch befindlich dar: es gelte jetzt einen Kampf um die Existenz, und zu diesem müßten sich die Partheien rein gegenüber stellen. Wenn wir den Verfasser hier recht verstehen, so legte er dem Theologen selbst in den Mund, was er vielmehr wenigstens eben so sehr auch von der heutigen Wissenschaft gemeint hat.

Der vier und zwanzigste Brief ist der letzte. Er giebt für die Philosophen die versöhnende Betrachtung, daß ihnen allezeit der große Erbfehler nicht ganz entgangen, daß sie vielmehr allezeit ihrerseits gestrebt haben, sich davon zu befreien, daß aber die angewendeten Mittel selbst Metaphysik waren, sie also immer nur noch tiefer und unheilbarer in das Uebel hineingeriethen. Es gereiche den Deutschen zur Ehre, daß sie die Sache der Spekulation noch immer nicht aufgegeben, weil ihr in der That bisher noch nicht alle Fäden abgeschnitten waren. Aus einem lebendigerem Gefühl des Zeitgeistes hat man sich in Frankreich und Eng-

land schon von der Metaphysik losgesagt; allein auch dort ist die Sache nicht durchgreifend zur Sprache gekommen und wuchert unterirdisch fort.

Das Werk schließt: „Es erging dem Menschen mit der Sprache, wie Kasperle im Puppenspiel Faust, oder wie jenem Zauberlehrling in Göthe's tiefsinnigem Gedicht. Die Abstrakta sind eine Schaar von dienstbaren Geistern, ohne welche kein Denken, keine Wissenschaft, keinerlei menschliches Verständniß möglich ist. Aber es fehlte das Wort sie zu bannen. Da ergriff Schrecken und Verwirrung den Neuling, welcher nicht so weit die göttliche Zauberkunst besaß, um auch dem willkührlichen neckischen Wesen aller jener losgelassenen Geister Einhalt zu thun."

„Der Mensch ist somit sich selbst und seiner Ruhe zurückgegeben; er ist, wenn er es seyn will, nunmehr auf immer von dem Schwindel lustiger Spekulationen befreit. Wie Antäus, der Sohn der Erde, wird er mit seiner Wissenschaft und Erkenntniß fest und unüberwindlich seyn, so lange er auf dem mütterlichen Boden fußt, dem er angehört."

So viel von dem Inhalte dieses die größte Aufmerksamkeit verdienenden Werks. Allerdings ist der Geist desselben wesentlich kritisch; doch sind die Waffen, womit der Verfasser die spekulative Philosophie bekämpft, ganz anderer Art, als die seiner Mitstreiter es bisher waren. Denn, indem diese Mitstreiter schweigend zugaben, daß ein Gedanke, ohne irgend einer Thatsache zu entsprechen, Gedanke seyn könnte, bekämpften sie die Metaphysik immer nur durch Metaphysik: eine Art von Streit, wel-

cher zu keinem Resultate führen konnte. Wogegen unser Verfasser, indem er die Wissenschaften der Metaphysik gegenüber stellt, die absolute Leerheit der letztern nachweiset, und ihre Ideen in die Kategorie derjenigen stellt, welche Bacon den unfruchtbar gewordenen Jungfrauen vergleicht, die dem Herrn gewidmet sind.

Beleuchtung der Gründe
womit
Nassau's Landstände den Beitritt zu dem preußisch-deutschen Zollverbande abgelehnt haben.

Bekanntlich haben die Landstände des Herzogthums Nassau, in ihrer letzten Sitzung, den Beitritt dieses Herzogthums zu dem preußischen Zoll-System, als unräthlich bezeichnet, und dem gemäß das Gesuch von nicht weniger als zehn Gemeinden, welche zusammen fast den dritten Theil der Bevölkerung des Herzogthums ausmachen und in ihrer Betriebsamkeit von dem freieren Verkehr mit ihren Nachbarn nur allzu abhängig sind, zurückgewiesen.

Die Gründe, welche in dieser wichtigen Angelegenheit entschieden haben, würden minder auffallend geblieben seyn, wäre nicht eine kleine Schrift erschienen, worin jene gewissermaßen pulverisirt sind. Diese Schrift führt den Titel: „Vortrag des Freiherrn von Zwierlein in der ersten Kammer der Stände des Herzogthum's Nassau, betreffend eine Zoll- und Handelsvereinigung mit dem Königreiche Preußen und dem Großherzogthum Hessen, auch der Krone Baiern und Würtemberg.“

In Wahrheit, wenn jemals das individuelle Gutachten eines Mitgliedes ständischer Versammlungen Aufmerksamkeit und volle Beherzigung verdiente: so war dies der Fall mit dem Gutachten des Freiherrn von Zwierlein. Wer

kann es lesen, ohne die lebhafteste Achtung, sowohl für wahrhaft patriotische Gesinnung, als für die ächten staatswirthschaftlichen Einsichten des Verfassers zu empfinden?

Nachdem der Freiherr das Gesuch der petitionirenden Gemeinden in das gehörige Licht gestellt, d. h. nachdem er bewiesen hat, daß es, ohne den Beitritt zu dem preußischen Zollverein fürder kein Gedeihen für sie giebt, geht er in eine umständlichere Erörterung des Gegenstandes selbst ein, und beweiset nacheinander:

1) daß der Kasseler Vertrag vom 24. Sept. 1828 (welchem das Herzogthum Nassau beigetreten war) dem Beitritte dieses Herzogthums zu dem preußisch-deutschen Zollvereine gar nicht im Wege stehet;
2) daß der Verein mit Preußen zunächst auf das Rheingau wirken wird, das diese Nothhülfe nicht länger entbehren kann;
3) daß das ganze Herzogthum durch diesen Beitritt in vielfacher Beziehung gewinnen wird, hauptsächlich durch die freie oder erleichterte Ausfuhr seiner Produkte, so wie durch die freie Einfuhr aus dem Auslande;
4) daß ein Zollverein zwischen Nassau, Preußen und Hessen, Baiern und Würtemberg mit inbegriffen, dem Interesse dieser schon vereinten Staaten durchaus nicht entgegen ist;
5) daß die Absicht des preußischen Zollvertrages, dieses Wunsches der Zeit, dieses gemeinschaftlichen Bedürfnisses, ein künftiger allgemeiner deutscher Zollverein sei, dem das Herzogthum Nassau sich nicht versagen dürfe.

Der Raum gestattet uns nicht, mit irgend einer Ausführlichkeit in die Beweisführung des Freiherrn einzugehen; allein die Achtung, die wir für ihn als Patrioten und

Staatswirth gefaßt haben, zwingt uns gewissermaßen zur Verbreitung einiger Hauptgedanken, mit welchen seine beherzigenswerthe Schrift so reichlich ausgestattet ist.

So sagt er Seite 23 derselben:

„Ausdehnung und eben dadurch vielfacher Verkehr und Konkurrenz der Käufer ist das Lebens-Prinzip des Handels. Je größer die Zahl der letztern, desto besser. Ich stelle unserer Bevölkerung die Volkszahl von Preußen und den übrigen, dem Zollverbande beigetretenen Staaten gegenüber. Was find' ich? Das Herzogthum Nassau hat 351,874 Einwohner. Die Volkszahl beträgt im Königreich Preußen 12,778,405, im Großherzogthum Hessen 719,000, im Königreiche Baiern 4,077,386, im Königreiche Würtemberg 1,550,000, zusammen 19,124,785 Einwohner. Was ist nun besser, was vorzuziehen? Wir haben die Wahl, ob wir uns einen weiten Markt mit dieser Bevölkerung von neunzehn Millionen eröffnen, oder ob wir in der Heimath bleiben und kleine Land- und Wochenmärkte halten wollen. Die Bewohner des Rheingau's können keinen lebhafteren Wunsch hegen, als daß die Morgenröthe eines freien Handels ihnen und dem ganzen Vaterlande recht bald aufgehen möge; der nächste Schritt dazu ist eine Vereinigung mit Preußen und den Staaten, die sich demselben angeschlossen haben. Bleiben wir von Preußen geschieden: so ist die Lage für unsere Weine hülflos; treten wir zu Preußen im Verhältniß zu Rheinbaiern, so leben alle Pulsschläge des Weinbaus von neuem auf; gelangen wir endlich zum preußisch-hessischen Verein mit gleichen Rechten, dann ist die Heilung vollendet. Mit einer Eingangssteuer von nicht mehr als 67 Fl. wäre Allen geholfen."

Zu den übrigen Vortheilen des Beitritts zu dem preussischen Zollverbande rechnet der Freiherr von Zwierlein den freien Eingang aller Fabrikate und Produkte aus Preußen und dem Großherzogthum Hessen in das Herzogthum Nassau, und fährt sodann also fort:

„Die Manufakturen in Hessen sind unbedeutend. Dagegen gedeiht aller Gewerbfleiß in den preußischen Staaten in üppiger Fülle. Wer kennt nicht die berühmten Tuchfabriken von Aachen, Burtscheid, Eupen rc.? Wer nicht die ungemessene Zahl der Gewerbe in den Rheinprovinzen, in Westphalen und Schlesien? Die Kolonial-Waaren und die Erzeugnisse des südlichen Europa allein ausgenommen, wird Preußen uns alle übrige Bedürfnisse ohne Ausnahme frei liefern. Vertrag aber ist kein Monopol; es giebt kein Bannrecht. Wir können alle unsere Bedürfnisse auch anderswo kaufen; die Wahl steht uns frei. Doch ist kein Grund zur Wahl; denn bei Waaren von gleicher Güte und gleichen Preisen entscheidet der Gewinn des freien Einganges. Noch einen Einwand muß ich berühren. Man sagt: „auch nach der Vereinigung mit Preußen und Hessen würde unsere Zolllinie am Rhein fortbestehen, und die alsdann erforderliche neue Zolleinrichtung mit mehr Aufwand verbunden, und dieses bei der künftigen Zollverwaltung überhaupt der Fall seyn." Allerdings würde die Zolllinie am Main und Rhein fortdauern; wir können sie selbst dann nicht entbehren, wenn dereinst alle Zölle an die Gränzen Deutschlands verlegt seyn werden. Allein, im Falle der Vereinigung, werden diese Kosten gemeinschaftlich getragen; auch wird die Bewachung des einen Ufers gegen das andere gelinder und minder kostbar, und unser nach-

barlicher Standpunkt gegen Preußen und Hessen befreundeter werden, als er es bisher unter drei geschiedenen Nachbarstaaten gewesen ist. Die Vereinigung mit Preußen macht neue kostbare Zolleinrichtungen durchaus nicht nöthig. Der Beweis ist mit Händen zu greifen. Uns gegenüber bemerken wir das bisherige preußische Hauptzollamt Bingerbrücke. Vor der Vereinigung war dasselbe mit vielleicht 20 Zollbeamten besetzt; seit der Vereinigung wurde dies Personal weit über die Hälfte vermindert. Es sind also zwischen Preußen und Nassau keine neue Zolleinrichtungen nöthig. Die bisher bestandenen würden sich im Fall einer Vereinigung sogar vermindern, sowohl im Personal und in den Besoldungen, als in dem Umfange der Geschäfte, folglich in allen Rubriken."

Seine Mitbürger zum Beitritte zu dem preußisch-deutschen Zollverein zu bewegen, führt der Freiherr von Zwierlein die freiwilligen Bekenntnisse an, welche in den Ständeversammlungen des Großherzogthums Hessen und des Königreichs Baiern hervortraten, als es eine Anerkennung der Wohlthaten galt, welche beiden Ländern zu Theil wurde durch die Abschließung eines Handelsvertrages mit Preußen. „Wollen wir," fragt er, „anstatt diesen Beispielen zu folgen, lieber einsame Zoll-Karthäuser bleiben? Wollen wir bekräftigen, was ein deutscher Mann über das Unwesen der deutschen Nachbarzölle so wahr gesagt hat, wenn er sich in einem „Beitrag zur Erörterung der Fragen über das Zoll- und Mauthwesen" folgendermaßen ausdrückte:

„„Der schöne Bund ward durch Mauthen und neue Gränzzölle, durch Lizent- und Hallämter durchschnitten. Die Verhaue feindlicher Armeen verschwanden, aber tausend Gränz-

Gränzwächter und tausend sich kreuzende Schlagbäume schließen im Handel die Länder gegen einander ab, welche einen Bruderbund bilden, einem Kommando-Wort gehorchen, in einem vereinten Heere fechten sollen, wenn das Vaterland Vertheidigung gebraucht.""

Rührend ruft der Verfasser am Schlusse seines Vortrags aus: „Nein, Absperrung ist kein Freundschafts-, kein Liebesband für deutsche Nachbarstaaten!"

Bei dem Allem ist uns, wir wollen es nicht läugnen, der Wunsch übrig geblieben, daß es dem wahrhaft deutsch-, d. h. großartig-gesinnten Freiherrn von Zwierlein möchte gefallen haben, die Nothwendigkeit angemessener Zoll- und Handelsverträge aus der Natur eines Staatenbundes, wie Deutschland nun einmal ist, herzuleiten. Wer die Wirkungen eines freien Verkehrs für sich und für Andere zur Anschauung bringen will, ist unabtreiblich genöthigt, auf das Wesen aller Vergesellschaftung zurückzugehen, und anzuerkennen, daß diese nur durch eine mehr oder minder weit getriebene Theilung der Arbeit, und durch den Austausch der Produkte dieser Arbeit fortdauern kann. Kein politisches System, welcher Art es auch sei, darf diesem Wesen entgegenwirken, sofern es sich nicht selbst verdammen will. Was nun ist ein Staatenbund? Am sichersten vergleicht man ihn einer Sozietät von Aktionären, von welchen kein Einzelner die Berechtigung hat, etwas zu verfügen oder anzuordnen, was dem allgemeinen Vortheil der Sozietät entgegen ist. Deutschland, als Staatenbund aufgefaßt, schließt acht und dreißig Suveränetäten in sich, die freilich sehr wesentlich von einander verschieden sind, doch nicht auf eine solche Weise, daß irgend eine derselben zur Zerreißung des

Bandes, das alle umschlingt, berechtigt wäre. Sofern nun der Staatenbund fortdauern soll, müssen die Bedingungen seiner Fortdauer erfüllt werden. Zu diesen Bedingungen aber gehört das Anschließen der schwächeren Mitglieder an die stärkeren in allem, was der wohlverstandene Vortheil der letztern mit sich bringt; vor allem in dem, was dem Vereine höheres Leben und Gedeihen verspricht. Wie würde man über einen Aktionär urtheilen, der sich den Maßregeln seiner Mit-Aktionäre widersetzen wollte, wenn diese ihm in jeder Beziehung überlegen sind? Will er nicht ausscheiden aus dem Verein, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als der Richtung zu folgen, die ihm, dem Einzelnen, gegeben ist. Das Herzogthum Nassau, nach seiner Bevölkerung aufgefaßt, bildet etwa den fünf und achtzigsten Theil der Gesammtbevölkerung Deutschlands. Darf man nun annehmen, daß von dieser Gesammtbevölkerung zwanzig Millionen bereits für die Idee eines freieren Verkehrs in einem so hohen Grade gewonnen sind, daß sie derselben nie wieder entsagen werden — mit welchem Recht und mit welchem Erfolge wird dann ein so kleiner Staat, wie das Herzogthum Nassau, den bleibenden Aufforderungen zum Beitritt widerstehen?

Mit Bezugnahme auf die Lage des Herzogthums ist diese Frage noch leichter beantwortet.

Wie gesagt, wir hätten wohl gewünscht, daß es dem Freiherrn von Zwierlein gefallen hätte, eine Ansicht dieser Art geltend zu machen. Da er es unterlassen hat, so möge er es uns verzeihen, daß wir seinem Gutachten diesen Zusatz gegeben haben, um sein Bild von einer „Zoll-Karthause" in ein helleres Licht zu stellen. Kann es nicht

anders als niederschlagend für ihn seyn, daß seine Mitbürger, oder vielmehr deren Repräsentanten, auf so tüchtige Gründe, wie die seinigen, nicht eingegangen sind, als es zu einer Abstimmung über die Zulässigkeit des fraglichen Antrags kam: so wird er, glauben wir, sich leicht in dem Gedanken beruhigen, daß die Wohlthat, die er seinem Vaterlande gönnt, nicht lange ausbleiben werde. In der That, wie wäre dies möglich nach allem, was seit drei Jahren in dieser wichtigen Angelegenheit bereits zu Stande gebracht ist? Wie wäre es auch nur denkbar, daß Preussens Absichten bei Einführung eines erleichterten Verkehrs in Deutschland, noch **drei** Jahre lang verkannt werden könnten? . . .

Beleuchten wir jetzt die Gründe, wodurch sich die Landstände des Herzogthums Nassau zur Ablehnung ihres Beitritts zu dem preußisch-deutschen Zollverbande haben bestimmen lassen.

Diese Gründe sind doppelter Art.

Eines Theiles sind es dieselben, welche, von dem Gesichtspunkte eines freien Handels aus, gegen alle Gränzzoll-Einrichtungen geltend gemacht werden, hauptsächlich wegen der damit verbundenen Beschränkungen, Formalitäten und Kosten, so wie gegen die nachtheiligen Folgen des dadurch erregten Unwillens und der Demoralisation des Volks, welche daraus hervorgehen.

Anderen Theils ist angeführt worden: daß Nassau, durch den Beitritt zu dem deutschen Zollverbande auf preussische Fabrik- und Manufaktur-Artikel werde beschränkt werden; ferner, daß eine Vertheurung der Kolonial-Produkte unvermeidlich sei; drittens, daß die höhere Ein-

nahme, welche der Zollverband verspreche, in der Vermehrung der Verwaltungskosten aufgehe; viertens, daß sich von diesem Beitritte unangenehme Reibungen und Konflikte zwischen den preußischen und den Landes-Beamten erwarten lassen; fünftens endlich, daß mehre Theile des Landes zwar die Nachtheile des preußischen Zollverbandes, keineswegs aber die Vortheile desselben genießen würden, während man sich die Kosten der ersten Einrichtung nicht anders als beträchtlich denken könne.

Wie haltbar diese Gründe auch auf den ersten Anblick scheinen mögen, so sind sie doch nicht von einer solchen Beschaffenheit, daß sie eine strengere Prüfung auszuhalten vermögten.

Was zunächst die Idee einer allgemeinen Handelsfreiheit betrifft, um derentwillen man den Beitritt versagt: so ist zwar nichts gerechter, als der Wunsch, welcher dieser Idee zum Grunde liegt; doch darf dabei nicht verkannt werden, daß es sich um ein positives Mittel handelt, die allgemeine Handelsfreiheit ins Leben zu rufen: denn daß diese nur in votis ist, verträgt sich mit keinem Zweifel. Ohne Gegenseitigkeit würde die allgemeine Handelsfreiheit illusorisch bleiben. Wie nun aber diese Gegenseitigkeit erzwingen, ohne Gleiches mit Gleichem zu vergelten? England, Frankreich, Niederland und Rußland, mit einem Worte, alle Nachbarn Deutschlands haben ihre Zuflucht zu einem Zoll-System genommen, das den Charakter des Prohibitiven in einem hohen Grade trägt. Alle diese Staaten wollen also ungehindert auf Deutschland einwirken, während dieses nicht das Recht haben soll, durch gleiche Einrichtungen zurückzuwirken. Wir fragen nicht: wo bleibt hier die

Gleichheit? Wohl aber fragen wir: was wird aus Deutschlands Betriebsamkeit und Produktion, wenn ihm das einzig wirksame Mittel, sich gegen eine Ueberschwemmung von Erzeugnissen und Fabrikaten des Auslandes zu sichern, versagt ist? Hört dies schöne Land dadurch, daß es einen Staatenbund in sich trägt, etwa auf, eine moralische Person zu seyn, die sich in ihrer Eigenthümlichkeit zu vertheidigen sogar verpflichtet ist?"

Von welchem Gewicht Deutschland mit einer Bevölkerung von mehr als 30 Millionen in der Wagschale des europäischen und außer-europäischen Handels ist, bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung. Mehr, als viele andere Länder, durch seine geschlossene Lage, seine bedeutende Küstenstriche, seine mannichfaltigen Naturerzeugnisse und seine unverkennbare Betriebsamkeit im Stande, sich selbst zu genügen — warum soll es dem Versuche entsagen, in dem Austausche seines Ueberflusses gegen Kolonial-Waaren und andere Bedürfnisse eine vortheilhafte Handels-Bilanz zu erzielen? Freilich kann dieser Versuch nicht von dem ersten besten seiner kleinen Staaten ausgehen; allein, was verhindert, daß dies Experiment von einem seiner größeren Staaten gemacht werde? Auf dem Wiener Kongresse war die Nothwendigkeit einer Vereinigung über Handels- und Verkehrs-Angelegenheiten empfunden und ausgesprochen worden; der neunzehnte Artikel der Bundes-Akte giebt darüber unverwerfliches Zeugniß. Es handelte sich also, vom Jahre 1815 an, nur um die Mittel, diese Vereinigung zu Stande zu bringen. Die Schwierigkeit der Sache springt in die Augen, sobald man erwägt, daß nicht weniger als 38 Souveräne sich um eine und dieselbe Fahne gruppiren sollten.

Preußen fühlte sich jedoch dadurch nicht abgeschreckt. Bald nach seiner Reorganisation nahm es ein Zoll-System an, das sich durch den Geist des ächten Liberalismus, worin es gedacht war, vor den Zoll-Systemen aller europäischen Staaten auszeichnet, ohne daß man ihm den Vorwurf machen kann, als habe es sich andern deutschen Staaten feindselig gegenüber gestellt. Es forderte nicht den Beitritt dieser Staaten; es bewarb sich nicht einmal um denselben. Was in dieser Beziehung geschehen sollte, mußte aus einem freien Entschlusse hervorgehen, dem die Ueberzeugung von der Güte seiner Einrichtungen zum Grunde lag.

Die Anerkennung blieb nicht lange aus, und Preußens Rolle beschränkte sich seitdem darauf, daß es jedem Antrag auf Vereinigung auf eine höchst uneigennützige Weise entgegen kam.

Unglücklicherweise war die Anerkennung nicht allgemein.

Mehre deutsche Staaten glaubten denselben Weg einschlagen zu können, den Preußen für sich eingeschlagen hatte. Ihre Beweggründe bleiben hier unerörtert. Durch selbstständige Zolleinrichtungen sperrten sie sich, ein jeder für sich, gegen das Ausland und gegen den andern ab, ohne in Erwägung zu ziehen, daß diese Gränzzölle bei kleinen und zum Theil sehr zerstückelten Territorien nicht anders wirken konnten, als die alten Reichs- oder Provinzial-Binnenzölle. Bei dem gänzlichen Mangel an Haltung und Zusammenhang, welcher den Charakter dieser Absperrung bildete, konnte es nicht ausbleiben, daß die Beschränkung um so drückender wurde, je mehr die höher gestiegene und allgemeiner gewordene Kultur in jedem Theile Deutschlands den Trieb nach freier Bewegung und unverhinderter Mittheilung ge-

weckt und verstärkt hatte. Die natürlichen Folgen sind nicht ausgeblieben. Wie wäre dies wohl möglich gewesen, da Deutschland, in seiner Gesammtheit, einen positiven Rückschritt zu jenem verderblichen System früherer Zeit gemacht hatte, welches, seit vierzig Jahren, d. h. seit den staatswirthschaftlichen Offenbarungen eines Adam Smith, als das größte Hinderniß der Staatswohlfahrt bezeichnet war, und welches immer nur durch eine Verlegung der Zölle an die Gränzen des Reichs beseitigt werden konnte? Sollen Gränzzölle der inländischen Betriebsamkeit Schutz gewähren und einen erheblichen Theil der Staatsbedürfnisse liefern: so müssen sie von verhältnißmäßiger Höhe seyn, und in dieser Höhe durch eine strenge Kontrole dergestalt gesichert werden, daß Betrug und Schleichhandel ihre nachtheiligen Einwirkungen auf das redliche Gewerbe verlieren und den Nutzen jener Einrichtung nicht länger verhindern können. Zu diesem Endzweck muß die Landesgränze nach ihrer ganzen Ausdehnung bewacht, der Verkehr in den Gränz-Distrikten gewissen Beschränkungen unterworfen, außerdem aber müssen noch mehr oder minder kostbare Einrichtungen für Abfertigung und Erhebung an den Gränz-Ein- und Ausgangs-Punkten getroffen werden.

Hierbei aber gilt als Regel, „daß, je größer der Staat ist, das Verhältniß der Gränzlänge zum Areal sich vermindert."

Man denke sich zwei Länder von regelmäßig quadratischer Figur, von welchen das eine 100, das andere 2500 Quadrat-Meilen groß ist: so hat jenes 40 Meilen Gränze, dieses hingegen, obgleich fünf und zwanzigmal größer, nicht fünf und zwanzig-, sondern nur fünfmal mehr Gränze, nämlich 200 Meilen. Allerdings kann das verschiedene Arron-

dissement der Länder diese Resultate verändern und für das eine oder das andere günstiger stellen; in der Hauptsache aber wird es wichtig bleiben, daß der größere Staat verhältnißmäßig weniger Kosten für Gränzeinrichtung und Bewachung aufzuwenden hat, daß mithin seine Verwaltungskosten geringer, und das, was man wohl seinen Reinertrag zu nennen pflegt, höher ist. Wenn ferner in beiden Staaten 2000 Menschen auf der Quadrat-Meile wohnen und der Gränzbezirk $\frac{1}{4}$ Meile breit ist: so liegt die Last der Beschwerde der Gränz-Kontrole in dem kleinen auf $\frac{1}{5}$, in dem größeren nur auf $\frac{1}{25}$ der ganzen Bevölkerung.

Dieser Umstand ist von der höchsten Wichtigkeit. Zweifelsohne glaubten die kleineren Staaten Deutschlands, wohl daran zu thun, wenn sie ihre Zoll-Tarife niedriger stellten, und sich auf eine wohlfeilere, aber schwächere Gränz-Kontrole beschränkten. Doch sie haben dadurch nicht nur nichts gewonnen, sondern ihre sehr nachtheilige Lage sogar verschlimmert. Der Beweis ist leicht zu führen.

Einem Staate von vielen Millionen Einwohnern, welche durch seine Gränzzollverfassung in freien Verkehr mit einander gesetzt sind, kann es gleichgültig seyn, wenn ein anderer, der noch nicht eine halbe Million Einwohner zählt, sich in dieselbe Verfassung setzt. Jener wird dadurch zu keiner Erleichterung seines Systems, dem kleineren Staate gegenüber, bestimmt werden; um so weniger, da der letztere nicht einmal eine Retorsion durch gleich hohe Besteuerung ausübt. Die Unterthanen des kleineren Staats haben also für ihren auswärtigen Absatz, davon keinen Gewinn: auf der andern Seite aber bleiben sie, in ihren engen Gränzen, derselben Abhängigkeit von Außen, wie vorher, unterworfen, nur mit

dem Unterschiede, daß sie ihnen durch die inländische Abgabe vertheuert wird; ihre Produktion leidet, nach wie vor, durch denselben Mangel an Absatz, und inländische Fabriken werden, da das Land für die Bedingungen einer vielseitigen Industrie zu klein, und die Eingangssteuer für die Abhaltung fremder Fabrikate zu gering ist, nur in sofern dabei bestehen, als sie, wegen überwiegender örtlicher Naturvortheile, oder in der Beschränkung auf das eigene innere Bedürfniß, auch ohne alle Schutzsteuern sich erhalten konnten. Um desto greller fällt daher hier die Vervielfältigung der Abgaben durch das Zoll-System, die damit verbundene, bei jeder Bewegung fühlbar werdende Beschränkung, die Menge und die Kosten der Erhebungs- und Berechnungsbeamten, der Unfug und die Verderblichkeit des Schleichhandels, in die Augen; und es ist keinesweges zu verwundern, wenn sich die öffentliche Stimmung, auf eine die Ruhe, dem inneren Frieden und dem Bestehen dieser Staaten gefährlich werdende Weise, gegen die Fortdauer einer solchen Einrichtung erklärt und ausgesprochen hat.

Darf man sich also darüber wundern, daß, zum Glück für Deutschland, die Abneigung der kleinen Staaten, sich mit den größeren und mächtigeren zu gleichem Zwecke in Verbindung zu setzen, je mehr und mehr verschwindet, seitdem die Erfahrung gezeigt hat, daß gleiche Zoll- und Handelsvereine möglich sind, ohne daß den Suveränetäts-Rechten dadurch der mindeste Abbruch wiederfährt? seitdem die Ueberzeugung vorwaltet, daß diese Zoll- und Handelsvereine das einzige wirksame Mittel darbieten, um, mit Aufhebung aller Beschränkungen des inneren Verkehrs, unter den einzelnen Staaten Deutschlands zu einer allgemeinen Gränz-

Mauth gegen das Ausland zu gelangen? Und fällt denn nicht zugleich in die Augen, daß gerade der kleine Staat von dem Anschließen an einen größeren mehr Vortheile zieht, als dieser?

Mit 12 Millionen in einen freien Verkehr zu treten, ist für ein Land von 250,000 Einwohnern unendlich wichtiger, als umgekehrt. Haben vollends beide Staaten gemeinschaftliche Gränzen, so liegt am Tage, daß, durch den Beitritt des kleinen, die Kosten der gemeinschaftlichen Zolleinrichtung vermindert werden; und ist er so gelegen, daß er von dem größeren fast ganz umschlossen wird, so erspart er die Kosten jener Einrichtung nicht nur beinahe ganz, sondern auch die Last der Gränz-Kontrole, die alsdann größten Theils ganz allein auf die Einwohner des größeren fällt. Auch den Einwand, daß der kleine Staat, in seiner Abhängigkeit von dem größeren, seinem Bedarf an Fabrik- und Manufaktur-Waaren durch eigene Betriebsamkeit nicht länger genügen könne, muß man für ungegründet erklären. Denn hatte der kleine Staat vorher schon Fabriken und Manufakturen, die durch niedrige Eingangs-Abgaben gegen die des großen im Vortheil standen, so werden jene diesen, nur auf den inländischen Absatz sich beschränkenden Vortheil für die freie Konkurrenz in dem großen Vereinsstaat, und für die, durch höhere gemeinschaftliche Eingangsabgaben in beiden Staaten besser gesicherte Konkurrenz gegen das Ausland, nicht ungern vertauschen, und alle Klagen, welche in dieser Beziehung erhoben werden, nur von den Fabrikanten des größeren Staats, als den minder begünstigten, herrühren. Hatte aber der kleine Staat keine Fabriken, weil diese nur in dem größeren Absatz und

Schutz gegen das Ausland fanden: so wird jener ja durch die Zollvereinigung derselben Bedingungen theilhaftig, welche der größere bis dahin voraus hatte, und es wird nicht lange dauern, daß man sie auch in jenem benutzen lernt. Bleiben ihm dennoch gewisse Betriebsamkeitszweige fremd: so wird er, vorausgesetzt, daß es ihm um die Kenntniß der wahren Ursachen dieser Erscheinung zu thun ist, leicht die natürlichen Hindernisse entdecken, welche die Entstehung dieser Zweige verhindern, und den Vortheil, welcher sich an den Verbrauch gewisser Produkte knüpft, lieber dem deutschen Nachbarn, wenn dieser sie preiswürdig liefern kann, als dem Ausländer zuwenden.

Es ist noch ein letzter Einwand von nicht geringer Erheblichkeit zu erörtern.

Ausgedrückt wird dieser in der Regel auf folgende Weise: „Die Kolonial- und überseeischen Produkte des Auslandes sind nun einmal nicht zu entbehren; diese aber werden durch die höheren Eingangszölle, welche die Frucht des Anschließens an einen Zollverein sind, nicht wenig vertheuert."

Wir antworten auf diesen Einwand.

Da, wo der Handel größeren und freieren Spielraum hat, wo folglich ein vielseitiger Austausch Statt findet, steigen die Preise der Bedürfnisse nicht immer um den Betrag der aufgelegten Steuer; und wenn dies der Fall ist, so nimmt der Werth des Eigenthums, und selbst der Arbeitslohn, in der Regel nach Verhältniß zu. Doch, auch abgesehen von diesem Umstande, verträgt es sich mit keinem Zweifel, daß die, aus dem Verbrauch von Kolonial-Waaren und überseeischen Produkten entstehende Bilanz nachtheiliger für den kleinen Staat werden muß, wenn dieser, bei ge-

drückter Betriebsamkeit, gehemmtem Geldumlaufe und erschwertem Absatz, diese Bedürfnisse dem Auslande baar bezahlen, als wenn er sie, in Verbindung mit dem mächtigeren Staate, bei größerer Freiheit der Betriebsamkeit, lebhafterem Geldumlauf und regem Verkehr, mittelbar gegen den Gewinn von seinen eigenen Fabrikaten und Produkten austauschen, oder den außer-deutschen Verkäufer zu einem unmittelbaren Austausche nöthigen kann.

Geht man, nach allen diesen vorläufigen Betrachtungen, auf die individuelle Lage des Herzogthums Nassau ein: so zeigt sich bald, daß eine Zollvereinigung mit Preußen und Hessen für kein anderes Land ersprießlicher seyn würde, als gerade für dieses Herzogthum.

Was zunächst in Betrachtung gezogen werden muß, ist, daß es, beinahe seinem ganzen Umfange nach, von Preußen und dem mit Preußen in gemeinschaftlichem Zollverbande stehendem Großherzogthum Hessen umgeben ist. Nur an Kurhessen, die Landgrafschaft Homburg und das Frankfurter Gebiet stößt es auf etwa 6 Meilen, und diese unbedeutende Gränzstrecke, welche eines Zollschutzes bedarf, wird durch den bevorstehenden (vielleicht jetzt schon vollendeten) Beitritt Kurhessens zu dem preußisch-deutschen Zollverein bis auf kaum 2 Meilen vermindert. Auch der Rhein, der auf etwa 10 Meilen die Gränze des Herzogthums bildet, macht, obgleich ein freier Strom, keine besondere Uferbesetzung nöthig, da überall preußische oder großherzoglich-hessische Ufer gegenüber liegen, und es nur des Einverständnisses mit Preußen bedarf, um sich durch ein übereinstimmiges Verfahren auf dem Rhein vor den Mißbräuchen der Transit-Freiheit zu sichern, und auch die Kontrole der nach Nassau bestimmten Schiffe

zu erleichtern. Das Herzogthum ist daher in der überaus vortheilhaften Lage, daß es, bei einem Anschluß an dem preußischen Zollverein, von allen damit verknüpften kostbaren und beschränkenden Einrichtungen fast ganz frei bleibt, so daß nur in den zu Freihäfen am Rhein erklärten Orten (Ober-Lehnstein, Eltville und Biberich) Zollstellen für den Eingang rheinwärts bleiben, alle übrigen für den Landeingang aber eingehen werden, und, außer dem unbedeutenden Winkel gegen die freie Stadt Frankfurt, kein Theil des Landes in den kontrolpflichtigen Gränzbezirk fällt.

Wie nun unter solchen Umständen in der Ständeversammlung von bedeutenden Einrichtungskosten, von Verwaltungsausgaben, welche die höhere Einnahme wieder verschlürfen würden, von Konflikten der nassauischen Zollbeamten mit den Unterthanen, oder auch mit den preußischen Zollbeamten habe die Rede seyn können, ist eben so unbegreiflich, als es die Behauptung ist, daß mehre Theile des Landes nur die Nachtheile, keinesweges aber die Vortheile eines Zollvereins mit Preußen empfinden würden: denn wo wäre wohl das deutsche Land, das im gleichen Maße die Wohlthaten dieses Vereins, fast ohne alle Spur der sonst damit verbundenen Lasten und Einschränkungen, vermöge seiner Lage zu genießen so sehr berufen ist, als das Herzogthum Nassau? Gerade in dem Verhältniß dieses Landes zu Preußen stellt sich der Zollverein als ein wirksames Mittel dar, der Neigung zum Schleichhandel und der unauflöslich damit verknüpften Demoralisation entgegen zu wirken: denn diese Uebel würden (was ganz übersehen worden ist) selbst wenn Nassau dem Zollsystem ganz entsagen wollte, an Intensität zunehmen, und zwar gerade dadurch, daß die Ver-

suchung zu Einschwärzungen in die benachbarten zollpflichtigen Vereinländer wüchse, während es für eine wahrhaft philantropische Regierung einerlei ist, ob die Einschwärzung sich gegen das Inland oder gegen das Ausland richtet; in der That einerlei, weil der Nachtheil für den Volks-Charakter in dem einen, wie in dem anderen Falle derselbe bleibt, in dem letztern aber noch die Folgen der feindseligen Stellung zu erwägen sind, in welche das Land dadurch gegen seine Nachbarn gebracht wird. Die Vereinigung mit diesen zu einem gemeinschaftlichen Zoll-System hebt dagegen alle Veranlassung zum Schleichhandel entweder gänzlich auf, oder beschränkt dieselbe auf die Versuche, welche dazu auf den wenigen Nassauischen Eingangspunkten am Rhein übrig bleiben und daselbst wegen des Wasser-Transports leichter zu hemmen sind.

Wollte man nun noch anführen, daß Nassau durch die Verlegung der Zollstätten an die Vereinsgränze (versteht sich, mit Ausnahme des Rheins) ganz in die Gewalt seiner Nachbarn gerathen, und folglich ohne Theilnahme an der Verwaltung bleiben würde: so ist darauf zu erwiedern, daß die Abrechnung über die Zoll-Revenuen dem Herzogthume jedenfalls seinen gebührenden Antheil hinlänglich sichert, nicht zu gedenken, daß die Einwohner den größten Theil der Zölle nicht an der Gränze, sondern, um Zeit und Kraft zugleich zu ersparen, in den nassauischen Freihäfen zu erlegen vorziehen werden. Würde endlich eingewendet, daß eben die Vertheuerung des Bedarfs aus dem Auslande die größte Last des Zollvereines für den Inländer sei, und daß diese dieselbe bleibe, die Zollabgaben mögen an der eigenen oder an der fremden Gränze erhoben werden; so dient zur Ant-

wort: daß mit einer so beträchtlichen Erweiterung des freien Markts, wie sie durch den Beitritt zu dem preußischen Verein gewonnen wird, der aus dem Auslande zu beziehenden Bedürfnisse immer weniger werden, und daß die Vertheurung des übrigbleibenden Bedürfnisses lediglich den nassauischen Staatskassen, folglich dem Lande, das solche sich auferlegt hat, wieder zu Gute kommt. Der Freiherr von Zwierlein giebt den gegenwärtigen Ertrag der Zollabgabe im Herzogthum Nassau auf 220,000 fl. an. Nach der Zollvereinigung mit Preußen würde er sich, bei einer Bevölkerung von 350,000 Seelen, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf 100 bis 150,000 fl. mehr belaufen.

Wie stellt sich nun, nach allem bisher Bemerkten, die Alternative für das Herzogthum Nassau?

Ganz offenbar so, daß es

entweder seine vereinzelte Zolleinrichtung ganz aufgeben und den ausfallenden Ertrag durch mehre neue Abgaben in Verbindung mit einer Erhöhung anderer, die schon bestehen, decken muß;

oder dem preußischen Zollvereine beitritt, der ihm einen finanziellen Gewinn sichert, groß genug, um andere Landesabgaben, wo nicht gänzlich aufzuheben, doch beträchtlich zu erleichtern; der im Verhältniß zu den bisherigen Zollverwaltungskosten nur Ersparnisse verursacht, indem er die sämmtlichen Landesgränzen bis auf wenige Meilen von aller Mauth-Kontrole und allen Zollstellen befreit, und dem Schleichhandel ein Ende macht; der den Landes-Produkten, bis auf die von den Gegenständen der inneren Besteuerung in den übrigen Vereins-Staaten vorzubehaltenden Ausgleichungs-Abgaben, einen freien

Absatz in umliegende Länder mit einer Bevölkerung von 20 Millionen eröffnet, und der inneren Fabrikation eben dahin, wo nicht ganz freien, doch erleichterten Vertrieb verschafft, während er sie zugleich gegen die ausländische Konkurrenz beschützt; der endlich, in allen kommerziellen und staatswirthschaftlichen Beziehungen, die Wirksamkeit der Regierung im Innern wohlthätiger macht und nach Außen kräftigt.

Bei dieser Alternative ist, wie wir glauben, das Uebergewicht auf der letztern Seite allzu entscheidend, als daß diejenigen Ursachen, welche bisher entgegengewirkt haben, noch länger den Ausschlag verhindern und es zweifelhaft machen könnten, was für das Herzogthum Nassau das Vortheilhaftere sei.

Was in einer appellatio a principe male informato ad principem melius informandum auch immer lästig seyn, oder als Anmaßung erscheinen möge, so rechtfertigt sie sich doch zuletzt durch den Wahrheitssinn, der aus ihr spricht; die Erscheinungen der deutschen Welt aber sind gegenwärtig von einer solchen Beschaffenheit, daß es wohl der Mühe werth ist, den Bedingungen des innern Friedens tiefer nachzuspüren, als es, bei der vorherrschenden Verkennung der Natur eines Staatenbundes, bisher geschehen ist. Ist es nöthig, noch hinzuzufügen, daß wir, bei Abfassung dieses Artikels, keinen anderen Zweck gehabt haben, als redlich dazu beizutragen, daß sich die Ueberzeugung verbreite, „nichts sei einem kleinen Staate wohlthätiger und vortheilhafter, als frei einzuwirken auf einen großen Staat?“

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Funfzehntes Kapitel.

Friedrich Wilhelms des Ersten Verdienste um die höhere Ausbildung des Staats, als eines organischen Ganzen; sein Hang zum Wohlthun; seine Verspottung leerer Theorien; seine Krankheit; sein Testament; sein Tod.

Man darf behaupten, daß der preußische Staat erst unter Friedrich Wilhelm diejenige Form angenommen habe, in welcher er sich mit Erfolg zu etwas Höherem ausbilden konnte. Ganz unstreitig war die Idee, welche diesem Könige vorschwebte, nicht fehlerfrei; denn, sofern darin alles auf die Gründung eines Militär-Staats abzweckte, war zweierlei aus der Acht geblieben: einmal, daß Militär-Staat und erbliche Monarchie sich nicht mit einander vertragen, weil jener auf Bedingungen beruht, welche durch

diese nicht erfüllt werden können; zweitens, weil die Zivilisation in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts allzu weit vorgeschritten war, als daß Eroberung hätte Staatszweck seyn können. Bei dem Allen läßt sich nicht läugnen, daß durch die militärische Form, welche Friedrich Wilhelm seinem Staate gab, Großes geleistet wurde. Ohne diese Form würde die gesellschaftliche Ordnung hin und her geschwankt haben, und die öffentliche Autorität höchst zweifelhaft geblieben seyn. Es kam, vor allen Dingen, darauf an, diejenige Unterordnung festzustellen, die den Gehorsam sichert und den Gesetzen Achtung verschafft. Wer nun möchte wohl behaupten, daß dieser Zweck unerreicht geblieben sei? wer nicht zugeben, daß daraus höhere Sicherheit, größere Wohlhabenheit, vor allem aber jene weit getriebene Theilung der Arbeit hervorgegangen sei, welche die Stärke der Gesellschaft ausmacht?

Es fehlte nicht viel daran, daß unter Friedrich Wilhelm ein Konskriptions-Gesetz zu Stande kam, wie spätere Zeiten es kennen gelernt haben; seine Kantonal-Verfassung enthält die wesentlichsten Elemente eines solchen Gesetzes. Nach dieser Verfassung war jede Provinz in gewisse Distrikte getheilt, und jedes Infanterie-Regiment auf 5000, jedes Kavallerie-Regiment auf 1800 Feuerstellen im Distrikt angewiesen, und zwar so, daß jeder Regiments-Distrikt wiederum nach der Zahl der Kompagnien des Regiments in zehn Theile abgetheilt war. Nach dem Kanton-Reglement waren alle waffenfähigen Einwohner zum Kriegsdienst verpflichtet, und außer den Predigersöhnen, die sich der Theologie widmeten, nur die Söhne solcher Eltern ausgenommen, welche ein Vermögen von 6 bis 10,000 Thl.

nachweisen konnten. Zu dieser Maßregel nahm Friedrich Wilhelm der Erste nicht eher seine Zuflucht, als bis die gewaltsamen Werbungen ihm so viel Verdruß gemacht hatten, daß er ihnen lieber entsagen, als sich noch länger den Vorwürfen aussetzen wollte, die ihm von allen Seiten, vorzüglich aber von Seiten seiner Geistlichkeit, wegen der Ungerechtigkeiten gemacht wurden, die sich an das frühere Rekrutirungs-System geknüpft hatten.

Bekanntlich hinterließ Friedrich Wilhelm der Erste ein Heer von 76,000 Mann, das aus 20 Kavallerie-, 31 Infanterie-Regimentern, 36 Garnison- und 6 Artillerie-Kompagnien bestand. Bedenkt man hierbei, daß die Bevölkerung des Königreichs sich um das Jahr 1740 nur auf 2,240,000 Seelen belief, und daß das öffentliche Einkommen nicht über 7,000,000 Thaler hinausging: so hat man alle Ursache, über die Kunst zu erstaunen, die auf einer so schmalen Grundlage und mit so schwachen Mitteln ein so zahlreiches Heer zu halten sich vermag; denn nach demselben Maßstabe gemessen, würde das Königreich, bei seiner gegenwärtigen Bevölkerung, ein Heer von wenigstens 500,000 Mann unterhalten können. Wir haben zwar nicht die Absicht, hier auseinander zu setzen, durch welche Einrichtungen jenes auffallende Phänomen möglich wurde; denn es versteht sich wohl von selbst, daß alles zu Hülfe genommen werden mußte, um die Kosten der Verpflegung, Bekleidung und Unterbringung jenes zahlreichen Heeres zu bestreiten. Was wir jedoch nicht mit Stillschweigen übergehen können, ist eine Einrichtung, welche Friedrich Wilhelm traf, um sein Heer so zu beleben, daß die Erfüllung seiner Bestimmung, so oft diese gefordert wurde, nicht zweifelhaft blieb.

Mit einem Worte: es muß die Rede seyn, von der Kriegsschule, welche dieser König stiftete, um ein solches Offizier-Korps zu gewinnen, das in dem großen Körper, Heer genannt, die Nerven bildete, ohne welche die Muskeln bewegslos bleiben.

Friedrichs des Ersten Fürsten- und Ritterschule, von welcher oben die Rede gewesen ist, war zwecklos; denn sie entsprach keinem gesellschaftlichen Bedürfnisse. Nicht dasselbe läßt sich von dem Kadetten-Korps sagen, das Friedrich Wilhelm der Erste stiftete. Wie dieses Königs Bestrebung überhaupt keine andere war, als den Luxus seines Vaters auf das rechte Maß zurückzuführen, um ihn wahrhaft nützlich zu machen: so that er dies auch in der Verwandlung der Fürsten- und Ritterschule in ein Kadetten-Korps, das keine andere Bestimmung hatte, als das Heer mit Offizieren zu versehen. Man lebte in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Idee des Gleichgewichts der politischen Macht vorherrschend war: um zu gelten, mußte man über bedeutende Militär-Kräfte gebieten. Friedrich Wilhelm der Erste, der dies sehr wohl empfand und durch alle seine Neigungen zur Schöpfung eines großen stehenden Heeres hingeleitet wurde, konnte hierbei nicht auf halbem Wege bleiben, was ganz unfehlbar geschah, wenn er keine Militär-Schule anlegte, aus welcher fertige Militär-Beamte für die ersten Stufen militärischer Autorität hervorgingen. So war denn das Kadetten-Korps eine unumgängliche Ergänzung des gesammten Militär-Systems. Nothwendig als Spezial-Schule, leistete es indeß noch besondere Dienste, die man auf die Verbesserung der Verhältnisse im Innern beziehen kann. Die Unterwei-

sung war in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sehr wenig verbreitet; und da der Landadel zum Theil so arm war, daß er die Kosten eines Hauslehrers nicht ohne Entbehrungen bestreiten konnte, so wuchs seine Nachkommenschaft nicht viel anders auf, als die seiner sogenannten Unterthanen. Dies nun war um so weniger zu dulden, da der junge Edelmann der geborene Gebieter des jungen Erbunterthänigen war, der in Reihe und Glied gestellt wurde. Sollte sich der Offizier von dem gemeinen Soldaten durch noch etwas mehr, als durch eine feinere Uniform unterscheiden: so konnte dies nur durch solche Sitten und Kenntnisse geschehen, die in besonders dazu bestimmten Erziehungsanstalten erworben waren. Hierin also entdeckt man den Zweck des von Friedrich Wilhelm dem Ersten gestifteten Kadetten-Korps. Zusammengesetzt aus der in sich selbst versunkenen Ritterschule zu Berlin und aus der Kadetten-Schule zu Magdeburg und Kolberg, gab es, bei Lebzeiten Friedrich Wilhelms des Ersten, nicht weniger als 300 Offiziere für die Armee, und wurde als Wohlthat betrachtet von denen, die ihre Nachgebornen hier unentgeltlich erziehen ließen. Was die Erziehung der Kadetten selbst betrifft, so giebt es dafür keinen anderen Maßstab, als den allgemeinen Geist des Zeitalters in seiner Verbindung mit dem gebietenden Willen eines Königs, der, wie wir wissen, seine Eigenthümlichkeit überall geltend machte. Der Unterricht, von Kandidaten der Theologie bestritten, beschränkte sich auf die Mittheilung von Elementar-Fertigkeiten im Lesen, Schreiben und Rechnen, woran sich eine oberflächliche Unterweisung in der Erdbeschreibung und Geschichte knüpfte. Für die, von invaliden Offizieren besorgte Bildung der

Sitten und des militärischen Charakters zweckte alles auf die Hervorrufung eines gewissen Hochmuths ab, der alles verachtet, was nicht berechtigt ist, Waffen zu tragen. In dieser Beziehung lebte der Geist Friedrich Wilhelms so lange im Kadetten-Korps fort, bis die gesellschaftlichen Lücken ausgefüllt wurden durch Elemente, welche den Standes-unterschied ausgleichen, und die gesellschaftliche Harmonie, ohne welche das Leben leicht zur Oede wird, in gemilderten Sitten zurückführten. Den Unterschied zu erkennen, den ein hundertjähriger Zeitraum in den Sitten und Anschauungen eines vielseitig angeregten Volks bewirkt, reicht es vielleicht hin, die Phänomene zu beobachten, welche sich an solche Institute knüpfen, wie Militärschulen höheren und niederen Ranges sind.

Wenn Friedrich Wilhelm auf die Theorien seiner Zeit einen sehr geringen Werth legte: so war er dazu um so mehr berechtigt, weil er sich diese Theorien nicht hätte aneignen können, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen und sein gesundes Urtheil da aufzuopfern, wo nur dieses Rettung bringen konnte. Die Gleichgültigkeit, welche er der Gelehrten-Klasse bewies, der Spott, womit er diese Klasse bei jeder Gelegenheit verfolgte — ein Spott, von welchem wir weiter unten noch eine auffallende Probe zu geben gedenken —: dies alles verhinderte ihn nicht, für die Bildung der niederen Volksklassen durch Anlegung von Elementar-Schulen zu sorgen. Je weniger, bis auf seine Zeiten, in dieser Hinsicht geschehen war, desto mehr hielt er es für seine Pflicht, das Versäumte nachzuholen. Nicht genug aber, daß er die Mittel zur Vervielfältigung der Elementar-Schulen bereitwillig hergab, fand er es nicht

unter seiner Würde, auf seinen Reisen die neuen Unterrichts-Anstalten zu besuchen, die Lehrer und Prediger persönlich zu ermuntern, und dafür zu sorgen, daß der Anstellung eine Prüfung voranging. Von den Bewohnern Preußens (dieses als Provinz gedacht) hatte er eine so schlechte Meinung, daß er sie allein von dem Verbote ausnahm, wodurch die Peitschen- und Stockschläge bei Hofedienstеn untersagt wurden; er hielt die dienende Klasse der Bewohner Preußens für faul, ungehorsam und gottlos. Nichts desto weniger schenkte er im Jahre 1735 dem Lande 150,000 Thaler zur Anlegung von Landschulen, indem er hierin das wirksamste Mittel erkannte, körperliche Züchtigungen überflüssig zu machen. In demselben Geiste erweiterte er das Berlinische Friedrichs-Hospital, worin verlassene Kinder, außer dem nöthigen Unterhalt, Unterricht und Erziehung erhalten. Auch das französische Waisenhaus, welches im Jahre 1729 vollendet wurde, erfuhr seine Wohlthätigkeit. Sein vorzüglichstes Werk in dieser Beziehung aber war die Errichtung des Potsdamschen Waisenhauses: einer Anstalt, welche gleich bei ihrer ersten Einrichtung auf 2,500 Soldatenkinder berechnet war, in der Folge aber noch erweitert wurde. Denkt man sich Potsdam als eine große Pflanzschule für das Militär im Allgemeinen: so durfte es nicht an einer Anstalt fehlen, wie dieses Waisenhaus war. Friedrich Wilhelms Vorliebe für große Gestalten hatte aber einen nicht geringen Antheil an dieser Schöpfung; denn er setzte mit einiger Sicherheit voraus, daß die Kinder großer Väter einen hohen Wuchs erreichen würden. Um so freigebiger fiel die Ausstattung des neuen Waisenhauses aus. Es bekam die auf dem Lagerhause haftenden Kapitalien

nebst dem ganzen Ueberschuß dieser großen Fabrik; ferner jährlich 1200 Thl., welche die Aemter der Grafschaft Mark Wetter und Blankenstein als Zinsen eines, wegen Rückstandes ihnen auferlegten Kapitals von 20,000 Thl. erlegen mußten; ferner jährlich 3000 Thl. aus der Rekruten-Kasse; ferner den vierten Theil von dem Domkapitel zu Minden und einigen anderen eingezogenen Stiftern; ferner die Zinsen von 11,000 Thalern und von verschiedenen, der kurmärkischen Landschaft vorgestreckten Kapitalien; ferner die beiden Domänen-Güter Bornstädt und Grabow bei Potsdam; endlich, außer freier Brau- und Brennerei, und dem Ueberschuß des sogenannten Intelligenz-Wesens, noch verschiedene andere nicht unbeträchtliche Einkünfte. Mit einem Worte: die ganze Anstalt bewies, daß Friedrich Wilhelm von aller Knickerei entfernt blieb, so oft es die Durchführung eines nützlichen Gedankens galt.

Hätte dieser König, anstatt der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts anzugehören, zu einer Zeit gelebt und gewirkt, wo die physischen Wissenschaften den obersten Rang so eingenommen hätten, wie sie ihn gegenwärtig einnehmen: so würde ihn die Welt als den eifrigsten Beförderer und Beschützer derselben kennen gelernt haben, während ihn das Unglück getroffen hat, für einen Barbaren zu gelten, bloß weil es seinem Wesen widerstrebte, ein Freund leerer und unfruchtbarer Gelehrsamkeit zu seyn. Daß dies Schicksal nicht verdient war, geht aus allen den Fällen hervor, wo Friedrich Wilhelm sich als den Beförderer wahrhaft nützlicher Einsichten und Kenntnisse bewies. Sein Zeitalter war reich an Charlatanen und Quacksalbern, welche die Leichtgläubigkeit der Preßhaften zu ihrem Vortheil benutzten,

ohne die mindeste Erleichterung zu gewähren. Inzwischen hatte die Chirurgie in Frankreich und in England einige Fortschritte gemacht. Sofern es nun darauf ankam, die Resultate zuverlässiger Erfindungen und Entdeckungen in diesem Fache in das Königreich zu verpflanzen, war derselbe Friedrich Wilhelm, der den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften und den Fakultäts-Männern der Landes-Universitäten so vielfältig seine Geringschätzung bewiesen hatte, ohne Mühe zur Errichtung eines Collegii medico-chirurgici bewogen, in welchem wissenschaftlich gebildete Aerzte jungen Männern Unterricht ertheilten, sowohl in der Kräuterkunde, als in der Anatomie und Physiologie, welche angefangen hatten, eine systematische Form anzunehmen. Hierbei blieb es nicht. Sobald der König den Fortgang des neuen Instituts wahrgenommen hatte, erhob er dasselbe zu einem Ober-Collegium medicum, dem er ein anatomisches Theater — in diesen Zeiten eine freigeistersche Schenkung — gab, und dessen Einkünfte er durch den ausschließenden Druck und Verlag der neuen Medizinal-Ordnung, des verbesserten Dispensatorium medicum und der Medizinal-Taxe sicherte: lauter Schriften, welche die Stadt- und Land-Physizi, Wundärzte, Apotheker und Hebammen anzukaufen verpflichtet wurden. Vermöge dieser Einrichtung gab es im Königreiche eine Behörde, deren Wirksamkeit sich auf die Anstellung geprüfter Aerzte bezog, während die Apotheker bei schweren Strafen verpflichtet waren, Arzneien nur auf die Rezepte dieser Aerzte verabfolgen zu lassen. Wer möchte die Nützlichkeit dieser Einrichtung in Zweifel ziehen? und wenn in ihr der Beweis liegt, daß Friedrich Wilhelm der Erste nichts weniger als

gleichgültig war für reelles Wissen — wer wagt alsdann noch irgend eine Anklage, von dieser Seite her, gegen ihn zu erheben? Das Ober-Kollegium hat seit dem Jahre 1723, wo es gestiftet wurde, nicht aufgehört die heilsamsten Wirkungen hervorzubringen; und da seitdem mehr als ein Jahrhundert verflossen ist, so läßt sich annehmen, daß, welche Vervollkommnungen auch der Heilkunde bevorstehen mögen, dies Institut nie aufhören werde, das Andenken an seinen erhabenen Stifter zu verewigen.

Wenn das Ober-Collegium medicum als ein Ausfluß wahrhaft fürstlichen, d. h. großartigen Wohlwollens betrachtet werden muß: so darf das, was Friedrich Wilhelm für eine allgemeine Verpflegung hülfsbedürftiger Kranken zu Stande brachte, in keinem unvortheilhafteren Lichte gesehen werden. Dies war die Verwandlung des vor dem Spandauer Thore gelegenen Spinnhauses in eine sogenannte Charitee-Anstalt. Die Bevölkerung Berlins (welche jährlich zunahm, und sich, während der Regierung dieses Königs, bis zu 80 bis 90,000 Seelen erhob) machte eine solche Anstalt um so nothwendiger, je stärker der Zufluß von Arbeitern war, welche aus der Fremde anlangten, um den Anbau der Hauptstadt zu unterstützen. Kaum war jedoch die Einrichtung des ehemaligen Spinnhauses zu einem öffentlichen Krankenhause beendigt, als die Entdeckung, daß die Zahl der Unglücklichen, welche in dem neuen Hospital verpflegt zu werden berechtigt waren, viel größer sei, als man Anfangs geglaubt hatte, den wohlwollenden Monarchen bestimmte, nicht bloß das Gebäude zu erweitern, sondern auch den Fond der Anstalt so ansehnlich zu vermehren, daß sie zur Aufnahme einer unbestimmbaren Anzahl

von hülfsbedürftigen Kranken geschickt wurde. Zu diesem Endzweck schenkte er ihr ein beträchtliches Stück Ackerland zu Küchen- und Obstgärten, eine Wiese größeren Umfanges, ein Kapital von 100,000 Thalern und den Verlag aller Kundschaften, Lehr- und Geburtsbriefe der Handwerksbursche. Zu diesem Fond kam in der Folge das Vermächtniß eines patriotischen Edelmanns, welches die Charitee in den Stand setzte, das aus sieben Dörfern bestehende Amt Priborn in Schlesien für 80,000 Thaler zu kaufen. Ganz unstreitig ist seit dem Hintritt Friedrich Wilhelms des Ersten sehr viel geschehen, um der von ihm gestifteten Anstalt eine höhere Vollkommenheit zu geben: allein nichts desto weniger bleibt ihm der Ruhm, der erste gewesen zu seyn, der den Gedanken eines so nützlichen Instituts hatte, und diesen Gedanken so ins Werk richtete, daß die weitere Ausbildung desselben keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten unterlag. Auf einem guten Fundament weiter zu bauen, ist in den meisten Fällen leicht.

Versetzt man sich in die Gefühlsweise Friedrich Wilhelms des Ersten, so begreift man ohne Mühe, wie sein Selbstbewußtseyn ihn zur Verspottung Derjenigen führen konnte, die, von einem unfruchtbaren Wissen aufgebläht, Ansprüche auf eine Achtung machten, die er, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu treten, nicht bewilligen konnte. Wir haben von dem ironischen Geiste dieses Königs bereits mehrere Proben zurückgerufen. Die vollständigste, welche sich anführen läßt, dürfte in der Bestallung des Grafen von Stein zum Vize-Präsidenten der Akademie der Wissenschaften enthalten seyn. Sie ist vom 19. Januar 1732 und mit Friedrich Wilhelm unterzeichnet, so daß ihre

Aechtheit keinem Zweifel unterliegt. Schwerlich war der Graf von Stein ein Anderer, als derselbe Graben zum Stein, welcher in dem Tabacks-Kollegium den sogenannten Hasenlanten machte. Dies nun vorausgesetzt, enthält seine Bestallung zu einem zweiten Präsidenten der Akademie der Wissenschaften so viel originelle Züge, daß wir uns nicht enthalten können die vornehmsten derselben, theils zur Charakteristik des Königs, theils zu der des Zeitalters, hier einzuschalten. Der Leser selbst mag daraus abnehmen, in welchem Kredit die Akademie der Wissenschaften während der Regierung Friedrich Wilhelms des Ersten stand.

Im Eingange wird die Bestallung des Grafen von Stein gerechtfertigt durch dessen weit verbreiteten Ruf in allen Zweigen des menschlichen Wissens, namentlich in Antiquitäten, alten und neuen Münzen, in Physicis, Mechanicis, Botanicis, Hydraulicis, Pneumaticis, Staticis, wie nicht weniger in der Kabbala und Erkenntniß der guten und bösen Geister, ingleichem in der wunderbaren Lehre von den Präadamiten und deren vormaligen Wirthschaft und Haushaltung, auch sonst in Historicis, Metaphysicis, Logicis, Rhetoricis und Catoptricis, vor Allen aber in der Algebra, arte combinatoria und in der Punktirkunst, so wie in der weißen und schwarzen Kunst. Als zweiter Socius der ermeldeten Gelehrten-Gesellschaft soll der Graf von Stein alles, was in seinen Kräften steht, thun, um den Nutzen, die Aufnahme und den bereits erworbenen Ruhm der Akademie zu fördern. Er soll fest darauf halten, daß die Sozietät sich durch Edirung gelehrter Schriften auszeichne, und daß jedes Mitglied derselben wenigstens Ein Specimen eruditionis alljährlich durch den Druck be-

kannt mache; er selbst, der Vize-Präsident, soll von dieser Arbeit dispensirt seyn, „wiewohl sein herrliches, erleuchtetes und an Fertilität dem besten Klei- und Waizen-Boden gleichstehendes Ingenium dergleichen in Menge hervorzubringen mehr als gar zu tüchtig und geschickt wäre."

„Auf das Kalenderwesen in unserem Königreiche — so fährt die Bestallung fort — muß der Vize-Präsident Graf von Stein eine sorgfältige und genaue Attention haben, damit kein Unterschleif dabei vorgehe, keine fremde Kalender eingeführt, auch die Gelder, so von den Kalendern aufkommen, zu keinem andern Endzweck, als wozu wir dieselben destinirt, angewendet, übrigens aber, bei Anfertigung und Druck der Kalender, dem Publikum, insonderheit den Curiosis, welche zukünftige Dinge vorher wissen wollen, zur Freude und zum Nutzen, alle Behutsamkeit gebrauchet, die Prognostica von der Witterung, Gesundheit und Krankheit, auch Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre, ingleichem der Kriegs- und Friedenslauf akkurat getroffen, bei dem Drucke nicht mehr rothe Buchstaben als nöthig verwendet, der Sonnen-Zirkel nicht verkehrt oder viereckig, sondern rund gemacht, die güldene Zahl nach Möglichkeit vermehrt, der guten Tage so viel als ihrer immer seyn können, angesetzet, die verworfenen oder bösen Tage aber vermindert werden mögen. Dafern auch der Vize-Präsident Graf von Stein besondere Umstände oder Veränderungen in dem Laufe der Gestirne bemerken sollte, z. Ex. daß der Mars einen freundlichen Blick in die Sonne geworfen hätte, oder daß er mit dem Saturn, der Venus und dem Merkurius im Quadrat stände, oder auch daß der Zodiakus, wie bereits zu des Kampanella Zeiten ange-

merkt worden, sich noch weiter aus dem Geleise begeben und verrücken, oder auch, daß ein Wirbel des Himmels den andern, nach des Cartesii Principiis, abschleifen oder verschlingen wolle, und daher eine übermäßige Anzahl von Kometen oder Schwanzsternen zu vermuthen sei: so hat er, der Vize-Präsident, ohne den geringsten Zeitverlust darüber mit den übrigen Sociis zu konferiren, und nicht allein auf die Ergründung solcher Unordnungen, sondern auch auf Mittel und Wege, wie denselben am besten abzuhelfen, sorgfältig bedacht zu seyn. Und ob es gleich durch den Unglauben der Menschen dahin gediehen ist, daß die Kobolde, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen sind, daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen: so ist doch dem Vize-Präsidenten aus dem Praetorio und andern bewährten Autoribus zur Genüge bekannt, wie es an Nachtmähren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwischen, Nixen, Wehrwölfen, verwünschten Leuten und anderen dergleichen Satansgesellschaften gar nicht mangele, sondern daß deren eine große Anzahl in den Seen, Pfulen, Moräßten, Heiden, Gruben und Höhlen, auch in hohlen Bäumen verborgen liegen. Es wird also der Graf von Stein nicht ermangeln, sein Aeußerstes zu thun, um dieselben auszurotten, und soll ihm ein jedes von diesen Unthieren, wenn er es lebendig oder todt liefern wird, mit sechs Thalern bezahlt werden. Alldieweil auch eine beständige Tradition ist, daß allhier in der Chur- und Mark Brandenburg, sonderlich in der Gegend von Lehnin, Wilsnack und Lebus, konsiderable Schätze vergraben seien, zu deren Besichtigung, und um zu wissen, ob sie noch vorhanden sind, alle zehn Jahre einmal gewisse Or-

densleute, Jesuiten und andere dergleichen Geschmeiße und Ungeziefer von Rom allhier kommen: so muß der Vize-Präsident, Graf von Stein, diesem Pfaffenpack nicht allein fleißig auf den Dienst passen, um sie wo möglich fest zu machen und zur gefänglichen Haft zu bringen, sondern auch keinen Fleiß sparen, um vermittels der Wünschelruthe und Segensprechens ausfindig zu machen, wo solche Schätze vergraben liegen; und sollen ihm zu solchem Ende, auf sein Verlangen, die in unserem Archiv vorhandenen Zauberbücher nebst dem Speculo Salomonis verabfolgt werden, wie er auch von jeglichem Tresor, welchen er aufgraben wird, den vierten Theil genießen soll, als reiche und ansehnliche Belohnung seiner geleisteten Dienste. Ingleichem soll er aller Privilegien, Freiheiten, präeminenten Rechte und Gerechtigkeiten, so dergleichen Vize-Präsidenten zustehen, sich ebenfalls zu erfreuen haben, und dabei, so oft er dessen bedürfen wird, wider allen Nachtheil, Belästigung und Betrug ernstlich und nachdrücklich maintenirt werden. Solches zu beurkunden, haben wir diese Bestallung eigenhändig unterschrieben und mit Unserm königlichen Insiegel bedrucken lassen."

So lautet dies merkwürdige Dokument, das allerdings eine mehrfache Auslegung zuläßt, doch unter diesen keine, welche für Friedrich Wilhelms Achtung für den Gelehrten-Stand seiner Zeit spräche. Unstreitig war die Bestallung des angeblichen Grafen von Stein zum Vize-Präsidenten der Akademie der Wissenschaften nicht mehr und nicht weniger, als einer von den Scherzen, welche im Tabacks-Kollegium vorkamen; doch auch in dieser Voraussetzung liefert sie einen Beweis von der Geringschätzung, worin

Gelehrsamkeit und Theorie in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bei denjenigen standen, denen das Loos gefallen war, die Gesellschaft zu leiten. Sie ist sogar in dieser Beziehung ein köstliches Denkmal, sofern sich daraus abnehmen läßt, wie das Verhältniß der Praxis zur Theorie war, und mit welcher Ueberlegenheit die erstere sich über die letztere erhob.

Es darf in diesem Zusammenhange auch nicht unbemerkt bleiben, daß Friedrich Wilhelm der Erste durch seine Achtung für den geistlichen Stand und für das kirchliche Dogma nicht verhindert wurde, seine eigenthümliche Anschauung von theologischen Dingen zu haben. So war unter andern die Dreieinigkeitslehre gar nicht nach seinem Geschmack. Nicht selten äußerte er sich darüber gegen seine Vertrauten, und noch in seinen letzten Lebensjahren war sein Wunsch: „daß die Geistlichen es bei dem einigen Gott bewenden lassen möchten, dessen alles übersehender Verstand und unumschränkt thätiger Wille die Erscheinungen bestimme und leite.“ Es ist unstreitig nicht schwer, die Quelle zu erkennen, aus welcher diese Freigeisterei abfloß. Er selbst pflegte einzugestehen, „daß, wenn er nicht der Erste im Lande wäre, er es vorziehen würde, Bürger einer Republik zu seyn.“ Und als, bei irgend einer Gelegenheit, die Frage aufgeworfen wurde: „wer in seinem Lande der Glücklichste sei, beantwortete er dieselbe auf der Stelle auf folgende Weise: „Offenbar der, der, weit von mir, an einer Gränze zu befehlen hat, mich alle drei Jahre nur einmal sieht, und das mit gutem Gewissen kann *).“

Wir

*) S. Morgensterns nachgelassenes Werk über Friedrich Wilhelm den Ersten. S. 195 u. 207.

Wir stehen jetzt an der letzten Periode in dem Leben dieses ausgezeichneten Königs. Er hatte ein Alter von 47 Jahren zurückgelegt, als er verstimmt und krank aus dem fehlgeschlagenen Feldzug zurückkehrte, dem er, im Jahre 1734, zur Unterstützung des Kaisers beigewohnt hatte. Die Wassersucht, an welcher er in der Folge starb, sprach sich im Verlauf der Zeit immer deutlicher aus; und alle Geschicklichkeit der Aerzte vermochte nichts zur Hemmung eines Uebels, das wesentlich in der übermäßigen Körperfülle des Patienten gegründet war; denn Friedrich Wilhelm wog, bei sehr mittelmäßiger Größe, nicht weniger als drittehalb Zentner. Sobald er sich nun aus dem zunehmenden Verfall seiner Gesundheit kein Geheimniß machen konnte, entstand in ihm der Gedanke: ob er nicht lieber freiwillig ausscheiden, d. h. resigniren solle. Was in sich selbst eine Eingebung war, welche von einer sehr natürlichen Unlust zu Geschäften herrührte, erschien ihm, bei seiner theologischen Denkweise, leicht in einem andern Lichte. „Es sei, meinte er, rathsam für Jeden ohne Ausnahme, zwischen den Geschäften und dem Tode eine Art von leeren Raum zu schaffen, theils um sich zu dem letzteren vorzubereiten, theils um die Hoffnung zu erwerben, daß die Verantwortung vor dem höchsten Richter dadurch werde vermindert werden.“ Die Sache selbst wurde nun von allen Seiten überlegt. Nach dem ersten Plane wollte sich der König, nach geschehener Resignation, mit der ganzen Familie zu Wusterhausen niederlassen und daselbst, oder zu Cossenblat, für gebetene oder von selbst herbeikommende Gäste alle Arten von Jagd und Tabagie halten. Als jedoch in den hierüber angesponnenen Gesprächen nicht selten des Königs von Sardinien, Victor

Amadeus gedacht wurde, der, nach seiner Abdankung, der Gefangene seines Nachfolgers geworden war, änderte Friedrich Wilhelm seinen Plan, sofern er seinen Ruhesitz nach Cossenblat zu verlegen beschloß, weil dieser Ort der sächsischen Gränze näher gelegen ist. Auch dieser Plan wurde durch einen anderen verdrängt, nach welchem der König sich in Holland niederlassen und die General-Statthalterschaft (die man dem Prinzen von Oranien noch immer versagte) an sich und sein Geschlecht zu bringen versuchen wollte. Man sieht, daß dies alles nicht viel mehr als bloße Träume waren, wie ein geschwächtes Kraftgefühl sie einzugeben pflegt. Was den Muth im Allgemeinen schwächt, das schwächt ihn auch für die Ausführung eines wirklich gefaßten Entschlusses. Es war daher kein Wunder, wenn, unter dem Einflusse der Hoffnung, daß eine Rückkehr der Gesundheit Statt finden könne, die Resignation von einer Zeit zur andern verschoben wurde, bis der Zeitpunkt eintrat, wo alle Täuschungen zum Stillstand kamen; auch haben wir dieser nur gedacht, weil es nicht an Leuten gefehlt hat, die etwas Heroisches in dem Entschlusse Friedrich Wilhelms des Ersten, eine lästige Arbeit auf seinen natürlichen Nachfolger zu übertragen, gefunden haben *).

Was von wahrem Heroismus in diesem Könige war, offenbarte sich in der Art und Weise, wie er vom Leben schied, und nicht mit Unrecht sagt der Verfasser der brandenburgischen Denkwürdigkeiten von seinem Vater: „Er behielt eine bewundernswürdige Gegenwart des Geistes bis

*) Zu diesen Thoren gehört auch Morgenstern in seinen Denkwürdigkeiten.

zum letzten Augenblick; mit dem Stoizismus eines Cato ertrug er seine Qualen, und starb mit der Neugierde eines Physikers, der beobachten will was in dem Augenblick des Hinscheidens vorgeht, und mit dem Heldensinne eines grossen Mannes, der den Seinigen ein Beispiel zur Nachahmung zu hinterlassen wünscht."

Es ist der Mühe werth, hierüber ins Einzelne einzugehen.

Zwei Tage vor seinem Tode diktirte Friedrich Wilhelm, wie es nach seinem Tode mit seiner Leiche gehalten werden sollte. Sein letzter Wille war an seinen Nachfolger gerichtet und wesentlich folgenden Inhalts:

„Sobald ich todt seyn werde, soll mein Körper abgewaschen, mit einem reinem Hemde bekleidet und auf einen hölzernen Tisch gelegt werden, wornach man mich barbiren, mit einem reinen Laken bedecken und dergestalt vier Stunden liegen lassen soll . . . In Gegenwart des General-Lieutenants von Bodenbruck, des Obersten von Derschau ɪc., ingleichem aller hier befindlichen Doktoren und sämmtlicher Regiments-Feldscheerer meines Regiments, so wie meines Kammerdieners, soll mein Leib geöffnet und gründlich untersucht werden, woran ich denn eigentlich gestorben bin, und wie es in meinem Leibe aussieht. Ich verbiete aufs Strengste, daß etwas herausgenommen werde; nur das Wasser und der Schleim soll aus meinem Körper fortgeschafft, dieser sodann recht sauber gewaschen und mir hierauf die beste Montirung, die ich habe, angezogen werden, worauf man mich in den nicht beschlagenen Sarg legen, diesen zuschrauben und dergestalt die Nacht über stehen lassen soll . . . Nach meinem Tode sollen die neue Monti-

rung, neue Hüte und alles Uebrige an die Soldaten meines Regiments ausgegeben werden; der Hauptmann von Langen und die Unteroffiziere von den Unrangirten, desgleichen sechs Subalternen vom 2. und 3. Bataillon und die Unrangirten sollen indeß die Wache in der Stadt haben . . . Den folgenden Tag soll mein Regiment zusammen kommen und die Bataillone sollen sich formiren. Das erste Bataillon macht Front nach dem Schlosse; der rechte Flügel steht am Wasser, wo die Mauer anfängt; das zweite Bataillon steht daneben und das dritte hinter dem zweiten. Alles soll komplet seyn und jeder Grenadier drei Patronen bekommen. An die Fahnen wird ein Flor befestigt und die Trommeln werden mit schwarzem Tuch überzogen. Auch die Pfeiffer und Hautboisten bekommen Flöre. Jeder Offizier soll einen Flor auf dem Hut und an dem Arme haben, und auch das Feldzeichen mit Flor umwickelt seyn . . . Der Leichenwagen, welcher aus dem Berlinischen Marstalle genommen werden muß, soll an der grünen Treppe stehen, und zwar die Köpfe der Pferde nach dem Wasser zu. In den Leichenwagen sollen mich acht Kapitäns von meinem Regiment hinein bringen; sobald dies aber geschehen, treten sie wieder in ihre Divisionen. Diese acht Kapitäns tragen mich auch hiernächst bei der Kirche wieder von dem Leichenwagen und in die Kirche hinein. So wie der Wagen herunterfährt, wird vom Regiment das Gewehr verkehrt unter den Arm genommen und der Todtenmarsch geschlagen. Die Hautboisten blasen das bekannte Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden," worauf der Leichenwagen das ganze Regiment vorbeifährt bis an die eiserne Thür. Hier bleibt der Wagen halten, das ganze Regiment

marschirt vorbei, und das erste Bataillon setzt sich hierauf mit dem rechten Flügel vor der Kirche, das zweite bei solchem, und das dritte bei dem zweiten. Sobald sie aufmarschirt sind, folgt die Leiche. Meine beiden Söhne, Wilhelm und Heinrich bleiben beim Regimente. Ihr, als mein ältester Sohn, nebst dem kleinen Ferdinand, marschirt in Eurer Montirung hinter dem Wagen; desgleichen alles, was von Generalen und Offizieren hier ist und mitgehen will. Auch die beiden Feldprediger von meinem Regimente, Cochius und Oesfeld, sollen mit folgen . . . Hierauf soll meine Leiche von vorgedachten acht Kapitänen meines Regiments in die Kirche hineingetragen werden, und zwar durch die Thüre, durch welche ich sonst gegangen bin. Auf dem Sarge soll liegen: mein bester Montirungs-Degen, mein bestes Feldzeichen, ein Paar vergüldete Sporen und ein vergüldeter Helm, dergleichen man in der Rüstkammer finden kann. Wenn die Kapitäne mich also in die Kirche getragen, wird der Sarg in geringer Entfernung von dem Gewölbe niedergesetzt; worauf denn von den Hautboisten und der Orgel von dem Sitrad eine Musik gemacht werden muß, während die Kapitäne, die mich in die Kirche getragen, wieder zu ihren Divisionen zurückkehren. Unter den Generalen und übrigen Offizieren werden schon welche seyn, die mir die letzte Ehre erweisen und mich in die Gruft tragen werden . . . Vier und zwanzig sechspfündige Kanonen, welche auf der Plantage stehen, sollen mit Geschwindschüssen zwölfmal feuern, und zwar Feuer auf Feuer; alsdann giebt ein Bataillon nach dem andern Feuer . . . Ich verbiete hiermit, daß eine Parentation gehalten werde. Die Bataillons werden nach dem Feuern wieder gebrochen;

die Grenadiere bringen die Fahne dahin, wo Ihr, mein lieber Sohn, es befehlen werdet; die Kompagnien marschiren nach ihren Kapitäns-Quartiren, jeder Grenadier soll das gewöhnliche Biergeld haben, wie in der Exerzierzeit . . . Alle anwesende Generale und Offiziere, die von meinem Regimente sowohl, als auch die fremden, sollen den Abend im großen Saale wohl traktirt und ihnen das beste Stückfaß Rheinwein zu trinken gegeben werden — wie denn überhaupt an diesem Abend nichts als guter Wein getrunken werden soll . . . Vierzehn Tage darauf soll in allen Kirchen meines Landes meine Leichenpredigt gehalten werden, und zwar über den Text: „Ich habe einen guten Kampf gekämpfet.“ Nach der Predigt wird das Lied gesungen: **Wer nur den lieben Gott läßt walten.** Von meinem Leben und Wandel, Aktionen und Personalien soll kein Wort gesagt, dem Volke aber zu erkennen gegeben werden, daß ich solches ausdrücklich verboten habe, mit dem Zusatze, daß ich als ein großer und armer Sünder gestorben, der bei Gott und seinem Heilande Gnade suche. Ueberhaupt soll man mich in solchen Leichenpredigten zwar nicht verachten, doch auch nicht loben . . . Meinen Domestiken sollen keine Trauerröcke gemacht werden: ein Flor um den Hut, im Uebrigen ihre ordinäre Montirung . . . Ich zweifle nicht, daß Ihr, als mein lieber und treuer Sohn, diesen meinen letzten Willen in allen Punkten vollkommen erfüllen werdet und bin bis in den Tod 2c. 2c.“

Es ist fast überflüssig, zu bemerken, daß dieser letzte Wille mit der höchsten Pünktlichkeit vollzogen worden; in der That verdiente er dies auch deßhalb, weil Friedrich

Wilhelm der Erste darin seinem Charakter bis zum letzten Augenblick seines Lebens getreu geblieben war.

Außer der Anordnung seines Leichenbegängnisses war Unterhaltung mit den beiden Feldprediger Cochius und Oesfeld die letzte Beschäftigung seines rastlosen Thätigkeitstriebes, doch nicht so ausschließend, daß er die irdischen Angelegenheiten darüber ganz aus der Acht gelassen hätte. Noch am letzten Tage seines Lebens — so erzählt der Freiherr von Pöllnitz — ließ er sich an ein Fenster rollen, von wo aus er seinen Marstall übersehen konnte. Er befahl hierauf, alle seine Pferde vorzuführen und bat den Fürsten von Anhalt und den Herrn von Hacke, denen er vorzugsweise wohlwollte, sich jeder ein Pferd auszusuchen und als Beweis seiner Freundschaft zum Geschenk zu nehmen. Dies geschah; doch wählten die Begünstigten als Hofleute. Der König war damit nicht zufrieden. „Sie haben sich gerade das schlechteste ausgesucht," sagte er zu dem Fürsten; „nehmen Sie doch jenes, es ist gut, ich stehe dafür ein." Zugleich befahl er, daß den beiden Pferden das schönste Reitzeug aufgelegt werden sollte; und als dem einen ein Sattel von blauen Sammet und eine gelbe Schabracke aufgelegt wurde, gerieth er darüber in einen so lebhaften Unwillen, daß er ausrief: „wäre ich gesund, wie wollte ich die Stallknechte abprügeln!" Er übertrug dies Geschäft dem Herrn von Hacke, und erklärte hierauf den anwesenden Ministern und Offizieren, daß er, von jetzt an, dem Kronprinzen die Regierung übergebe. Als man ihn wieder zu Bette brachte, fiel er in Ohnmacht. Er kam noch einmal wieder zu sich, betete mit Cochius und erinnerte sich während des Gebets daran, daß gerade jetzt die Jahreszeit

sei, wo er seinen Bedienten eine neue Livrée zu geben pflegte. Diese erhielten demnach den Befehl, in derselben vor ihm zu erscheinen. Die Röcke waren nichts weniger als prächtig; doch rief er beim Anblick derselben aus: „o Eitelkeit! o Eitelkeit!" Nicht lange darauf forderte er einen Spiegel und bemerkte, indem er sich darin beschaute, daß er weniger abgematted aussähe, als er es geglaubt habe. Nach einer halben Stunde kehrte die Ohnmacht zurück. Es war die letzte; denn das Bewußtseyn schwand für immer.

Von den 14 Kindern, die er mit seiner Gemahlin Sophia Dorothea gezeugt hatte, überlebten ihn, außer dem Kronprinzen, welcher, als Friedrich der Zweite, den Beinamen des „Großen" und des „Einzigen" erwarb, drei Prinzen und sechs Prinzessinnen. Von den letztern blieb nur die jüngste, Anna Amalie, unvermählt. Für die erstern sorgte Friedrich Wilhelm dadurch, daß er mit seinen Ersparnissen so viel adelige Güter erkaufte, daß jene von den Staatskassen fast unabhängig wurden. Die Bestimmung der zu Wusterhausen errichteten prinzlichen Gesammtkammer war keine andere, als die Ausstattung der nachgebornen Prinzen zu verwalten, von welchen August Wilhelm ein Einkommen von 52,000 Thalern, seine beiden Brüder, Heinrich und Ferdinand, jeder ein Einkommen von 26,000 Thalern bezog. Den wiederholten Versicherungen Friedrich Wilhelms zufolge, war von dem Staatsvermögen kein Groschen zum Ankauf der prinzlichen Domänen verwendet worden; er hatte — so drückte er sich darüber aus — „alles von dem Gelde bestritten, das, nach anderer Höfe Gewohnheit und Sitte, jedem Prinzen zur Unterhaltung eines eigenen

Hofstaats gebührt, und dafür seine Söhne wie Subaltern-Offiziere erzogen." Leicht erkennt man in dieser Erklärung die geringen Fortschritte, welche die Staatswirthschaft in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gemacht hatte, d. h. in einer Periode, wo alles Gesellschaftliche so wenig aufgeklärt war, daß ein König sich noch in dem Lichte eines Privat-Mannes betrachten konnte.

Wir brechen diese Untersuchungen hier ab; denn, um sie fortzusetzen, würden wir genöthigt seyn, das zu wiederholen, was in einer andern Form *) von den Fortschritten gesagt ist, welche der preußische Staat unter der sechs und vierzigjährigen Regierung Friedrichs des Zweiten in seiner Ausbildung gemacht hat. Doch wollen wir die Feder in Beziehung auf diesen Gegenstand nicht niederlegen, ohne bemerkt zu haben, daß Friedrich Wilhelms Tod in einem Alter von 52 Jahren als eine Euthanasie betrachtet werden kann. Hätte dieser König anstatt Karl dem Sechsten in die Ewigkeit voranzugehen, diesen Kaiser auch nur zwei bis drei Jahre überlebt: so würde das Schicksal des preußischen Staats ganz anders ausgefallen, und der Inhalt unserer Geschichte von dem, was ihn gegenwärtig ausmacht, himmelweit verschieden seyn. Da nämlich Friedrich Wilhelm das Hausgesetz Karls des Sechsten (die sogenannte pragmatische Sanktion) genehmigt hatte: so würde ihm, bei einem längeren Leben, vorzüglich aber bei seiner Kränklichkeit, nichts anderes übrig geblieben seyn, als auch die Uebertragung der deutschen Kaiserwürde auf den Gemahl

*) In der Geschichte von Berlin und Potsdam unter der Regierung Friedrichs des Zweiten.

Maria Theresia's zu genehmigen. Damit aber wäre die Veranlassung zu dem ersten schlesischen Kriege und mit dieser die ganze Rolle weggefallen, welche Friedrich der Zweite, zum Erstaunen seiner Zeitgenossen, sechs und vierzig Jahre lang spielte, nicht ohne den preußischen Staat zu einer Wichtigkeit zu erheben, welche seinen Nachfolgern keine andere Wahl ließ, als in die Fußtapfen dieses großen Königs zu treten und ihre persönliche Größe in einer gewissenhaften Fortbildung der von ihnen geleiteten Gesellschaft zu suchen. Und so zeigt sich denn auch in dem frühzeitigen Hintritt Friedrich Wilhelms des Ersten, daß alles Menschliche, welcher Art es auch seyn möge, von Zeit und Gelegenheit abhängt.

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

Wo heben die milden Stiftungen an, und wo finden sie ihre Gränze?

Strenge genommen, ist die Gesellschaft keinem ihrer Mitglieder irgend eine Hülfe, irgend ein Subsistenz-Mittel schuldig. Von jedem, der ihr beitritt, gilt die Voraussetzung, daß er, in seiner Person, ihr seine Daseyns-Mittel zubringe. Wer sich ihr ohne Hülfsmittel anschließen wollte, würde genöthigt seyn, diese von einem anderen Mitgliede derselben Gesellschaft zu fordern. Fragte nun dieses, kraft welches Anspruchs man ihm eine solche Last auflege, so würde sich ein solcher Anspruch nicht vorzeigen lassen. In Beziehung auf einen Zweiten, einen Dritten, einen Vierten würde sich die Sache eben so verhalten; und wenn jeder Einzelne die Pflicht, einen Anderen zu ernähren, zu bekleiden u. s. w. von sich ablehnen kann, so befindet sich die ganze Gesellschaft in diesem Falle.

Hieraus erklären sich viele Erscheinungen, von welchen man, auf den ersten Anblick, annehmen möchte, sie seien dem Wesen des Menschen entgegen. Auf jeder Stufe der Zivilisation mit ihrer Erhaltung beschäftigt, wendet die Gesellschaft auf sehr niedrigen Stufen zu diesem Endzweck nicht selten Mittel an, welche den Charakter der Unmenschlichkeit tragen, während sich in ihnen nichts weiter abspiegel., als

eine vorübergehende Unfähigkeit, einen besseren Ausweg zu finden. Von den Bewohnern der Insel San Karlos im Südmeere erzählt ein spanischer Bericht, daß sie, so oft die Bevölkerung über die von ihnen festgesetzte Zahl hinausgeht, entweder den ältesten Greis oder das jüngst geborne Kind tödten. Die Nordamerikanischen Wilden, welche von der Jagd leben, haben bekanntlich die Gewohnheit ihre Eltern zu erschlagen, wenn diese, vermöge ihres Alters, sich den Anstrengungen der Jagd nicht länger unterziehen können. Wenn die Baals-Pfaffen der Vorzeit ihrem Götzen neugeborne Kinder in den Rachen warfen: so geschah dies, ganz unstreitig, in Folge einer Institution, wodurch die Bevölkerung auf einer gewissen Höhe erhalten werden sollte. In China, diesem sehr bevölkerten Lande, ist der Kindermord kein Verbrechen; und wenn in Ostindien sich die Wittwen bis auf den heutigen Tag freiwillig verbrennen, so steht dies zweifelsohne in Zusammenhang mit Einrichtungen, die in einer sehr frühen Zeit zur Abwendung einer Uebervölkerung getroffen worden sind. Dieselben Griechen, welche Prytanäen errichteten, worin bejahrten Männern, wenn sie sich um das Gemeinwesen verdient gemacht hatten, Unterhalt gereicht wurde, erhoben sich nie zur Idee eines Waisenhauses und gestatteten dagegen die Aussetzung der Neugebornen, welche der Vater nicht erziehen wollte. Bei den Römern war die väterliche Gewalt unbegränzt; und sie war es aus keinem andern Grunde, als weil in der Gesellschaft noch nicht das vorhanden war, was sie mässigen konnte. Der Mensch schafft immer nur nach vorhandenen Materialien; und in sofern er Gesetzgeber ist, kann er nicht hinausgehen über das Maß von

Kräften, das die Gesellschaft in sich schließt. Barbarei ist ein durchaus relativer Begriff. Ein höherer Entwickelungsgrad kann ein Verfahren zu einem barbarischen stempeln, das in der Zeit, wo es üblich war, keinesweges dafür galt. Virtuell genommen ist die menschliche Vernunft immer dieselbe, sie mag sich offenbaren, wie sie wolle; dem Entwickelungsgrade nach hingegen ist sie nie dieselbe. Dieser also bildet allein den Unterschied zwischen einem San Karlostaner und einem Europäer.

Wenn das Mitglied der Gesellschaft geneigt ist, sich nicht an das strenge Recht zu binden; wenn es einem sympathetischen Gefühle Raum giebt; wenn es folglich Mitleid empfindet mit dem Leiden des Nächsten: so zeigt dies alles nur an, daß ein Beharren auf dem strengen Recht nicht zum Vortheil der Gesellschaft ist. Wir erklären uns näher. Neue Gedanken haben in der Regel keine andere Quelle, als die Verlegenheiten, in welche man sich durch ein Abweichen von der vorgezeichneten Bahn gebracht hat; neue Gedanken aber sind das Element, worin sich die Gesellschaft zu einer höheren Vollkommenheit entwickelt. Malthus mag nicht Unrecht haben in der Behauptung, daß die Bevölkerung rastlos danach strebt, über ihre Daseynsmittel hinauszugehen; würde es aber wohl besser um die Gesellschaft stehen, wenn dies nicht der Fall wäre? Trotz den Uebeln, welche die Menschen sich dadurch bereiten, daß sie mehr Kinder in die Welt setzen, als sie ernähren und erziehen können, sehen wir Tag für Tag, daß Individuen sich in diesen Fall bringen; wir sehen aber zugleich, daß diejenigen von ihnen, deren Wirkungskreis nicht allzu eng gezogen ist, alle ihre Kräfte aufbieten, um ihrer Lage ge-

wachsen zu bleiben, und daß daraus nicht selten Wirkungen hervorgehen, welche der ganzen Gesellschaft zu Statten kommen.

Was man außerdem nie vergessen sollte, ist, daß dem Menschen eine Schwerkraft beiwohnt, die ihn mit seinem Loſe zufrieden macht.

Dieser Schwerkraft entgegen zu wirken, ist auch eine Aufgabe, welche gelöset seyn will. Am sichersten aber wird sie dadurch gelöset, daß man der Bevölkerung nicht, nach dem Muster der San Karlostaner, eine Gränze setzt. Was würde aus der europäischen Welt geworden seyn, wenn die alten Germanen, von welchen alle neuere Entwickelung ausgegangen ist, nicht, in Folge eines sehr richtigen Instinkts, für alles Gesellschaftliche den Grundsatz angenommen hätten, daß man Verwandschaft ehren und die Zahl der Kinder nicht begränzen müsse *)? Würde Europa ohne diesen Grundsatz an der Spitze der Zivilisation stehen? Eins steht fest: das nämlich, daß ein Volk, welches nicht der Zahl nach wachsen darf, auch in der Aufklärung, d. h. in der Erweiterung seiner Kenntnisse und Einsichten keine Fortschritte machen wird. Die San Karlostaner können noch Jahrtausende durchleben; sollten sie aber dem Mittel, wodurch sie bisher ihren gesellschaftlichen Zustand beschützt haben, getreu bleiben, so werden sie sich, nach Jahrtausenden, noch auf derselben Stufe der Kultur befinden, worauf sie zu der Zeit standen, wo sie den Spaniern bekannt wurden. Von ihnen mögen die strengen Vertheidiger des

*) Numerum liberorum finire aut quemquam ex agnatis necare (apud eos) flagitium habetur. Tac.

Stätigkeits-Prinzips lernen, wie es anzufangen sei, um allen Veränderungen im Zustande der Gesellschaft zu begegnen, d. h. um allen Umwälzungen, welche in dieser Beziehung Statt finden können, vorzubeugen. In der gewissenhaften Anwendung dieses Mittels finden alle Regierungssorgen ihre Endschaft, und von Politik, als Wissenschaft, ist nicht weiter die Rede; kann man sich aber dazu nicht entschließen: so bleibt nichts Anderes übrig, als — auf Stätigkeit zu verzichten und dem allgemeinen Entwickelungsgesetz zu gehorchen.

Die kürzesten Wege sind nicht unter allen Umständen die besten. Barbarische Völker, d. h. solche, welche von Kunst und Wissenschaft am weitesten entfernt geblieben sind, finden leicht das Mittel, großen Verlegenheiten zuvorzukommen; sie greifen die Gesellschaft in ihrem Lebens- und Entwickelungs-Prinzip an, und bleiben unbekümmert um die Folgen ihres Verfahres. Minder barbarische Völker — denn nur von solchen kann die Rede seyn, weil der Gegensatz von Barbarismus immer nur dem Grade nach, nie in irgend einer Unbedingtheit vorhanden ist — beschränken sich darauf, Verlegenheiten abzuhelfen, so weit ihre Mittel reichen. Eine natürliche Folge davon ist, daß jenen alle Institutionen, welche auf Verminderung der gesellschaftlichen Uebel abzwecken, fremd sind, und daß diese in der Schöpfung solcher Institutionen sogar wetteifern. Waisenhäuser, Findelhäuser, Invaliden-Häuser, allgemeine Hospitäler u. dergl. — wie konnte man sie bei den ersteren suchen? Die letzteren haben zum Theil einen Ueberfluß daran. Will man darin nichts weiter sehen, als den Ausdruck der gesellschaftlichen Gebrechen, so stellt sich eine Be-

trachtung entgegen, die nicht zurückzuweisen ist. Diese ist keine andere, als daß alle milde Stiftungen, welche Benennung sie auch führen mögen, ihr Daseyn den Fortschritten verdanken, welche die Gesellschaft in der Entwikkelung ihrer Kraft gemacht hat, und daß sie durch eben diese Fortschritte fortdauern. Es kann schwerlich geläugnet werden, daß nicht alle gleich richtig gedacht, gleich gut berechnet, und — was in Dingen dieser Art die Hauptsache ist — so angelegt sind, daß sie der angebornen Trägheit, welcher unter allen Umständen entgegen gewirkt werden muß, keinen Vorschub leisten; doch, hiervon abgesehen, sind und bleiben sie Denkmäler einer vorgeschrittenen Zivilisation, Schutzwehren der gesellschaftlichen Arbeit, und Gewährleistungen der Ordnung und des Friedens. Welchen Entschluß hat man also zu fassen?

Nur gute Institutionen können die Zahl der Unglücklichen in Verhältniß zu Denjenigen, die es nicht sind, vermindern, während schlechte Institutionen diese Zahl nicht wenig vermehren werden. Soll nun das, was man wohl christliche Liebe nennt, die Einrichtung ganz ausschließend leiten: so bleibt die Gesellschaft der Gefahr ausgesetzt, das Opfer ihrer milden Stiftungen zu werden, indem jene nicht wohl umhin kann, unerfüllbare Forderungen zu machen. In früheren Zeitaltern, wo die Behandlung der Gesellschaft den Theologen überlassen war, sind Fehler dieser Art nur allzu häufig begangen worden, und noch in unseren Tagen beweisen direkte Erfahrungen, daß die Zahl der Hülfsbedürftigen wesentlich vermehrt werden kann durch die Hülfe, die man ihnen angedeihen läßt.

Eine

Eine solche Bewandniß hat es mit der Armen-Taxe in England... Ein Gesetz, worin die Natur der Dinge sehr wenig berücksichtigt war, hatte die Einrichtung getroffen, daß jedes Kirchspiel für seine Armen sorgen mußte. Dies Gesetz wurde beibehalten, und es wirkt bis auf den heutigen Tag. Wenn also die Arbeiter nicht so viel verdienen können, als nöthig ist, um ihren Familien Subsistenz zu gewähren, so verleihet ihnen das Kirchspiel eine Hülfe, welche sich nach Maßgabe der Zahl ihrer Kinder vergrößert; und dieser Aufwand wird vertheilt unter die Bewohner des Kirchspiels nach Maßgabe der Besteuerung, womit sie bereits belastet sind. In Folge dieser Einrichtung strebt der unterstützte Theil der Bevölkerung unablässig nach Anwuchs; denn die Eltern setzen sich der Vermehrung ihrer Familie um so unbefangener aus, weil sie eine gesicherte Hülfe für dieselbe absehen. Die mangelhaft-produktive Klasse der Gesellschaft, d. h. die, welche nicht so viel hervorbringt, als sie verzehrt, wächst also unaufhörlich an. Die produktive Klasse hingegen, welche so viel, oder noch mehr hervorbringt, als sie verzehrt, hilft dem Mangel der erstern ab; und da das Uebel von einer solchen Beschaffenheit ist, daß es nur zunehmen kann, so müssen die unvollkommenen Produzenten, nachdem sie den Ueberfluß der andern erschöpft haben, zuletzt auch das angreifen, was diesen nothwendig ist, und die ganze Nation in ein so allgemeines Elend stürzen, daß keine Klasse wohlhabend genug bleibt, um den Bedürftigen zu Hülfe kommen zu können. Ein solches Resultat ist zwar für England noch nicht eingetreten; allein es droht aus der Nähe, und der Beweis liegt darin, daß viele Pächter und Manufakturisten in ihrem Vermögens-

zustande zurückgegangen sind, daß jede Krisis sehr große Unfälle mit sich führt, und daß alle Staatsmänner die letzten Resultate der Armen-Taxe nicht ohne Schrecken ins Auge fassen.

Bekanntlich wurde diese Taxe unter der Regierung der Königin Elisabeth im Jahre 1601 eingeführt. Ihre ersten Fortschritte waren sehr langsam: die strengen Maßregeln, welche man in jedem Kirchspiel nahm, um keinen fremden Arbeiter zuzulassen, verbunden mit den Arbeitshäusern, die man für Landstreicher errichtete, erlaubten den Familien nicht, sich schnell zu vermehren. Doch das Uebel entwikkelte sich mit dem Gedeihen der Manufakturen und mit dem Mißbrauch der öffentlichen Ausgaben; und die Armen-Taxe, welche um die Mitte des abgewichenen Jahrhunderts wenig über eine halbe Million Pf. St. betrug, ist seitdem auf mehr als acht Millionen angewachsen.

Von allen Ländern der europäischen Welt (die Länder der übrigen Erdtheile kommen aus den bereits angeführten Gründen hier nicht in Betrachtung) ist England ohne Widerrede dasjenige, wo dem Unglück die meisten Zufluchtsörter geöffnet sind. Dabei aber ist es zugleich das Land, wo es nie an Unglücklichen fehlt, welche Hülfe und Beistand fordern. Selbst wenn die öffentliche Wohlthätigkeit, oder die der Privat-Vereine, noch hundert, ja noch tausend andere Zufluchtsörter eröffnete, so würden sie sich alle füllen, und dennoch in der Gesellschaft eben so viel Unglückliche übrig bleiben, welche um Aufnahme in dieselben bitten, oder diese wohl gar als ein ihnen gebührendes Recht fordern würden.

So verhält es sich mit den Erfahrungen, von welchen

wir auszugehen genöthigt sind, wenn wir uns einer traurigen Nothwendigkeit, die aus der Beschaffenheit unsers Wesens selbst hervorgeht, auf eine erträgliche Weise entziehen wollen. Denn ihr ganz zu entgehen ist unmöglich.

Hülfsbedürftige oder Arme nenne ich diejenigen, welche sich ihren Unterhalt nur unvollkommen und mangelhaft erwerben können. Um nun dieser Hülfsbedürftigen oder Armen so wenig als möglich zu haben, muß man sich nicht darauf beschränken, ihnen Almosen zu reichen; denn dadurch würde man eine Geschwulst unterhalten, welche ihr Gedeihen dem Nahrungsstoff verdankt, den sie dem Körper entzieht. Man muß vielmehr darauf bedacht seyn, den Hülfsbedürftigen die Mittel zu reichen, sich selbst zu ernähren und einen Körper zu bilden, der durch sich selbst lebt. Am deutlichsten hat Ricardo dies in seinen „Grundsätzen der Staatswirthschaft" ausgesprochen, wenn er sagt: „Kein Entwurf zur Unterstützung der Armen verdient Beachtung, wofern er nicht darauf abzweckt, die Armen in eine solche Lage zu bringen, daß sie die Unterstützung entbehren können."

Man beurtheile hiernach, wie unheilbringend die Einrichtungen sind, welche den Bürgern nicht nur nicht die Mittel gewähren, sich selbst aus Verlegenheiten zu ziehen, sondern auch die Hemmnisse vermehren, auf welche sie in ihrer Laufbahn stoßen. Dergleichen sind die Hindernisse, die sich der freien Ausübung irgend einer nützlichen Verrichtung entgegenstellen; dergleichen sind ferner allzu schwere Lasten, oder eine erdrückende Besteuerung. Eine kostbare politische Organisation wirkt nicht anders, als eine Armentaxe; denn sie ernährt einen Auswuchs, der seine Subsistenz nicht in sich selbst findet, und im Schooße der Ge-

sellschaft nicht Hülfsquellen erzeugt, die denjenigen gleich kommen, welche er auf sich ableitet. Leider! hat man bisher noch sehr wenig über das Verhältniß nachgedacht, worin der Verbrauch zur Hervorbringung auch in dieser Beziehung steht; man ist vielmehr bona fide von dem Grundsatz ausgegangen, daß die letztere sich nach dem erstern richten müsse, weil dies ihre Bestimmung mit sich bringe. Wirklich thut die Hervorbringung was in ihren Kräften steht, und zwar so lange bis die äußerste Gränze erreicht ist; doch je näher diese rückt, desto stärker wird der Abfall in Folge der Erschöpfung, und die natürliche Folge davon ist — ein Versuch zur Verbesserung der politischen Organisation, wie dieser auch ausfallen möge.

Sind die Institutionen besserer Art, und setzt man die arbeitende Klasse in den Stand, selbst für ihre Bedürfnisse zu sorgen: so entspringen alle Schwierigkeiten, welche sich der Produktion entgegenstellen, aus der Wohlhäbigkeit, die sie verbreitet: denn auch die Produktion hat ihre Gränzen. Die minder begüterten Klassen der Gesellschaft nähern sich alsdann jener anständigen Mittelmäßigkeit, worin die Familien mehr Vorsicht anwenden, weil sie mehr zu verlieren haben. Der Zügel der Meinung gewinnt eine größere Kraft; die Zahl der unbesonnenen Ehen vermindert sich; und weil man die Schwierigkeit, für den Unterhalt und die Ausstattung der Kinder zu sorgen, lebhafter fühlt, so bringt man auch mehr Ueberlegung in den Genuß der ehelichen Freuden. Dies ist keine bloße Muthmaßung, keine philanthropische Täuschung. Die Erfahrung lehrt, daß die Familien an Fruchtbarkeit in demselben Maße abnehmen, worin sie reicher werden. Zu gleicher Zeit werden die Bande

der Verwandschaft mehr geachtet und Krankheitsfälle besser wahrgenommen; die Bevölkerung, welche sich früher ohne alle Ueberlegung vermehrt, setzt ihrem Anwuchs eine Gränze, weil sie das Gefährliche desselben einsehen gelernt hat. Neben dem Uebel steht das Heilmittel; es kommt bloß darauf an, daß man von dem erstern durchdrungen sei, um sich zum Gebrauch des letztern zu entschließen.

Viele leben in dem Wahne, daß die Leiden der Dürftigkeit die Resultate eines zusammengesetzten Gesellschaftszustandes seien. Es läßt sich jedoch darthun, daß der zusammengesetztere Gesellschaftszustand nur Schutz gegen die Schläge des Schicksals, gegen unvorhergesehene Vorkommnisse darbietet. In einer zahlreichen und durch mannichfaltige Verrichtungen enger verflochtenen Gesellschaft finden Arbeitsamkeit und Talent bei weitem mehr Gelegenheit und Mittel, um sich in vortheilhafte Lagen zu setzen. Wollte man eine Vergleichung anstellen zwischen den rohen Völkerschaften Amerika's und den polizirten Gesellschaften Europa's, wie unvollkommen diese auch seyn mögen: so würde man unfehlbar die Entdeckung machen, daß das strenge Gesetz, welches uns nöthigt, nicht über unsere Subsistenz-Mittel hinauszugehen, nach Verhältniß der Zahl, bei weitem weniger Schlachtopfer bei uns, als bei jenen fordert. Die einfache Ursache dieser Erscheinung ist, daß bei uns so viel in Bereitschaft liegt, was nur benutzt werden darf, um den Zustand der arbeitenden Klasse aufs Wesentlichste zu verbessern. Seitdem man angefangen hat, das Verhältniß der unproduktiven Verzehrer zu den Produzenten ins Auge zu fassen, ist auf allen Punkten der europäischen Welt zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes bereits sehr viel

geschehen; noch mehr aber läßt sich von der Zukunft erwarten. In Spanien würde die Aufhebung der Klöster und Stifter die glückliche Folge haben, daß alle diejenigen, deren Müssiggang in der Fortdauer derselben begründet ist, zur Arbeit zurückkehrten; es würde sich auf der pyrenäischen Halbinsel dieselbe Erscheinung wiederholen, welche sich in den ersten Jahren des laufenden Jahrhunderts im Königreich Neapel dargestellt hat. Indem in diesem Lande die Zahl der Klöster vermindert wurde, verschwand die Suppenvertheilung, wodurch man bis dahin dem Müssiggange zu Hülfe gekommen war. Die Almosen, welche die Bedürftigen erhielten, blieben zwar dem Scheine nach dieselben, indem jedoch sämmtliche Gegenstände des Verzehrs im Preise stiegen, ließ sich mit diesem Almosen weniger ausrichten. Die Bedürftigen selbst waren, vermöge eines allgemeinen Fortschritts in den Sitten Europa's, nicht länger zufrieden mit dem, was ehemals für sie ausgereicht hatte; diese Klasse wollte besser genährt, besser gekleidet seyn, und anstatt die Nächte in den Kirchenhallen zu verschnarchen, in einem Bette schlafen. Was aber war die Folge von dem allen? Die vierzigtausend Lazzaronis der Hauptstadt schlossen sich dem betriebsamen Theile der Gesellschaft an. Um ein Hemde, oder um ein Paar Schuhe zu erhalten, wurden die einen Fischer, die andern Handlanger oder Tagelöhner. Mit einem Worte: jeder wählte irgend einen Stand und rettete sich dadurch, daß er eine der Gesellschaft nützliche Arbeit übernahm. Bei den sogenannten Wilden ist so etwas unmöglich, weil ihr Wesen darin abgeschlossen ist, daß es bei ihnen nur Eine Verrichtung giebt, wie z. B. die Jagd, die, wenn sie minder

ergiebig ist, alle diejenigen Hungers sterben läßt, welche auf den Ertrag derselben angewiesen sind.

Es gab eine Zeit, wo man sich einbildete, eine zahlreiche Bevölkerung bilde den Reichthum eines Landes, ohne daß man auf das Produkt ihrer Arbeit Rücksicht zu nehmen brauche; und angesteckt von diesem Wahne ließen die Regierungen sich die Vervielfältigung der Wohlthätigkeits-Anstalten als etwas angelegen seyn, das ihrem Vortheile entspreche. Dabei hat es nicht an Schriftstellern gefehlt, die ihnen dies Verfahren zur Pflicht gemacht haben.

Ohne auf irgend eine Weise zu diesen Publizisten zu gehören, glaubt Herr von Sismondi, die Gesellschaft könne von den Chefs größerer Unternehmungen in jedem Gewerbe verlangen, nicht bloß für ihre Arbeiter, sondern auch für die Familien derselben bis zum Tode zu sorgen: der Pachter oder Gutsbesitzer für die Tagelöhner, welche seine Felder bearbeitet, der Fabrikant für diejenigen, welche seine Stoffe gewebt haben u. s. w. Herr von Sismondi führt dies im neunten Kapitel des siebenten Buchs seiner „Neuen Prinzipien der Staatswirthschaft" auf eine Weise durch, welche nur allzu täuschend, nur allzu bestechend ist. Es liegt jedoch am Tage, daß, wenn die Gesetzgebung ein solches Prinzip annehmen oder heiligen wollte, sie die Rechte des Eigenthums, welche sie vertheidigen soll, zerstören würde. Sie würde die Produktion mit neuen Kosten belasten; denn hätte man einen Arbeiter an einem neuen Stücke Tuch arbeiten lassen: so würde man genöthigt seyn, alle aus derselben Fabrik hervorgehenden Stücke Tuch mit einem Theile des Unterhalts jener alten und schwächlichen Arbeiter zu belasten, welche nicht mehr arbeiten. Noch mehr: der Fa-

brikant, der keinen Absatz für seine Waaren findet, seine Manufaktur aufgiebt und selbst Mangel leidet, würde verpflichtet seyn, allen, die jemals bei ihm gearbeitet hätten, Unterhalt zu gewähren. Sollen aber alle Fabrikanten für einander einstehen, welche Verwaltung würde dann erforderlich seyn, um ihre Beiträge einzusammeln, um Diejenigen, die sich ihrer Verpflichtung entziehen, zu verfolgen, und um die Hülfsgelder unter eine Anzahl von Arbeitern zu vertheilen! Auch das will in Anschlag gebracht seyn, daß, wenn die Familien der Arbeiter jeder Sorge für den Unterhalt der Kinder überhoben sind, diese sich vermehren werden, wie die Pilze, ohne daß es möglich ist, sie auf eine nützliche Weise zu beschäftigen. Herr von Sismondi selbst hat das Unzulängliche seines Vorschlags gefühlt; denn er verlangt, daß von den Arbeitern sich keiner ohne die Einwilligung des Chefs seiner Gemeinschaft verehelichen soll. Ist denn das nicht eine zweite Verletzung des Eigenthums und zwar des heiligsten, das es giebt, des persönlichen? Und wenn man den Arbeitern die rechtmäßige Ehe verbietet, wie will man sie von unerlaubter zurückhalten, ohne sie zu förmlichen Sklaven zu machen, welche abgesperrt werden, sobald die tägliche Arbeit aufgehört hat? Nein, dies alles läßt sich nicht durchsetzen.

Das, worin alle aufgeklärten Geister übereinkommen, ist, daß es Pflichten giebt, die nur von der Menschlichkeit auferlegt werden können, und daß die Wohlthätigkeit zu diesen Pflichten gehört. Wer nicht von dem Produkt seiner eigenen Arbeit leben kann, muß, wenn er existiren will, das Produkt fremder Arbeit zu Hülfe nehmen; doch wenn daraus keine Beraubung hervorgehen soll, so muß die Ein-

willigung Derer vorangegangen seyn, mit deren Beistand man lebt. Einen anderen Ausweg giebt es nicht. Dem Willen der Natur gemäß sollen Eltern ihre Kinder so lange unterhalten, bis diese das Alter erreicht haben, wo sie selbst ihren Unterhalt erwerben können. Verkennen Eltern diese Pflicht, oder sind sie außer Stande, dieselbe zu erfüllen, dann gebietet zwar die Menschlichkeit, der Schwachheit und der Unschuld zu Hülfe zu kommen; doch das strenge Recht ist dabei gänzlich aus dem Spiele, weil es nur da seine Anwendung findet, wo etwas erzwungen werden kann.

Untersuchen wir hiernach, was die Staatsklugheit im Interesse der Menschlichkeit und in dem des Staats als nützlich empfiehlt.

Beide treffen in dem Wunsche zusammen, daß die dürftigen Familien sich nicht in einem so hohen Grade vermehren mögen, daß ihre Arbeit für eine Kleinigkeit erworben werden kann, und folglich nicht ausreicht, ihnen ein anständiges Einkommen zu gewähren. Dem gemäß muß der Staatsmann und Gesetzgeber wünschen, daß Bedürftige nicht jung heirathen. Aus späten Heirathen entspringt nämlich der doppelte Vortheil, einmal, daß der Arbeiter ein kleines Kapital sammeln kann, ehe er einen Hausstand bildet, zweitens, daß die Ehe weniger kinderreich ist. In der Gesetzgebung muß alles hierauf abzwecken, und der Staatsmann folglich alles vermeiden, was Personen, welche nichts besitzen, zur Verheirathung aufmuntert. Es läßt sich nicht verantworten, daß man bei gewissen Festen arme Mädchen mit armen Junggesellen verheirathet. Die Hälfte der magern Ausstattung wird am Hochzeittage verzehrt, und was übrig bleibt, reicht nicht bis zum Schlusse des Jahres.

Das nächstfolgende Jahr gerathen die Eltern ins Elend, und die unglücklichen Kleinen, die sie in die Welt gesetzt haben, wandern ins Waisenhaus. Kurz: die Zahl der Unglücklichen zu vermehren, es geschehe auf welche Veranlassung es wolle, ist eine abgeschmackte Belustigung.

Ueberhaupt passen frühzeitige Ehen sich nicht für volkreiche Staaten und für Bevölkerungen, welche in der Zivilisation vorgeschritten sind; denn beide bringen nichts so sicher mit sich, als daß gewinnreiche Gewerbe immer seltener werden. Einträglich bleibt die Arbeit nur unter der Bedingung, daß man Sorge dafür trägt, daß die arbeitende Klassen nicht an Ueberbevölkerung leiden. Jene Abhandlung, wodurch Franklin junge Leute zur frühen Ehe aufmuntert, wie verführerisch sie auch sei, darf uns nicht irre führen. Was für Amerika paßt, das paßt deßhalb nicht auch für das alte Europa, wo es so schwer ist, ein Vermögen von einigem Belange zu erwerben. Noch mehr: Franklin schrieb zu einer Zeit, wo die Vereinigten Staaten Nordamerika's sehr dünn bevölkert waren; und sie sind es noch immer, selbst wenn sich, seit Franklin's Zeiten, die Bevölkerung auch verfünffacht haben sollte. Darum mag der gute Rath Franklin's für sie noch lange in Ehren bleiben. Auf ihren 60,000 Quadrat-Meilen haben die Vereinigten Staaten gegenwärtig beinahe dieselbe Bevölkerung, welche Preußen auf seinen 5000 Quadrat-Meilen hat. Kommt nun jemals die Zeit, wo die leeren Räume sich in Nordamerika eben so ausgefüllt haben, wie in den volkreichsten Staaten Europa's: dann wird auch für die Vereinigten Staaten die Maxime gelten, daß eine Zunahme an produktiven Kapitalien der Nützlichkeit und Annehmlich-

keit dem Anwuchs der Bevölkerung bei weitem vorzuziehen sei.

Wir bemerken dies auch deßhalb, weil in der gegenwärtigen Zeit nichts gewöhnlicher ist, als Europa mit den Vereinigten Staaten Nordamerika's zu beschämen, die, welche Vorzüge ihnen auch eigen seyn mögen, noch weit davon entfernt sind, einen Charakter zu haben, von welchem sich behaupten läßt, daß er nach 10 Jahren sich gleich geblieben seyn werde.

Zu unserem Gegenstand zurückkehrend, möchten wir die Behauptung aufstellen, daß, obgleich den Europäern nicht erlaubt ist, in die Fußtapfen der San Karlostianer zu treten, sie dennoch bei ihren milden Stiftungen alle die Vorsicht anwenden müssen, wodurch verhindert wird, daß das Fundament aller Vergesellschaftung — die Arbeit — darunter leide.

Es gebe also, weil die Menschlichkeit dies fordert, Findel- und Waisenhäuser, doch nicht auf eine solche Weise, daß die Eltern sich gewöhnen, darin einen gewöhnlichen Zufluchtsort zu sehen.

Uns sei erlaubt, nachfolgenden Fall anzuführen.

Während der republikanischen Verwaltung des französischen Reichs, d. h. während der Konvents- und der Direktorial-Regierung, hatte sich die Zahl der milden Stiftungen ungemein vermehrt; und bei der Achtung, welche man für die Vater- und Bürgerrechte zu haben vorgab, war sogar die Einrichtung für die Findelhäuser getroffen worden, daß Eltern ihre Eigenschaft als solche konstatiren, ihre Kinder besuchen und sie aus dem Findelhause zurücknehmen konnten, sobald sie dies für gut befanden. Darüber

hatten denn viele Handwerker angefangen, die Findelhäuser als unentgeltliche Pensions-Anstalten zu betrachten, welche ausschließlich für sie errichtet wären; und wie hätte die Folge davon wohl eine andere seyn können, als daß die Findelhäuser überfüllt wurden? Dies dauerte fort, bis Napoleon Bonaparte zur Regierung gelangte. Erschreckt von der Unzahl der Findlinge verlangte die Verwaltung die Ursachen, und, mit diesen, die Rettungsmittel eines solchen Uebels kennen zu lernen. Die Vorsteher der Findelhäuser, welche darüber zu Rathe gezogen wurden, ließen es nicht an sich fehlen, den Rath zu ertheilen, daß man den Eltern das Recht entziehen möchte, nicht nur ihre Kinder zu besuchen, sondern auch Nachricht von ihnen zu erhalten. Dies wirkte wenigstens in sofern vortheilhaft, als die Zahl der Findlinge nach und nach abnahm. Wer aber möchte tadeln, was in diesem Falle geschah? Ein Vater, welcher die ihm von der Natur auferlegten Pflichten in einem so hohen Grade verkennt, daß er seinen Sohn dem Schicksal preisgiebt, verzichtet zugleich auf seine Vaterrechte. An seine Stelle tritt der Staat, der das, was in Beziehung auf den Menschen das Schwierigste ist — die Erziehung desselben — übernommen hat. In Folge des für diesen Zweck gemachten Aufwandes gewinnt der Staat zugleich das Recht, über seinen Pflegling zu verfügen, und seine Verbindlichkeit hierbei ist keine andere, als den Vorschriften der Menschlichkeit und des Unglücks zu folgen. Wenn also der Staat solche Kinder mehr für den Militär- oder auch für den Seedienst als für Professionen erzieht, welche ihm nützlich sind: so ist dagegen nichts einzuwenden. Die Menschlichkeit wird dadurch unendlich weniger verletzt, als wenn

der Staat durch Konskription über Söhne verfügt, deren Erziehung den Eltern so viel gekostet hat, daß sie Ursache haben den Aufwand zu bereuen, womit die Erziehung zu einer Profession bestritten ist, welche der ganzen Familie zu Gute kommen sollte.

Gleiche Vorsicht muß die Verwaltung bei der Sorge leiten, welche sie für Greise übernimmt. Wenn der Staat ihnen Zufluchtsörter anbietet, so dürfen diese nicht als solche betrachtet werden, wo man den Ueberrest des Lebens zubringen kann, weil man für die Arbeit untüchtiger geworden ist. Eine solche Ansicht würde die verderblichsten Wirkungen hervorbringen; um so verderblichere, je allgemeiner sie wäre. Es muß vielmehr der Gedanke aufrecht erhalten werden, daß kein Fleiß, keine Anstrengung gespart werden dürfe, um nicht ein Gegenstand des öffentlichen Erbarmens zu werden: eine Wirkung, welche erst dann eintritt, wenn man nur solche Unglückliche zuläßt, welche beweisen können, daß das Elend, dem sie unterliegen, nicht von Ursachen herrührt, die ihnen zur Last fallen, oder die sie hätten vorhersehen können. Dergleichen sind Blindheit, Taubheit, Verstümmelung durch Zufall. Mit Armuth verbunden, gewähren sie einen Anspruch auf Beistand, dem die Gesellschaft sich nicht versagen kann, weil die Menschlichkeit ihn fordert und die Staatsklugheit ihn billigt.

Die Regel ist, daß die Gesellschaft demjenigen nicht schuldet, dessen Dienste gekauft und bezahlt worden sind. Dies verhindert jedoch nicht, daß sie demjenigen beistehe, dessen Dienste sie nicht nach deren vollem Werthe bezahlt hat. In diesem Falle dürften sich alle Militär-Personen unterer Grade befinden; und giebt man zu, daß sie schlecht

bezahlt werden, so fragt sich noch, welcher Lohn groß genug ist für denjenigen, welcher seinen Mitbürgern Tag für Tag sein Leben zum Opfer bringt? Man sagt zwar: „der Soldat ist dem Vaterlande sein Leben schuldig.“ Allein wer ist es, der dies Urtheil ausspricht? Sind es die friedlichen Bewohner der Städte und Dörfer, deren Ruhe und Eigenthum beschützt wird, so darf man fragen: mit welchem Rechte verlangt ihr, daß man sich euch aufopfere? was gebt ihr euren Vertheidigern für ihr Leben? und, wenn ihr ihnen nichts dafür gebt, wie kann es euch angehören? In Wahrheit, man hat Ursache auf seiner Huth zu seyn, wenn die Rede ist von unvergoltener Entsagung und Aufopferung, und nicht ganz Unrecht haben Diejenigen, welche darin nichts weiter sehen, als ein Ueberbleibsel jenes politischen Fanatismus, dessen die Republiken des Alterthums bedurften, um sich in einem höchst unvollkommenen Gesellschaftszustande zu behaupten: eines Fanatismus, welcher nicht vorhalten konnte, und auf welchen man bei einer vorgeschrittenen Zivilisation vergeblich rechnet. Das Einzige, was der Staatsbürger seinem Vaterlande schuldig ist, dürfte dahin zu bestimmen seyn, daß er den Vortheil desselben nicht seinem Privat-Vortheile aufopfere: eine Pflicht der Gerechtigkeit; nichts weiter. Weil jeder die Rechte und das Eigenthum des Andern respektiren muß, wenn er will, daß man seine Rechte und sein Eigenthum respektire: so folgt daraus, daß er denselben Grundsatz für die ganze Gesellschaft annehme; denn diese ist zusammengesetzt aus seinen Mitbürgern. Allein aus demselben Grunde hat die Gesellschaft kein Recht auf das, was dem Einzelnen gehört: auf sein Leben, seine Talente, sein Eigenthum.

fordert eine gebieterische Nothwendigkeit, daß der Einzelne sich aufopfere, so ist die Gesellschaft ihm dafür jede Entschädigung schuldig, die sie gewähren kann. Und gerade dies ist es, was den Invaliden-Häusern auf eine so unbedingte Weise das Wort redet, daß man jede Bequemlichkeit billigen muß, welche verschonten Kriegern zu Theil werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Beleuchtung einiger Stellen
in
Chateaubriand's beiden letzten Schriften *).

Als Herr von Chateaubriand in seiner letzten, in der Pairs-Kammer gehaltenen Rede, gegen die Erklärung der Deputirten-Kammer stimmend, die Legitimität in der Person des Herzogs von Bordeaux, als rechtmäßigen Erben des freiwillig zum Besten seiner der Krone entsagenden Königs Karls des Zehnten und des Dauphins, vertheidigte, und der neuen Regierung den Eid zu leisten verweigerte, konnten wir ihm unsern Beifall nicht versagen; als er aber in einer zweiten Schrift, mit sich in Widerspruch tretend, alle Leidenschaften seiner ehrgeizigen Landsleute anregte, gleichsam den Apfel der Zwietracht unter sie schleuderte, und hierdurch Europa mit Krieg zu überziehen drohte, da konnten wir es nur bedauern, daß er seine gewandte Feder keiner besseren Sache lieh.

Wie er den, Seite 4 jener ersten Schrift ausgesprochenen

*) Der vollständige Titel der ersten Schrift ist: De la Restauration et de la Monarchie élective, ou reponce à l'interpellation de quelques journaux sur mon refus de servir le nouveau gouvernement. Bruxelles le 24 Mars 1831. Titel der zweiten: De la nouvelle proposition rélative au Bannissement de Charles X et de sa famille, ou suite de mon dernier écrit de la Restauration et de la Monarchie élective. Paris, Octobre 1831.

chenen Satz: „Was mich betrifft, so bin ich Republikaner von Natur, Monarchist aus Vernunft, und Bourbonist aus Ehre," zu einem politischen Glaubensbekenntniß vereinigen kann, können wir aus dem Grunde um so weniger begreifen, als er Seite 12 derselben, folgenden Satz: „Die Elemente werden sich nicht eher agglomariren, als bis sie gleichartig geworden seyn werden," aufstellt. Es scheint uns vielmehr, daß unter den obwaltenden Umständen die Natur und die Vernunft des Grafen, mit der Ehre, die bei ihm vorzuwalten scheint, einen harten Kampf zu bestehen haben möchte.

Der edle Pair spricht sich im Ganzen für die Legitimität aus, und theilt uns, unter andern, Seite 44 seiner Schrift, folgendes darüber mit: „Die Legitimität ist in Frankreich das Werk eines Jahrtausends. Unsere Väter hatten die Monarchie Hugo Capets proklamirt, indem sie diesen Franzosen auf den Thron erhoben; die nachfolgenden Geschlechter hatten ihre erste Ratifikation bei der Salbung verschiedener Könige erneuert; die allgemeinen Stände, die Parlemente, so oft sie die gesetzgebende Macht ausübten, hatten diese weltliche Legitimität bestätigt;" und daß die Legitimität nach den Juli-Tagen nicht ganz so unberücksichtigt blieb, als dies uns liberale Blätter gern glauben machen möchten, sucht er Seite 11 u. 12 durch folgendes Raisonnement zu beweisen: „Wenn die Rechtmäßigkeit nichts war, wenn nichts darauf ankam, ob man ein Kind verbannte, wenn ganz Frankreich den älteren Zweig der Bourbons nicht länger ertragen wollte — woher kommt es denn, daß mehr als ein Viertel der Departements von euch für Karlisten gehalten wird, ohne von den individuellen

Karlisten zu reden, welche in anderen Departements anzutreffen sind? Woher kommt es denn, daß man sich genöthigt sieht den Süden mit 30,000 Mann, die Bretagne und die Vendee mit 50,000 M., wie auch Belgien zu bewachen, einerseits um einen englischen König zu machen, andererseits um einen französischen König abzusetzen? Woher kommt es denn, daß von 130,000 eingeschriebenen Wählern, sich nur 80,000 eingestellt haben, um ihre Stimme zu geben? Städte von 120,000 Seelen, wie Marseille, haben Deputirte gesehen, welche von 38 Stimmen ernannt waren; zu Bordeaux haben, bei der letzten Wahl, auf 500 Wähler 74 Stimmen hingereicht, um einer Stadt, die so großes Interesse zu vertheidigen hat, einen Mandatarius zu geben. Woher kommt es denn, daß man von der erblichen Kammer 96 Pairs gewaltsam abgelöset hat, und daß 52 andere Pairs ihre Huldigung versagt haben? Woher kommt es, daß in der Deputirten-Kammer, wo doch die Bewegung sich eingenistet hatte, mehre Mitglieder den Eid verweigert, und daß andere ihn nur mit Vorbehalt und Explikationen geleistet haben? Woher kommt es, daß eine so große Anzahl von obrigkeitlichen Personen diesen Eid noch immer verweigert? Woher kommt es, daß man fast alle Friedensrichter abgesetzt hat? Woher kommt es, daß so viele Präfekten, so viele Unter-Präfekten, so viele Verwalter aller Art, kleine und große, wegen ihrer Meinungen entlassen sind, und daß man, allen Epurationen zum Trotz, sich noch immer darüber beklagt, daß die Verwaltungen angefüllt seien mit Karlisten? Woher kommt es, daß ganze Militär-Korps kassirt worden sind, und daß so viele Offiziere ihren Abschied gefordert haben? Woher

kommt es, daß die Munizipal-Wahlen in einem bedeutenden Theile Frankreichs verschoben worden sind, aus Furcht, daß sich Karlisten einstellen möchten? Woher kommt es, daß an mehren Orten dieselbe Besorgniß die Organisation der National-Garden verzögert hat? Könnt ihr wohl behaupten, daß eine Meinung, die ihr selbst so vielen Millionen beilegt, keine Wurzel habe? Darf man es auf eure Behauptung glauben, daß diese Meinung nicht in Anschlag gebracht, nicht erwogen zu werden verdiene, daß sie unterdrückt und geknebelt werden müsse? Und habt ihr nicht selbst die Souveränetät des Volks und folglich auch die Unabhängigkeit der Meinung und des Votums eines jeden Franzosen proklamirt?"

„Das Werk ist vollbracht: Heinrich der Fünfte ist verbannt worden. Doch wo sind die Gewalten der Gesellschaft, und wer könnte sie wohl wiederherstellen? Die Rechtmäßigkeit war der einzige Haltpunkt an dem steilen Abhange, wohin die Gesellschaft gebracht ist. Jetzt, nachdem die Rechtmäßigkeit zerstört ist, an welchem Stamme wollt ihr die Theile befestigen, aus denen der gesellschaftliche Körper zusammengesetzt ist? —"

War aber das Zurückkommen auf die Legitimität in diesem kritischen Augenblicke der Entscheidung wohl möglich? fragen wir. Allerdings; denn folgende Stelle jener Schrift, S. 10, scheint dafür zu bürgen: „Hätte jeder seine Pflicht gethan, so war es noch Zeit die Interessen zu versöhnen;" und weiter unten: Vergeblich sagt man „die Zulassung eines Kindes war unmöglich; die Volksmassen verwarfen es; die Proletarier würden die Eigenthümer, die Diener ihre Herren, die Arbeitsleute ihre Meister erwürgt haben. Was

hat man nicht sonst noch gesagt und aus Klugheit wiederholt! Nichts von allem diesen würde erfolgt seyn. Das Heer, die Bewohner der Fluren und Städte würden nicht gemuchsect haben. Proklamirt von der Regierung mit den der Charta nothwendigen Veränderungen, würde Heinrich der Fünfte von dem ganzen Frankreich anerkannt worden seyn. Die National-Garde der Hauptstadt würde jeder improvisirten Republik ein Ziel gesetzt haben; der Freund Washington's hätte keinen unfruchtbaren Versuch auszuhalten gehabt: denn unter diesen Umständen erwartete ihn eine schönere, eine seines Rufs würdigere Rolle. Ein Haufen Furchtsamer, einige hungrige Ehrgeizige haben die Großmuth Ludwig Philipps getäuscht; er hat geglaubt Frankreich aus einer Gefahr zu erretten, die nicht vorhanden war; er hat sich in das Königthum geworfen, um uns von einer Anarchie loszukaufen, die nicht im Geiste der Furchtsamen lag. Wäre Ludwig Philipp standhaft einfacher Bürger geblieben, so würde Heinrich der Fünfte trotz allen vor Schrecken von Sinnen Gekommenen auf den Thron gelangt seyn. Doch diese sahen bei aller Furcht, daß, wenn diese triumphirte, es ihnen nicht an Ehren, Pensionen und Aemtern gebrechen würde."

Seite 9 sagt der edle Pair ferner:

„Die Vortheile dieser Wahl sprangen in die Augen. Diese Wahl entfernte jede Furcht vor bürgerlichem und auswärtigem Krieg. Während der Minderjährigkeit Heinrichs des Fünften würden die Volksrechte, im Schutz der Rechtmäßigkeit, ohne alle Gefahr, ihre natürliche Ausdehnung gewonnen haben, während eben diese Rechte, erweitert un-

ter einer schwachen Wahl-Monarchie, uns ins Verderben stürzen können."

Hierauf dürften Einige erwiedern, daß die Wahl Ludwig Philipps Kraft des National-Willens erfolgt sei; falls man nämlich hier zugeben will, daß eine politische oder Staats-Gewalt nur dann rechtmäßig sei, wenn sie aus dem National-Willen, d. h. durch eine ausdrückliche oder stillschweigende Zustimmung der Unterthanen hervorgegangen und hierdurch gleichsam sanktionirt worden sei; wie dies unter andern Chateaubriand durch folgende Stelle, Seite 45 seiner obbenannten Schrift, anzudeuten scheint: „Damit die Wahlkrone rechtmäßig werde (und ohne Rechtmäßigkeit giebt es keinen Bestand) muß die zusammenberufene Nation das Geschenk gewähren."

Fand dies nun Statt? Nach Seite 41, nein; denn hier heißt es:

„Die Masse des Volks ist nicht zur Mitwirkung bei der Bildung der Regierungsform berufen worden. Einige Deputirte haben eine Konstitution geschmiedet und über eine Krone verfügt ohne Spezial-Mandat; denn sie haben weder die Nation befragt, noch einmal den Zeitpunkt abgewartet, wo die Wahlkammer zahlreich genug war, um zu berathschlagen. Pairs haben über eine Sache entschieden, deren Entscheidung ihnen nicht zukam, nicht bloß weil die Kammer nicht die vom Gesetz vorgeschriebene Majorität repräsentirte, sondern auch weil sie gewaltsam auseinander gesprengt war."

„Man gesteht, daß nach den Tagen des Juli zwei bis drei Gewalten von Paris abwesend waren, daß einige

Mitglieder der Deputirten-Kammer, welche sich in der Hauptstadt befanden, sich versammelten, nicht als Kammer, wohl aber als Verein, daß Pairs, in geringer Zahl, sich individuell an sie anschlossen. Man giebt also zu, daß es nicht das Volk, ja nicht einmal die ihren Reglements gemäß handelnde gesetzgebende Behörde war, welche das Werk zu Stande brachte. Das im Stadthause versammelte Volk der Hauptstadt hatte ein Programm in sechs Artikeln abgefaßt, deren letzter folgenden Inhalts war: Provisorisch angenommen und vorzulegen der Sanktion des Volks, das allein fähig ist sich ein Regierungs-System zu geben, das ihm zuträglich seyn wird. Selbst das Pariser Volk hatte also seine Vorbehalte. Hat es nun wohl auch nur den Schein gewonnen, als billigte die Nation das Geschenk einer Krone, das eine Handvoll ehemaliger Deputirten gemacht hatte? denn ein im gegenwärtigen Augenblick sehr wichtiger Mann gestand damals, daß die Kammer durch die Königliche Ordonnanz in bester Form aufgelöset sei. Nein. Die Wähler haben fast die Hälfte der vorgeblich Konstituirenden von sich abgewiesen. Die Pairs-Kammer blieb, von dem ersten Augenblick an, unter dem Schlage der Zerstörung, oder einer Erneuerung. Einige Deputirte ohne Spezial-Mandat, hinterher zum Theil von den Wahl-Kollegien verworfen, und eine verstümmelte Pairs-Kammer, die noch obendrein unter Aufsicht stand und in einem Artikel der zufälligen Charta für verdächtig erklärt wurde: dies, und nur dies, sind die Genossen, welche gesetzlich die Mehrheit des französischen Volks repräsentirt haben würden . . .“

„Die Kammer von 1830 behauptet: „Man ist von den Umständen bestallt gewesen.“ Gut! wenn also andere Umstände eintreten sollten, so wird sie noch einmal bestallt werden.“ Und Seite 14 sagt der edle Pair weiter: „In allen Fällen würde ein National-Kongreß, vereinigt, um zu untersuchen, was zu thun sei, meiner Meinung nach, den Vorzug verdient haben vor einer improvisirten Regierung, die von Stadt zu Stadt für 33 Millionen Menschen, auf eine mit einer Fahne bepflanzten Diligence, fortgeschafft ist. Die, welche die Bewegung begonnen haben, wollten sie diese wohl vollständig? . . .“ Herr von Chateaubriand bezweifelt es; denn Seite 9 seiner Schrift sagt er: „Es ist gewiß, daß am 26. Juli Niemand wollte, was den 27. geschah, daß man den 26. in ein Freudengeschrei ausgebrochen wäre, wenn die Zurücknahme der Ordonnanzen wäre bewilligt worden; mit ihr die Veränderung des Ministeriums und die davon unzertrennlichen Verbesserungen. Den 30sten begnügte man sich nicht mehr mit zwei Abdankungen.“

So viel ist gewiß, daß die Volkshäupter am 26sten und 27sten: vive la charte! riefen; an den beiden darauf folgenden Tagen vernahm man aber bereits dazwischen die Worte: vive la liberté, vive la république, vive Napoléon II!

Was nun jene durch den edlen Pair vindizirte Legitimität des Herzogs von Bordeaux als Heinrichs des Fünften anbetrifft, so hatte ihre Aufrechthaltung allerdings für sich, daß sie erstlich im Innern die Partheien mehr vereinigte, als die neue Wahl-Monarchie, und zweitens nach Außen hin die europäischen Mächte, welche die alte Dynastie in der Person Ludwig Stanislaus

Xavers, als rechtmäßigen Nachfolgers Ludwigs des Achtzehnten anerkannt hatten, aus dem Grunde um so mehr beruhigt haben würde, als eine jede Verfassungsveränderung, welche den monarchischen Prinzipien anderer Staaten verderblich werden konnte, ihnen gefährlich scheinen mußte; denn die Aufrechthaltung der legitimen Erbmonarchie gewährte ihnen mit wenig Worten, was wir seit einigen Jahren durch den Ausdruck Staats-Garantien bezeichnen. Daß diese Legitimität im Lande selbst wohl mehr Anerkennung fand, als die ihr abholde Parthei uns dies gern glauben machen möchte, haben wir bereits aus mehren angeführten Stellen jener Schrift, die nicht bloß auf Fiktionen, sondern auf Thatsachen beruhen, ersehen; und dafür scheint uns auch noch der Umstand zu sprechen, daß die Nähe der königlichen Familie zu St. Cloud und Rambouillet, während der Juli-Tage, die Häupter und Leiter der Revolution bis zum Augenblicke ihres Abzuges (der in der Nacht vom 30sten zum 31sten erfolgte) um so mehr zu beunruhigen schien, als die aus den Provinzen eingegangenen Nachrichten in Bezug auf die begonnene Revolution nicht so günstig lauteten, wie es die Anstifter derselben erwarteten, und man daher jenen Abzug auf allen nur möglichen Wegen herbeizuführen suchte. Referent, der während der Juli-Tage zu Paris anwesend war, und alle Phasen dieser merkwürdigen Staatsumwälzung zu beobachten, und zugleich einige in die Geheimnisse derselben mehr oder weniger eingeweihte Individuen zu vernehmen Gelegenheit fand, ward oft Zeuge dieser Unruhe, die auch erst nach jenem Abzuge und der Proklamirung Ludwig Philipps einigermaßen beschwichtigt ward.

War man damals nicht ganz auf den Erlaß der Ordonnanzen gefaßt, so war man dennoch auf einen Staatsstreich vorbereitet: denn seit zwei Jahren sprach man in Paris von nichts als Staatsstreichen; die Tagesblätter waren voll davon, und die revolutionäre Parthei suchte einen solchen eher zu beschleunigen, als zu eludiren, indem die Faiseurs die Ueberzeugung theilten, daß ein solcher nicht mehr gelingen könne, und sie den Thron der Restauration, es koste was es wolle, stürzen wollten. Die Ordonnanzen waren daher wohl nur der Vorwand zu dieser Umwälzung, doch nicht die Ursache derselben. Ungeachtet der Tendenz dieser Freunde der Anarchie und Volkssuveränetät, ist Referent dennoch der Meinung, daß, wenn die Regierung, welche die Emanirung jener Ordonnanzen beabsichtigte, dem gemäß nur zweckmäßig vorbereitete Maßregel getroffen, d. h. namentlich 30 bis 40 Tausend Mann in und um Paris zusammengezogen, sich der Hauptplätze und Gebäude der Stadt, ihrer Barrieren und der sie beherrschenden Punkte bemächtigt, der König sich in die Tuillerien zurückgezogen und der Dauphin sich an die Spitze der Truppen gesetzt, und man besonders für diese besser gesorgt hätte, der Erfolg wohl ganz anders ausgefallen, und die Pläne der Gesellschaft: „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen!" vielleicht mit einem Schlage neutralisirt worden wären. Man mußte sich des Arsenals, das mit Waffen und Munitionen reichlich versehen war, des Pulvermagazins, les deux Moulins genannt, so wie der Waffen und Munition der Nationalgarden, mit welchen 40,000 Mann derselben bewaffnet werden konnten, so wie auch der Telegraphen vergewissern, welche Gegenstände alle unbewacht und unbeachtet

blieben, so daß sie sammt anderen Waffen-Niederlagen den Rebellen gleich in die Hände fielen.

Hätte man sich der Telegraphs bemeistert, so konnte man sofort die Provinzen, und besonders die des Westens und Südens, vom Erfolge der hintertriebenen Revolution in Kenntniß setzen und für die Erhaltung der Legitimität gewinnen; statt daß sich nun die Aufrührer derselben bemächtigten, in den Provinzen ihren angeblichen Sieg, so wie den Sturz der Bourbonen, als unwiderruflich verkündigten und so für den Augenblick alle Theilnahme für dieselben lähmten. Statt dessen führte die Regierung nun einen Staatsstreich aus, dessen Gelingen die königliche Autorität und die seßhafte Dynastie mehr befestigen, dessen Mißlingen dagegen deren Sturz herbeiführen mußte, ohne auch nur die nöthigste vorbereitende Maßregel hierbei anzuwenden; denn etwa 12,000 M. Truppen, auf deren Ergebenheit man nicht einmal vollständig rechnen konnte, und von welchen ein bedeutender Theil detaschirt war und ein großer Theil nicht zum Kampf kam, und die man nicht hinreichend mit grobem Geschütze, Munition und Provision versehen hatte, waren wohl schwerlich hinreichend, um sich dem Angriffe der bewegten Masse einer Bevölkerung von beinahe einer Million Seelen zu widersetzen, vielweniger solche innerhalb ihrer Barrikaden anzugreifen. Die Bevölkerung der Vorstädte, die seit 1815 noch bewaffnet waren, konnten allein 60,000 Mann stellen; rechnet man hierzu noch 30 bis 40,000 Arbeiter und Handwerker, die durch das Eingehen der Presse und durch die Schließung der Fabriken außer Brot kamen, so läßt sich leicht begreifen, daß

man es, vom ersten Augenblicke an, gleich mit einer bedeutenden Masse zu thun hatte, die aber anfänglich schlecht bewaffnet war, und sich wohl mehr aus Hunger, als wegen der Charta schlugen. Hätte man von Seiten der Regierung sofort für sie gesorgt, so hätte man sie, wo nicht unbedingt gewinnen, doch unschädlich machen können; denn, wie bekannt, hatte der Volksauflauf am 27sten und 28sten noch keine politische Tendenz, und erhielt solche erst am 29sten, als ein bekannter Banquier mit seinen republikanischen Reden sich unter die Menge mischte und die Gemüther aufregte. Von diesem Augenblicke an war die Sache gegen die Dynastie gerichtet.

Eine wichtige Lehre läßt sich daraus entnehmen, und möchten sie die Machthaber recht beherzigen, daß bei einer ähnlichen Unternehmung die Vorsichtsmaßregeln nicht weit genug getrieben werden können.

Herr Besmond de Vachère*) giebt in seiner anonymen Schrift, betitelt: La garde Royale pendant les événemens du 28 Juillet au 25 Août 1830, par un officier employé à l'état major. Paris 1830, die Stärke der bewaffneten Macht von Paris zu 11,500 Mann und 12 Geschütze an. Er rechnet nämlich:

---

*) Er war Offizier im 3ten Regiment Garde, weder Hoffmann noch Emigrant, Offizier der Bonapartischen Armee, Gegner des Polignacschen Ministeriums, und im Ganzen von der liberalen Partei und von vieler militärischer Einsicht. Seine Schrift verdient daher und auch wegen des Umstandes, daß sie mehrere Male aufgelegt und nie widerlegt worden ist, hier mit Recht einige Berücksichtigung.

1) Linien-Truppen, welche zu Anfange neutral blieben, zuletzt aber zu den Insurgenten übergingen	4400 M.
2) die Füseliers, welche nach einer an sie ergangenen Aufforderung die Waffen niederlegten, zu	1100 —
3) die Garden, die als Wachen und Posten in Paris, St. Cloud u. s. w. zerstreut überwältigt wurden, zu	1300 —
4) die Gens d'armen-Posten aber, zu .	550 —
Summa	7350 M.

Es blieben folglich, seiner Berechnung zufolge, für den 28sten, als den eigentlich entscheidenden Kampftage, an Infanterie, Kavallerie und Artillerie 4200 Mann, wovon jedes der drei Schweizer-Bataillons etwa 400, jedes der andern aber 250, jede Eskadron dagegen aber nur 100 Pferde stark war.

Die Aussage des Fürsten Polignac in den Prozeß-Akten der Minister, daß in Bezug auf die Ordonnanzen keine Vorkehrungen getroffen waren, ist vollkommen gegründet; denn von den Garden standen 3 Bataillons Infanterie und 12 Eskadrons Kavallerie in Versailles, 2 Eskadrons in Sèvres, 2 Bataillons in St. Denis, 1 Eskadron und 1 Artillerie-Regiment in Vincennes; und von allen diesen ½ bis 3 Meilen von Paris entfernten Orten, war bis zum 26, nichts nach dieser Stadt beordert worden; ja die Pariser Garnison war an diesem Tage sogar um 3 Bataillons, die wegen der Feuersbrunst nach der Normandie geschickt worden, verringert; die übrigen standen: in Caen 3 Bataillons, in Rouen 3 Bataillons,

in Orleans 3 Bataillons, in Compiegne 1 Eskadron, in Meaux 6 Eskadron, in Melun 1 Eskadron und in Fontainebleau 6 Eskadron, zum Theil nur wenige Märsche von Paris, und betrugen vereinigt 19 bis 20,000 Mann, mit 36 bespannten Geschützen. Vereinigte man die Lager von Luneville und St. Omer damit, so hatte man eine bewaffnete Macht von etwa 36 bis 40,000 M. und 50 Geschützen beisammen.

Jene erste dislocirte Gesammtmasse von etwa 19 bis 20,000 Mann, mag wohl die Veranlassung gegeben haben, daß man während der Kampftage die Summe der zu Paris anwesenden bewaffneten Macht zu 18 bis 20,000 Mann angab; während mich andere glaubwürdige Männer zu Paris, so wie später ein namhafter französischer Herzog, der während der Juli-Tage um die Person Karls des Zehnten war, im Auslande versicherten, daß die zum Kampfe disponiblen königlichen Truppen, nicht mehr als 8000 Mann betragen hätten.

Der unglückliche Erfolg des Kampfes läßt sich nur durch die unbegreifliche Sorglosigkeit derer erklären, denen es eigentlich oblag die nöthigen Vorkehrungen zur Durchsetzung einer ähnlichen Katastrophe zu treffen, d. h. sich sofort, wie ich dies weiter oben bemerkte, der Waffen- und Munitions-Niederlagen, der Magazine, Hauptpunkte der Stadt in- und außerhalb derselben, der Telegraphen, vielleicht selbst der Stadt-Autoritäten, der Rädelsführer 2c. zu bemächtigen; die Truppen einer sicheren Führung anzuvertrauen, die sie zweckmäßig vertheilte und für ihre Verpflegung und zeitgemäße Ruhe sorgte u. s. w. Allein Statt dessen gewahrte man nur Verwirrung und Unentschlossen-

heit. Wie konnte dies aber anders seyn, indem der Marschall Marmont erst am 26. Juli den Oberbefehl in Paris erhielt, ungeachtet dessen Ernennung hierzu bereits am 25sten unterzeichnet worden war? Derselbe befand sich noch am 26sten Nachmittags in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften, der Referent ebenfalls beiwohnte, als er herausgerufen ward und wahrscheinlich erst jenen Befehl zugestellt erhielt. Dessen ungeachtet ward er erst am 27sten Mittags nach St. Cloud zum Könige beordert, und einige Stunden später übernahm er erst das Kommando in den Tuillerien.

Um 4 Uhr Nachmittags waren die Truppen noch ohne Befehle, und erst eine Viertelstunde später erhielten sie den Befehl den Karouselplatz, den Platz Ludwigs des Funfzehnten und die Boulevards zu besetzen. Es wurden nämlich 3 Garde-Bataillons auf jenem ersten Platze und beim Palais Royal, 2 Bataillons und 2 Geschütze auf dem zweiten, und die Linien-Truppen auf den Plätzen Vendome und l'Elefant, den Boulevards, St. Martin und St. Denis, so wie ein Piquet des 15. Regiments beim Pantheon aufgestellt. Viele Offiziere vom Generalstabe der Garde fehlten, und andere verrichteten den Dienst in Zivil-Kleidern; und man behauptet sogar, daß einige ganz sorglos noch am 25sten beurlaubt worden wären. Referent spielte noch am 26sten mit ein Paar Schweizer-Offizieren in einem Privathause eine Parthie, und sollte den nächsten Tag mit ihnen daselbst essen; allein sie ließen sich entschuldigen, indem unverhoffte Dienstverhältnisse sie hieran verhinderten. Also benutzte man solche bis zum 27sten gar nicht.

Wie schwankend übrigens der erste Angriff einzelner Trupps jener ganz abentheuerlich bewaffneten Masse, ungeachtet der späterhin entwickelten Beispiele von großem Muth, war, hiervon hatte Referent Gelegenheit sich durch den Augenschein zu überzeugen; denn, als unter andern ein Trupp von einigen Hunderten ähnlicher Proletarier, mit allen Insignen der Anarchie versehen und nur ein Paar wohlgekleidete junge Männer an ihrer Spitze, gegen die auf dem Vendomeplatz aufgestellten Linien-Truppen anrückte und solche durch ein Paar auf sie gerichtete Gewehrschüsse zum Kampfe aufzufordern schien, war es hinreichend, daß der auf dem Platze haltende brave Platzkommandant sich nebst seiner Umgebung zu Pferde setzte, um seine Gegner mit einem Male zu zerstäuben. Sie flohen, von wahrhaft panischem Schrecken ergriffen, davon, und der unter ihnen mit Knitteln bewaffnete Theil warf solche, zur Erleichterung seiner Flucht, in so bedeutender Menge von sich, daß kurz darauf eine gute Fuhre davon auf der Straße aufgelesen und nach der Wacht auf dem Vendomeplatze gebracht ward.

Ich hatte Gelegenheit die gute Haltung dieser und anderer Truppen, die während ein Paar Tagen den brennenden Sonnenstrahlen jener auch physisch heißen Zeit ausgesetzt waren, sich unaufhörlich bald vorwärts bald rückwärts aufstellen und bald nach diesem bald nach jenem bedroheten Punkte hinbegeben mußten, zu bewundern, und dies um so mehr, als man für ihre Verpflegung so gut als gar keine Sorge getragen hatte, und sie auf Befehl ihrer Offiziere anfänglich nichts von den ihnen in guter oder übler Absicht angebotenen Lebensmitteln und Getränken annehmen durften. Sie widerstanden anfänglich allen Aufforderungen

zur Uebergabe, allen Lockungen und Neckereien der auf sie eindringenden Masse, und feuerten nicht; so wie überhaupt die königlichen Truppen nirgends zuerst schossen, welchen Umstand die Prozeß-Akten der Minister ebenfalls beweisen, und obenein noch darthun, daß am 27sten noch Detaschements mit ungeladenen Gewehren zur Zerstreuung der Volkshaufen abgeschickt worden sind. Von diesem Verhalten war Referent mehre Male Zeuge bis endlich die Nothwehr einen allgemeinen Kampf veranlaßte; und zu einer ähnlichen Nothwehr ward auch ein Theil dieser Linien-Truppen beim Durchzug durch eine barrikadirte Straße veranlaßt, bei welcher Gelegenheit eins ihrer Bataillone in Zeit von wenigen Minuten 3 Offiziere und etwa 50 Mann an Todten und Verwundeten einbüßte. Endlich ward es von den durch die Nationalgarden überall bedeutend verstärkten Haufen, die von allen Seiten auf sie eindrangen und sich endlich fraternisirend mit ihnen vermischten, zum Uebertreten vermocht. Ich beobachtete kurz zuvor den wackern Kommandanten, der sich nebst mehren Offizieren alle nur mögliche Mühe gab, diese für ihn schreckliche Katastrophe zu entfernen; allein es war zu spät: die Truppen waren physisch und moralisch zu sehr niedergedrückt worden, und sie gingen nun bewaffnet zu der Volksparthei über, behielten, so viel Referent zu ermitteln vermochte, ihre Waffen und nahmen keinen Antheil an dem Kampf. Bei dieser Gelegenheit sah er ein Paar vereinzelte Soldaten, welche der Pöbel entwaffnen wollte, kräftig widerstreben und die ihnen bereits mit Gewalt entrissenen Waffen demselben mit dem größten Muthe wieder aus den Händen reißen.

Referent hatte Gelegenheit, während jener verhängnißvollen Kampftage mehrere Offiziere dieses Regiments zu sprechen, die, wenn gleich von diesem Bürgerkrieg erschüttert, dennoch bereit waren den letzten Tropfen Bluts für ihre Pflicht zu opfern. In eben dem Maße worin die Vertheidiger der Legitimität durch Verluste und Inkonsequenzen jeder Art geschwächt und entmuthigt wurden, wuchs ihren Gegnern, deren Anzahl sich mit jedem Augenblick vermehrte, der Muth. Die Gemüther erhitzten sich; und so war endlich der Kampf zwischen beiden Partheien so ungleich geworden, daß es eine Thorheit gewesen wäre, ihn von Seiten jener ersten fortzusetzen; besonders von dem Augenblick an, wo das Rathhaus, der Louvre, die Tuilerien und andere wichtige Hauptpunkte von der Volksparthei erobert waren, und der König mit der ganzen königlichen Familie sich entfernt und seiner Parthei hierdurch den letzten Stützpunkt entzogen hatte.

Ungeachtet späterhin die Brücke von Sèvres den Insurgenten durch Verrath überliefert ward, so waren dennoch am 3. August noch 8,800 Mann auf dem Marsche nebst der Garde-Artillerie und mehreren entsendeten Abtheilungen, die sich mit der Pariser Garnison vereinigt, welche noch 42 Stück bespannte Geschütze mit sich führten, unter den Waffen und wohl hinreichend einer in Kabriolets, Omnibus und Fiakers einzeln herbeieilender Pöbelmasse die Spitze zu bieten; allein Niemand wußte von den günstig sich darbietenden Umständen Nutzen zu ziehen, und so mußte der Thron Karls des Zehnten untergehen. Wir haben es bereits weiter oben ersehen, wie der König mit Heranziehung der Truppen aus den Lagern von Luneville und St. Omer

zwischen 36 bis 40,000 Mann Truppen, nebst 50 Stück Geschütz disponible hatte, von welchen er zur Zeit einen erfolgreichen Gebrauch machen konnte, besonders wenn er es verstattete, daß sich der Dauphin an ihre Spitze setzte. Man sagt, dieser Prinz habe den König dreimal dringend gebeten ihn nach Paris zu senden, letzterer aber, selbst in St. Cloud, es ihm noch nicht verstatten wollen den Oberbefehl der Truppen zu übernehmen. „Durch Waffen ging also verloren, was durch Waffen gerettet werden konnte;" wie Tacitus sagt.

Welches die Folgen eines ferneren hartnäckigen Kampfes für Paris gewesen seyn dürften, läßt sich freilich nicht mit Gewißheit sagen; allein so viel glaubt Referent behaupten zu können, daß er alsdann leicht einen blutigeren und roheren Charakter angenommen haben dürfte, da schon die Zügellosigkeit anfing ihr Haupt zu erheben, und wahrscheinlich nur die den Massen mit zur Erhaltung der Ordnung und des Eigenthums beigemischten Nationalgarden die, nach Rache und Beute durstenden Proletarier zu bändigen vermochten. Referent hörte nämlich während des Kampfes aus dem Munde einiger Pariser folgende Worte: „Wehe uns, wenn erst ein Paar Köpfe durch Mordlust fallen, dann sind wir verloren;" und daß der Pöbel wohl, von Anfang an, nicht die besten Absichten hatte, geht unter andern daraus hervor, daß einige auf den Boulevards des capucins zusammenstehende Menschen meiner Frau nebst noch einigen Damen, die sie begleiteten, am 26sten Mittags laut nachriefen: „Nun, die sollen heute Abend auch nicht so ungefährdet spazieren gehen."

Ungeachtet der in den öffentlichen Blättern so gerühmten Mäßigung der Kämpfenden, war diese nicht so vollkommen, als sie dargestellt wird: denn war auch nicht das Plündern und Morden an der Tagesordnung, und wurden auch hie und da einzelne auf der That betroffene Diebe niedergemacht, so wurden dessen ungeachtet die königlichen Museen eines Theiles ihrer werthvollen Kostbarkeiten beraubt, mehre Barrieren und Kasernen, so wie das Innere des erzbischoflichen Palastes und dessen 20,000 Bände starke Büchersammlung zerstört, die Akten des Justiz-Palastes in die Seine geworfen, die Verbrecher aus der Conciergerie befreit, die Tuilerien, und darin besonders die Gemächer der so wohlthätigen Herzogin von Angouleme, geplündert und mancher braver Kämpfer für die Legitimität niedergemacht, wie dies auch aus der nachfolgenden Stelle, Seite 256 des 2. Bandes von Raumer's Briefen aus Paris und Frankreich im Jahre 1830, hervorgeht. Hier heißt es nämlich von einem Pariser Advokaten: „Er bestätigte das Lob der Tapferkeit und Mäßigung der Pariser für die beiden ersten Tage, erzählte aber vom dritten: „ich habe gesehen, daß man Schweizer, die knieend um ihr Leben baten, unter Scherzen umbrachte, daß man fast nackt Ausgezogene und schwer Verwundete spottend auf die Barrikaden warf, um diese zu erhöhen; schrieen die Unglücklichen vor Schmerz, wurden sie getödtet u. s. w.“

Wie schwankend überhaupt die Meinungen der Pariser über die Ordnung der Dinge, die man herbeizuführen wünschte und hoffte, noch während der Juli-Tage selbst waren, hiervon hatte Referent, der in einem Hause wohnte, dessen Salon durch Individuen der Kamerilla und Anhänger

der Bonapartischen Familie, durch Liberale und vielleicht selbst Anhänger der Anarchie besucht ward, Gelegenheit sich zu überzeugen; denn hier machte sich, nach Maßgabe als widersprechende Nachrichten einliefen, bald die eine bald die andere Farbe geltend. Das heißt, der eine predigte den Absolutismus und die Erhaltung der Legitimität in dem ältesten Zweige der bourbonischen Dynastie, der zweite solche in der Person des Herzogs von Reichstadt, der dritte wollte die Republik, und andere wiederum schienen mir, um desto leichter sich in Evidenz setzen und im Trüben fischen zu können, das Schreckens-System herbeiführen zu wollen, weil die durch zwiefache Niederlage gekränkte Nation, nur durch ein Blutbad wieder gestählt werden könne.

In diesen Zeiten der Angst, wo die Parthei der Republik die Oberhand zu gewinnen drohte, indem sich bereits mehrere Fanatiker zur Proklamirung derselben vereinigt hatten, ward endlich durch die Einschreitung des alten Freundes Washington's (das Beste, was er wohl in neueren Zeiten ausführte), die Wahl-Monarchie in der Person Ludwig Philipps proklamirt. Dieser Fürst war ihnen nämlich genehm, weil er, als gewähltes Oberhaupt, dem Volke die Krone verdankte und keine Bedingungen vorschlagen durfte, sondern die Revolution mit allen ihren Folgerungen annehmen und jede ihm vorgelegte Bedingung unterschreiben mußte, wenn er König seyn wollte. Welches die Folgen hiervon seyn dürften, wagen wir hier nicht anzudeuten: allein es dünkt uns, als könne ein auf so losen Grund basirter Thron nicht lange bestehen; denn durch den bereits ausgeführten Angriff auf die Erblichkeit der Pairie, dieser mächtigen Stütze des Throns, und auf das Kroneigenthum,

scheint uns ein bedeutender Schritt zu dessen Untergrabung geschehen zu seyn. Eine ähnliche fortlaufende Bewegung im Staate, die unaufhörlich dahin zielt das Königthum zu erniedrigen und die Demokratie zu erheben, muß entweder zur Republik, oder zum Despotismus führen.

Ob übrigens **Philipp**, dieser in so vieler Beziehung ausgezeichnete Fürst, in diesem Augenblick nicht weiser und edler gehandelt hätte, auf dem Thron zum Frommen des **Herzogs von Bordeaux**, als rechtmäßigen Erben des zu seinen Gunsten abdizirt habenden Königs **Karls des Zehnten** und des **Dauphins**, zu verzichten und sich zu dessen Vormund und einstweiligem Regenten, bis zu dessen Volljährigkeit zu erklären, lasse ich dahingestellt seyn; allein mich dünkt, daß er hierbei um so weniger gewagt haben dürfte, als ihm bereits der abtretende König das Wohl seines Enkels in gleicher Kathegorie an das Herz gelegt hatte, und es alsdann noch immer Zeit war, dasjenige zu thun, was er gleich that, im Falle die Nation (falls wir jenen geringen illegalen Ausschuß als Stellvertreter derselben auch anerkennen wollten) sich diesem widersetzte. Allein so gab er, nach Chateaubriand, nur aus Furcht nach, und glaubte, durch Annahme der höchsten Staatswürde, sein Vaterland vor den Folgen einer schrecklichen Anarchie zu retten.

Dieses konnte um so füglicher geschehen, als: „Karl der Zehnte und der Dauphin, sein Sohn, (wie der edle Pair Seite 52 seiner obbenannten Schrift ferner sagt) nicht von einer feindlichen Versammlung als entsagend erklärt worden; sie haben rechtmäßig und aus freiem Entschlusse entsagt; sie verlangen die Krone nicht; sie haben sie, ver-

möge erblichen Rechts, auf das Haupt ihres Enkels und Neffen übertragen, dieser ist eine Waise von 11 Jahren, die keines Vergehens angeklagt werden kann, und man verbannt sie."

Mehre der alten Dynastie abholde Neuerungsmänner suchten die Ausschließung dieses königlichen Kindes dadurch zu beschönigen, daß sie aussprengten, wie schlecht es umgeben sei, und folglich in Grundsätzen erzogen werde, die dem Geiste der gegenwärtigen Zeit und Frankreichs Verhältnissen keineswegs angemessen wären, und wie der abgetretene König, sammt dessen Umgebung, einen steten nachtheiligen Einfluß auf dasselbe ausüben würde.

Aehnlichen Behauptungen sucht Chateaubriand aber ebenfalls, Seite 64 u. 65 seiner Schrift, durch folgende Sätze zu begegnen: „Wäre uns Heinrich der Fünfte nach den Tagen des Julius geblieben, so würde der königliche Palast mit allen seinen Superfötationen unmöglich gewesen seyn; und noch weit weniger wäre die gemißbilligte Erziehung möglich gewesen. Doch das Urtheil über die Männer, welche den königlichen Zögling umgeben, ist zu allgemein und zu strenge. Einigen von diesen Männern sind weder die Einsichten, noch die Meinungen des Jahrhunderts fremd; sie besitzen eben so viel Verdienst und Mäßigung, als ihnen Treue eigen ist. Der, welcher an ihrer Spitze steht, ist ein Militär von Rechtschaffenheit und Religion; es ist schon viel geleistet, wenn man dem Herzen eines Kindes diese Tugenden eingepflanzt hat; auf dieser sicheren Grundlage die Ideen zu erziehen wird hinterher leicht seyn. Nach übereinstimmigen und authentischen Berichten kündigt dieses Kind ein glückliches Gemisch von Geist und Güte an. Wie! es

wäre nichts für seine Erziehung, daß Unfälle aller Art seine Wiege umgeben haben? Nichts, daß das Meisterwerk des Unglücks, die Tochter Ludwigs des Sechzehnten, die Gefährtin und Schwester Ludwigs des Siebzehnten, neben der Wiege Heinrichs des Fünften, gleich einem geheiligten Bilde steht, das vor einem Altar aufgestellt ist? Dennoch bekrittelt ihr diese Erziehung, welche euch die Zusicherung giebt, daß der Plan derselben nicht werde abgeändert werden, daß man sich nicht in den Stand setzen wird die Möglichkeiten der Zukunft aufzufassen, nachdem man eine mit den herrlichsten Gewißheiten angefüllte Gegenwart unbenutzt gelassen hat?" Und Seite 65 sagt er ferner: „Nun es giebt in Frankreich weder Ritterthum, noch Soldaten der Oriflamme, noch eisengepanzerte Edelleute, welche dem weißen Federbusch nachziehen. Es giebt ein Volk, das nicht mehr das Volk der Vergangenheit ist. Ein durch Jahrhunderte verändertes Volk hat nicht mehr die alten Gewohnheiten und die alten Sitten unserer Väter. Man mag die gesellschaftlichen Umwandlungen, welche eingetreten sind, beweinen oder über alles erheben — immer muß man die Nation nehmen, wie sie ist, die Thatsachen, wie sie sind; man muß eingehen in den Geist seiner Zeit, um durch diesen Geist Wirksamkeit zu gewinnen."

Daß übrigens die Provinzen, wie ich dies früher anzuführen Gelegenheit fand, wohl nicht unbedingt mit der vorgenommenen Veränderung zu Paris einverstanden waren, dafür scheint der Umstand zu bürgen, daß ich bei meiner Abreise von Paris nach Italien am 17. August, bis an die Schweizergränze die Gemüther nichts weniger als für die neue Ordnung der Dinge gestimmt fand. Ueberall traf

ich nur auf trübe Gesichter, wahre Fragezeichen, ohne daß sich jedoch der Eine oder der Andere über die so wichtige Begebenheit des Tages ausgelassen hätte: welcher Umstand gewiß bei der anerkannten Lebhaftigkeit und Beweglichkeit der Franzosen sehr viel sagen will. Dies mußte Referenten um so mehr auffallen, weil er, seiner Gewohnheit nach, auf Reisen viel zu Fuße zu gehen und forschend die durchzogenen Ortschaften, besonders aber solche, wo er Mittags und Abends verweilt, zu durchwandeln pflegt. Auf diesem ganzen Zuge gewahrte er nur drei mit den National-Farben versehene Individuen, unter welchen zwei Chaussee-Arbeiter und ein Reisender sich befanden; welche drei Personen sich hierdurch vielleicht gegen Beleidigungen sicher zu stellen glaubten. Ueberall bedauerte man in den Gasthöfen den Mangel an Fremden, an Handel und Bewegung, und die beiden einzigen Individuen, die indirekt mit mir in ein Gespräch sich einließen und über die Begebenheiten des Tages aussprachen, waren zwei Kaufleute. Sie gestanden mir ganz unverholen ein, wie sie eigentlich, ihrem Stande zufolge, sich zu keiner besondern politischen Glaubens-Formel bekenneten, und nur diejenige Regierung für gut anerkennen könnten, die ihnen persönlichen Schutz und ihrem Handel die so nöthige Thätigkeit gewähre. Sie waren daher der Meinung, daß man weiser gehandelt haben würde, wenn man in der Person des Herzogs von Bordeaux die Legitimität aufrecht erhalten hätte, indem diese allein dem Lande eine Garantie von Außen und Innen gewährt haben würde. Diese Erhaltung würde nämlich die europäischen Mächte, als Beschützer derselben, beschwichtigt (denn man fürchtete von diesen, wegen dieser Verletzung, mit Krieg be-

droht zu werden) und die Partheien im Innern mehr, als durch die neue Ordnung der Dinge, vereinigt haben; und was dergleichen Raisonnements mehr waren.

In den Ortschaften, wo ich die dreifarbige Fahne aufgesteckt fand, war sie meistentheils durch Schulen aufgepflanzt worden, und an einigen Orten sollten, wie man mir versicherte, die Zivil- und Militair-Behörden hiermit nicht ganz einverstanden gewesen seyn. Dies waren die Folgen eines „Gouvernement improvisé de ville en ville — avec le passage d'une diligence surmontée d'un drapeau" wie Chateaubriand weiter oben sagte.

Auf ähnlichem Wege hätte man, bei der Veränderlichkeit der Franzosen, falls man die Telegraphen zu erhalten wußte, die Erhaltung der Legitimität von Provinz zu Provinz und selbst, im strengsten Sinne des Worts, von Stadt zu Stadt proklamiren können. Wie Frankreich sich seit der Juli-Revolution gestaltete, davon liefern uns die Tag-Blätter die schlagendsten Beweise; und wenn auch noch kürzlich der Messager*) etc. bei Erwähnung der Lösung der Frage über die Erblichkeit der Pairie sich hierüber folgendermaßen äußert: „Endlich, nach achtzehn-monatlichen Kämpfen gegen Leidenschaften und Hindernisse aller Art, steht das Werk von 1830 mitten im Frieden vollendet da;" und der Temps sagt: „Welch' eine Nation ist die unsrige und wie leicht ist sie zu regieren! Man sehe Paris in den letzten Tagen des Jahres, die Wagen, den Luxus in den Läden, die fröhliche Bewegung auf den Straßen, und doch verläumdet

*) Siehe No. 6. der Haude und Spenerschen Zeitung. Jahrgang 1832.

man in Europa diese Nation, weil sie von ihrer Regierung etwas Freiheit und Wohlseyn verlangt:" so können wir nur auf die in Paris so oft sich äußernden Umtriebe und Gezänke in den Kammern, auf die allgemeinen Klagen und Unruhen im Westen und Süden, die seit der Emanirung jener fraglichen Schrift des edlen Pairs, mehr zu- als abnahmen, hinweisen, um diese Thatsachen mit jenen Behauptungen im grellsten Widerspruch zu setzen. Man beachte was seitdem in Straßburg, zu Lyon und an anderen Orten sich zugetragen hat, so steht zu erwarten, daß, seitdem der legitime Thron und die Aristokratie des Ranges gestürzt worden sind, nun das Eigenthum die Zielscheibe der Angriffe der Proletarier werden wird; und wer vermag alsdann, bei ähnlich sich fortentwickelnden Nivellirungs-Grundsätzen, das Eigenthum der Industrie und des Grundeigenthums zu schützen?

Aus diesen Bewegungen und Unruhen des französischen Volks möchten wir nicht ganz mit Unrecht folgern, daß es arm ist und wenig zu verlieren hat, und aus ähnlichen Quellen mag auch theilweise sein kriegerischer Sinn entspringen, indem es auf diesem Wege Verbesserung sucht.

Was künftig Frankreichs Loos seyn wird, ist schwer im Voraus zu bestimmen; allein so viel ist gewiß, daß man in einem Lande, wo man, nach einem Artikel in der Allg. Staatszeitung (vom 23. Mai 1830.), Männer von solcher Vergessenheit antrifft, daß sie sich gegen Doktrinen auflehnen, die sie selbst aufgestellt, gegen Prinzipien, die sie selbst festgesetzt haben, auf Alles gefaßt seyn muß. Denn wie kann man Männern Vertrauen schenken, die i. J. 1830 das Gegentheil von dem behaupten, wovon sie 1822 zu überzeugen suchten? wie einem

Lande, wo nach Chateaubriand, Männer sich finden, die mit der größten Leichtigkeit Farben und Eide wechseln, und wo man die Wiederkehr aller Phasen der Revolution zu erwarten berechtigt ist? „Es giebt Menschen, die, nachdem sie der einen und untheilbaren Republik, dem fünfköpfigen Direktorium, dem dreiköpfigen Konsulat, dem einköpfigen Kaiserthum, der ersten Restauration, der Zusatz-Urkunde, den Konstitutionen des Reichs, der zweiten Restauration den Treueid geschworen, noch immer etwas übrig behalten haben, was sie einem Ludwig Philipp schwören können.“ — So Chateaubriand.

Ein schlagender Beweis dieser unheilbringenden Wechselsucht ist der bisherige schnelle Wechsel ihrer Verfassungen, der bei keinem Volke so rasch vor sich ging, wie bei den Franzosen; denn es dauerte z. B. die erste Konstitution vom 10. Septbr. 1791, nur 1 Jahr 10 Monate 27 Tage; die zweite vom 10. Aug. 1793, 2 Jahr 1 Monat 13 Tage; die dritte vom 23. Sptbr. 1795, 4 Jahr 2 Monate 20 Tage; die vierte vom 13. Dezbr. 1799, 2 Jahre 7 Monate 21 Tage; die fünfte vom 4. August 1802, 1 Jahr 9 Monate 14 Tage; die sechste vom 18. Mai 1804, 9 Jahr 10 Monate 15 Tage; und die siebente vom 1. April 1814 bis zu den hundert Tagen und der Restauration vom Jahre 1815 u. s. w. Ein Franzose sagte daher wohl nicht mit Unrecht, „daß die Kunst Konstitutionen und Liederspiele (Vaudevilles) auszuhecken, Sachen wären, die keiner Nation so schnell von Händen gingen, als den Franzosen.“

Der edle Pair klagt auch Seite 25 u. 26 seiner Schrift über den nachtheiligen Einfluß, den der Wiener Kongreß

auf Frankreich ausgeübt habe, und spricht sich in folgenden Worten hierüber aus: „Der unermeßliche Fehler des Wiener Kongresses ist, daß er ein militairisches Land, wie Frankreich, in einen erzwungenen Feindlichkeits-Zustand mit den ufer-bewohnenden Völkern gebracht hat;" — und Seite 26: „Ein für unsere Waffen unglückliches Gefecht würde hinreichen, um den Feind bis unter die Mauern von Paris zu führen. Der Fall von Paris, dies lehrt die Erfahrung, zieht den Fall Frankreichs nach sich. Auch ist es sehr richtig, daß unsere National-Unabhängigkeit dem Ausgange einer Schlacht und einem achttägigen Kriege anheim gegeben ist."

Was jene erste Behauptung anbetrifft, so begingen die französischen Diplomaten dadurch einen wesentlichen Fehler, daß sie sich willkürlich mit Mächten des ersten Ranges in unmittelbaren Gränz-Kontakt setzten, indem sie solchen vom Besitz anderer Ländertheile abzuwenden suchten. Ob es übrigens bei jenem Kongresse nicht rathsamer gewesen wäre die Franzosen, als Theilnehmer an den Unterhandlungen über die Territorial-Verhältnisse des deutschen Bundes, von den andern betheiligten alliirten Mächten auszuschließen, indem es ihnen als Besiegten wohl nicht zustand, hier den Siegern Vorschläge zu machen, lassen wir dahingestellt seyn; und betrachten das Geschehene als eine dem wiedereingesetzten Könige von Frankreich bewiesene Courtoisie und als eine wiederbegonnene Aussöhnung mit der französischen Nation, die freilich rücksichtlich ihrer Folgen an mißverstandener Großmuth gränzt.

Ueberdies scheint es uns, als wenn man aus Rücksichten gegen beide, bei jenem Kongresse und dem zu Paris

im Jahre 1815 gehaltenen, glimpflicher verfuhr, als es die Klugheit und die Sicherstellung der eigenen Gränzen gegen Frankreichs Eroberungs-Politik heischte; denn konnte Frankreich es verhindern, wenn man, nach einem solchen vollkommenen Siege, einen Theil derjenigen Provinzen, die ehedem das arelatische Reich ausgemacht hatten, davon abriß, und solche entweder als ein selbständiges Reich, oder als Agregat eines andern, gleichsam als Bollwerk gegen Frankreich und dessen etwanige Angriffe auf das deutsche Vaterland, konstituirt hätte? Wohl schwerlich; und durch eine ähnliche Vorsichtsmaßregel hätte man alsdann einzig und allein eine Garantie für die künftige Ruhe desselben, wenigstens von jener Seite her, erzielt.

Ob diese von Seiten der Alliirten geübte Uneigennützigkeit und Großmuth von Frankreich gehörig anerkannt und gewürdigt worden ist, möchten wir nach den Ergebnissen der neuesten Zeit, wo die verschiedenen Oppositions-Partheien nicht müde werden, von ihrer Regierung zu verlangen, daß sie Belgien und das linke Rheinufer Frankreich einverleiben, die französische Herrschaft in Italien wieder herstellen und Polen nicht ganz sinken lassen solle, beinahe bezweifeln; denn ohne die Mäßigung der übrigen großen Kontinental-Mächte, die ihren Staaten gern den Frieden zu erhalten wünschten, dürfte es bei der hyperstheniſchen Tendenz des noch im Kreisen begriffenen französischen Reiches, das überall nach Außen hin Aufruhr anzuregen und unberufen in fremden Angelegenheiten zu interveniren sucht, mit uns zu blutigen Händeln gekommen seyn *)

*) Dies räumt selbst Herr Thiers in seiner Schrift: Ueber die Monarchie, ein; denn hier heißt es unter andern: „Die

die dann in ihren Folgen das Wohl des einen oder des andern hierbei betheiligten Staats unwiderruflich kompromittirt haben dürften. Doch dem sei nun wie ihm wolle, und mag Chateaubriand noch so viel von gekränkter National-Ehre und Wiedergewinnung besserer Gränzen für sein Vaterland sprechen, die National-Eitelkeit seiner Landsleute durch ähnliche Themata bis auf das Höchste steigern, und solche durch sein Predigen zum Kriege anregen: so werden sich hierdurch die am meisten hierbei interessirten Fürsten nicht irre machen lassen, und, eingedenk ihrer physischen und moralischen Kräfte, ihren Unterthanen, so lange dies nämlich mit der Ehre derselben verträglich ist, den Frieden zu erhalten suchen. Sollten aber jene, in ihrem Wahnglauben Langmuth für Schwäche haltend, sich erkühnen, unsere Ehre auf eine fühlbare Weise zu gefährden; o, dann bedarf es nur eines Winks, eines Aufrufs von Deutschlands Fürsten, und gegen eine Million kräftiger Vaterlandsvertheidiger steht sogleich bereit jene verletzte Ehre und gefährdete Sicherheit des Eigenthums in einem Kampfe auf Leben und Tod blutig zu rächen; denn in einem solchen Falle, wo der Krieg nicht aus Eigennutz, sondern bloß zur Rettung des Vaterlandes und der National-Ehre geführt wird, da kämpft der Unterthan mit reger Kraft und ganzem

Mächte wollten den Krieg nicht. Sie liebten uns nicht, das ist keinem Zweifel unterworfen; denn es muß auch eingestanden werden, daß wir nicht auf eine Weise aufgetreten sind, die uns Liebe hätte erwerben können. Die Sprache unserer Journale und unserer Tribune war nicht geeignet, uns das Vertrauen der Mächte zu gewinnen. — Eine traurige Erfahrung hat ihnen bewiesen, daß die Revolution, wenn sie ihren Sitz in Frankreich hat, nicht leicht zu zerstückeln ist 2c."

Willen, und giebt freudig Gut und Blut für seinen Fürsten hin.

Welches unter solchen Umständen die Ergebnisse eines wahrhaften National-Kampfes seyn dürften, läßt sich wahrlich ohne Ueberschätzung der geistigen und leiblichen Kräfte, d. h. ohne Ruhmrednerei, nicht vorher bestimmen; denn der Erfolg der Kriege steht in Gottes Hand, und alle menschliche Voraussicht kann höchstens nur Wahrscheinlichkeiten, nie aber Gewißheit über den Ausgang eines Kampfes verschaffen. Allein so viel läßt sich dennoch, ohne besondere Sehergabe, als wahrscheinlich daraus folgern, daß die Resultate eines solchen Kampfes, wo nicht mit dem gänzlichen politischen Untergange, doch mit einer sehr fühlbaren Beeinträchtigung der einen oder der andern dabei interessirten Parthei enden dürfte.

Ob die numerische Ueberlegenheit der französischen Heere, ihre Beschaffenheit und die Intelligenz ihrer Führer uns große Besorgnisse für die Erhaltung unserer Unabhängigkeit einflößen können, möchten wir, trotz den Deklamationen der französischen Stimmführer, dennoch aus dem Grunde bezweifeln, weil, zufolge einer kürzlich erschienenen kleinen Schrift, betitelt: Frankreichs Streitkräfte und Stärke der in den Feldzügen von 1792 bis 1815 aufgestellten Armeen, so wie zufolge einer zweiten, betitelt: de l'Impossibilité de faire une guerre sérieuse, par le comte de Latour d'Auvergne, uns bekannt geworden, die Franzosen ihre Streitkräfte wohl überschätzen. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß sie ihre Truppen gut schlagen und viele kriegserfahrene Offiziere an ihrer Spitze zählen; allein ungeachtet dieser ihnen ange-

borenen Tapferkeit und der so theuer erworbenen Einsicht in die Kriegführung, dürfte es ihren Heeren, nach dem Tode Napoleons, dennoch an einem Führer gebrechen, der nächst der so nöthigen Einsicht und Kriegserfahrung das allgemeine Vertrauen und dabei Charakterstärke genug besäße, um den so nöthigen Einklang in ihren Operationen zu bringen.

Ob sie nun, unter ähnlichen Umständen, den Stoß einer durch gleiches Interesse zur Einheit verbundenen Masse mit der Zeit würden widerstehen können? Diese Frage möchte nur die Zukunft lösen; dennoch würde es von unser Seite vermessen und frevelhaft seyn, sich, einer ähnlichen Voraussetzung eingedenk, in einem Augenblick einer stolzen Sicherheit hingeben zu wollen, wo Partheigeist und Frevellehre alles aufbieten, um unsere Unabhängigkeit zu bedrohen. Allein darin sind wir mit Herrn von Chateaubriand vollkommen einverstanden, daß eine für die Franzosen unglücklich ausgefallene große Schlacht die vereinigten feindlichen Heere leicht vor Paris führen dürfte, und daß, in diesem Falle, der Besitz dieser Hauptstadt, die bisher leider nur einen zu bedeutenden Einfluß auf das übrige Frankreich ausübte, nur nachtheilig auf das ganze Land einwirken würde, es sei denn, daß die westlichen und südlichen Provinzen im Vertrauen auf ihre Kraft, sich endlich von ihr und ihrem verderblichen politischen Einfluß lossagten, welcher Umstand alsdann ebenfalls auf das Land nachtheilig einwirken möchte. Mit einem Worte, in einem für die verbündeten Armeen so günstigem Falle, möchten diese zum dritten Male die Hauptstadt und das Land nicht halb befriedigt wieder verlassen, und die ungerechten Angreifer

für

für alle Kriegeskosten und anderweitige Verluste, durch aufzulegende schwere Retributionen und Abreißung von Ländertheilen, zur Sicherstellung des deutschen Vaterlandes gegen künftige frevelhafte Angriffe, verantwortlich machen.

Geschrieben im Januar 1832.

12.

Was ist

von der neuen Lehre zu halten

die sich

die St. Simonische nennt.

Wer wüßte wohl nicht, daß die St. Simonianer der Hauptstadt Frankreichs, seitdem sie eine förmliche Kirche bilden, angefangen haben, durch ein besonderes Organ, le Globe genannt, auch auf das Ausland einzuwirken, um ihren religiösen Anschauungen die möglich-größte Ausdehnung zu geben, d. h. sich durch Anhänger zu verstärken?

Dieser Umstand hat in No. 112. des Journal de la Haye eine Erörterung herbeigeführt, wodurch sich Diejenigen erschüttert fühlen, welche, ohne mit den Lehren der neuen Sekte genau bekannt zu seyn, dieselbe — nicht ungehört verdammen möchten.

Der Artikel im genannten Journal führt die Ueberschrift: le Globe, und beginnt mit der Mittheilung des nächstfolgenden Zirkulars:

Paris, den ... Dezember 1831.

St. Simonische Religion.

Direktion des Globe.

Meine Herren!

„Seit einigen Monaten lassen wir Ihnen den Globe unentgeltlich zukommen, und mit Vergnügen werden wir

damit fortfahren, wenn er unter Ihren Händen erwecklich ist (s'il profite entre vos mains). Bei dem Allen haben wir für nöthig erachtet, periodische Epochen von Erneuerung festzusetzen, wo diejenigen, an welche wir ihn richten, uns zu erkennen geben müssen, ob sie ihn noch länger zu empfangen wünschen. Ordnung und Apostolat haben diese Maßregel nothwendig gemacht: Ordnung, denn eine zwecklose Versendung würde die Vergeudung vieler Exemplare zur Folge haben, und wir sind verpflichtet zu der gewissenhaftesten Verwendung der Fonds, die uns anvertraut sind zur Verbreitung unseres Glaubens, und besonders zur friedlichen Emanzipation aller der Wesen, welche verbraucht werden und leiden — des Weibes und des Proletars; Apostolat, denn wir gewähren Denjenigen, welche durch die Lektüre des Globe bereits mit uns in Verbindung stehen, eine Gelegenheit, sich uns aufzuschließen, uns ihren Glauben und ihre Zweifel mitzutheilen, Aufklärung von uns zu fordern oder uns ihre Sympathie zu erkennen zu geben."

„In diesem Augenblick vertheilen wir den Globe zu 3800 Exemplaren. Der größte Theil dieser Versendungen, wie diese bisher geregelt worden sind, geht mit dem 1sten Januar zu Ende. Das Ihnen zugesendete Exemplar gehört dazu. Wir ersuchen Sie also, mein Herr, uns wissen zu lassen, ob wir mit unserer Zusendung fortfahren sollen. Haben Sie die Güte, uns zu sagen, welcher Art in dieser Beziehung Ihre Wünsche sind, und welchen Eindruck unsere Bemühungen um fortschrittliche und friedliche Verbesserung auf Ihren Geist und Ihr Herz gemacht haben. Wir rechnen darauf, daß Sie sich vor

den 25. Dezbr. hierüber gegen uns erklären werden; denn dies ist der äußerste Termin für Abbestellungen. Nichts wünschen wir noch mehr, als durch Ihre Antwort berechtigt zu werden, zur Erhaltung und Befestigung der Verhältnisse, welche die Lektüre des Globe zwischen uns stiftet."

„Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner Hochtung."

Michel Chevalier,
Mitglied des Kollegiums, Direktor des Globe.

Auf diese höfliche Zuschrift läßt das Journal de la Haye folgende Antwort folgen:

Mein Herr!

„Wir haben, seit einigen Monaten, durch Ihre Güte den Globe wirklich unentgeltlich erhalten, und wir haben ihn mit aller Aufmerksamkeit gelesen, welche das Talent seiner Redaktoren verdient. Sie fragen: ob er unter unsern Händen erweckslich geworden sei? Ach, mein Herr, sollte unsere Offenheit uns auch zum Nachtheil gereichen, Ihre Frage legt uns die Verbindlichkeit auf, aufrichtig zu seyn; und sonach müssen wir Ihnen nach Geist und Gewissen bekennen, daß der Globe in keiner Beziehung für uns erwecklich gewesen ist. Noch mehr: St. Simons Lehre hat in uns ein oft schmerzliches Erstaunen angeregt, und es hat uns tief betrübt, so viel Talent und Einsicht zum Bösen angewendet zu sehen. Dies ist unsere Meinung. Wir können also, wie Sie wohl fühlen werden, nicht Denjenigen beitreten, welche, nach dem Ausdruck Ihres Zirkulars, Ihnen den Wunsch, den Globe

noch länger zu empfangen, offenbaren sollen. Die Hoffnung, uns zu bekehren, kann vernünftigerweise nicht länger genährt werden. Besser, wir entsagen Ihren Höflichkeiten, als daß wir sie benutzen, indem wir Sie, mein Herr, mißbrauchen."

„St. Simons Lehre, mein Herr, scheint uns auf einem wahren Prinzip zu beruhen, wenn sie die Nothwendigkeit, für die Verbesserung der zahlreichsten und ärmsten Klasse zu arbeiten, ausspricht. Allein, dies Prinzip ehrend, finden wir in Ihren Reden nichts, als vage Deklamationen, verdächtige Mittel und unzureichende Unterweisungen. Ihre Ideen über Eigenthum und Vererbung, über Ausübung politischer Rechte scheinen uns so angethan, daß sie die gesellschaftliche Ordnung über den Haufen werfen müssen; Ihre Systeme über das freie Weib scheinen uns nur gemacht, um Störungen in den Familien zu bewirken, und das Wort Religion in Ihrem Munde scheint uns eine um so bitterere Verspottung zu seyn, da alles beweiset, daß Sie mit Ihrem vorgeblichen Glauben durchaus an nichts glauben."

„Mit wie viel Sorgfalt wir auch die Predigten Ihrer Sektirer gelesen haben, so haben wir sie doch leer befunden an Unterweisung für die Gegenwart und an Tröstungen für die Zukunft. Im Politischen sehen wir, daß sie kein festes System haben; in der Moral kommen sie den Jesuiten dadurch gleich, daß sie eine für sich haben; und was endlich den Glauben betrifft, so hören sie nicht auf, den Namen Gottes auszusprechen, ohne daran die kleinste der Eigenschaften zu knüpfen, welche wir dem höchsten Wesen als solchem zugestehen, das mit Einsicht Macht und Liebe

vereinigt; und dies beweiset, daß ihr Gott ein sinnloses Wort ist. Ihre Glaubenslehren endlich sind niederschlagend und farblos, weil sie, über dies Leben hinaus, nichts sehen, nichts hoffen. Mit ihnen bleibt der Unglückliche ohne Trost, der Unterdrückte ohne Hoffnung. Sie wollen dem Uebel zuvorkommen. Gut! aber das Uebel ist deßhalb nicht weniger da, und sie ketten den Unglücklichen, welcher leidet, an die Erde, und geben ihm nichts zum Ersatz für das, was das so leichtsinnig verschmähte Christenthum seiner unsterblichen Seele verhieß."

„Wir erörtern nicht Ihre Meinungen, mein Herr; dazu bedürfte es für uns einer anderen Zeit und eines anderen Raumes. Allein Sie wollen wissen, ob man sie billigt oder tadelt. Wissen Sie demnach, daß wir den letzten Entschluß gefaßt haben, daß wir sie also nach Seele und Gewissen tadeln, und zwar sehr tadeln."

„Mein Herr, wir haben bemerkt, daß die großen Revolutionen in der Religion durch Umstände und Charaktere hervorgebracht werden, welche der St. Simonische Glaube uns darzubieten weit entfernt bleibt. Was die Religionen lehren, ist das Gegentheil von dem, was er lehrt; die Menschen, welche von Religion begeistert sind, gleichen weder Ihnen, noch Ihren Freunden."

„Von den Geschichtforschern an, welche uns versichern, daß das Bedürfniß irgend eines Kultus bei allen Völkern Statt gefunden hat, bis herab zu dem scharfsinnigen Physiologen, welcher an unserm Schädel ein Organ entdeckt, kraft dessen das religiöse Gefühl an unser Wesen geknüpft ist und ein nothwendiges Gesetz desselben wird, gesteht heut zu Tage Jeder bereitwillig ein, daß der Mensch ein

religiöses Wesen durch seine Bestimmung ist. Bemerken Sie, daß die theils alten, theils neueren Gottesverehrungen, wie mannichfaltig sie auch vom Norden zum Süden, vom Osten zum Westen unter sich seyn und, als sichtbarer Ausdruck, als äußere Manifestation des religiösen Gefühls, von einander abweichen mögen, dennoch in dem, was ihr Wesen, die Natur der Religion ausmacht, übereinstimmen; ich bezeichne hierdurch das Opfer."

„Mag der Polytheismus den Kultus der Vesta erheben, mag der Islamismus den Wein, das Spiel, so wie alles, was brutale Leidenschaften anregt, proskribiren; mag der Christianismus die Sklaverei abschaffen und die Würde des Menschen durch Glaube, Hoffnung und Liebe heben: eine Idee findet man in allen diesen Dingen wieder, und dies ist die Idee des Opfers, der Verachtung materieller und begehrlicher Interessen, verwerflicher Instinkte, niedriger Leidenschaften. Mit einem Worte: die Moral der Gesinnungen, erhaben über die Moral der Interessen, bildet die Grundlage des religiösen Gefühls."

„Darauf halten, daß die Menschen besser bekleidet, besser genährt, besser beschuht sind, ist die Angelegenheit einer thätigen und reellen Philanthropie. Doch wollen, daß in der Befriedigung dieser Interessen Religion sei, heißt sich betrügen. Ihr werdet im Allgemeinen den Menschen reicher, den Arbeiter glücklicher und seinen Zustand behaglicher machen; ich kann dies zugeben, wenn euer Plan nicht eine Chimäre ist, was man euch nicht zugesteht. Wird er aber religiöser seyn? Ich zweifle. Diese Gewohnheit zu arbeiten, verbunden mit pekuniären Uebereinkommnissen und fortgehenden Ersparungen ist eine gute und vortreff-

liche Gewohnheit; allein was ruft sie ins Leben? Nur das System des Eigennutzes. Je stärker aber der Eigennutz wird, desto mehr weicht das Opfer zurück, desto vollständiger erlischt das religiöse Gefühl. Befreit die Erde vom Unglück und von der Ungleichheit der Glücksgüter, und ihr raubt der Erde die christliche Liebe und folglich die Religion. Das Volk wird in der neuen Republik sich vielleicht sehr wohl befinden: wie der Biber, wird es bessere Wohnungen haben; wie die Biene, wird es eine Betriebsamkeit, eine Regel und Gesetze besitzen. Allein seine Religion wird genau dasselbe seyn, was die Religion der Biene und des Bibers ist."

„Opfer! Aufopferung! Giebt es im Menschen noch etwas Edleres, Sittlicheres? Diesen Adel, diese Sittlichkeit vernichtet ihr, indem ihr alles auf die kleinlichen Prinzipe des Kalkuls und des Eigennutzes zurückführt. Ich halte euren gesellschaftlichen Zustand nicht für möglich; wäre er es aber noch so sehr, so sprecht von Selbstsucht (denn darauf beruht er allein), sprecht aber nicht von Religion (denn die einfachsten Elemente der Religion werden stets in Widerspruch stehen mit eurem sonst empfehlenswerthen System von Arbeiten und Gewinnen, wenn es ehrlich gemeint wäre)."

„Ihr Zirkular fordert uns auf, Nachweisungen von Ihnen zu fordern. Dies würden wir wirklich thun, wenn wir Sie für aufrichtig hielten. Doch, die Hand aufs Herz! wem, meine Herren, können Sie jetzt Vertrauen einflößen? Haben Sie nicht, als Redaktoren des Globe, seit etwa zwölf Jahren, vor ganz Europa das öffentliche Bekenntniß ihrer Unzuverlässigkeit und Treulosigkeit

selbst abgelegt? Als Jeder die Julius-Revolution aus den verhängnißvollen Ordonnanzen Karls des Zehnten erklärte, und seine Rechtfertigung in der angeführten Verletzung der Gesetze fand — haben Sie da nicht geschrieben und bekannt gemacht, daß die Ordonnanzen nichts weiter gewesen wären, als ein bloßer Vorwand, und daß Sie seit funfzehn Jahren konspirirten? Ihre Vertheidigung der Institutionen Frankreichs, Ihre Achtung für die Charta war also ein bloßes Spiel, unter welchem Sie ein, seitdem ganz laut eingestandenes Komplott anzettelten. Ihre Zuverläßigkeit im Politischen ist bekannt; denn, als Verschwörer, Ihrem eigenen Geständnisse nach, borgten Sie von der Gesetzlichkeit nur eine nothwendige Larve. Wer leistet uns die Gewähr, daß Sie nicht umgesattelt haben, und daß es nicht eine neue Larve ist, die Sie vorstecken? Wer, um die Leute zu täuschen, eine politische Sprache geheuchelt hat, kann der nicht, um zum zweiten Male zu betrügen, eine religiöse Sprache borgen? Wir sind unserer Sache nicht gewiß, wir werden uns also wohl in Acht nehmen, etwas zu behaupten; das aber wissen wir, daß Ihr früheres Betragen Sie leicht in den Verdacht bringen kann, daß Sie dessen fähig seien."

„Sie sehen demnach, mein Herr, daß es nicht an uns ist, Ihnen zu sagen, ob Sie mit der Zusendung Ihres Journals fortfahren sollen; Ihre Religion scheint uns verdächtig, und wir haben gesagt, weßhalb. Die, welche sie in Gang gebracht haben, scheinen uns nicht minder verdächtig; den Grund aber wagen wir nicht anzugeben. In dem Globe, den wir so eben erhalten haben, befindet sich folgende Stelle, und das darin ausgesprochene treu-

herzige Bekenntniß wird uns eine Auslegung ersparen, die Sie verletzen könnte."

(Auszug aus dem Globe vom 21. Dezbr.)

„„Man merke sich wohl, daß, wenn man des Glaubens ist, daß unser Wort ausschließlich gute Wirkungen hervorbringe, man uns nicht mit Rekriminationen zur Last fallen darf; die Leute müssen sich hübsch an uns anschließen; man muß uns Geld bringen.""

„Drückt man sich in seinen Spekulationen so deutlich aus, dann, mein Herr, werden alle Kommentare unnütz. Wir glauben, daß Ihre Religion, wie Sie das Ding nennen, ein gutes Geschäft seyn kann. Geld gewinnen ist eine erlaubte und unverwerfliche Sache. Aber uns fragen, ob wir an St. Simon glauben, ist, nach solchen Eingeständnissen, ein bloßer Spaß. Ihr an Fragen reiches Zirkular ist fast eine Mystifikation."

„Herr Karl Rodier (ein Mann von vielem Geiste) hat in einem Roman das Bild eines eifrigen Freundes der gesellschaftlichen Gleichheit, vor allem aber der Gleichheit des Eigenthums, entworfen. Dieser Held — sein Name ist Johann Sbogar — ist ein ziemlich philosophischer Räuberhauptmann, der das Prinzip angenommen hat: „Almosen sind nichts weiter, als eine friedlich zu Stande gebrachte Restitution." Werden Sie mir erlauben, es gerade heraus zu sagen? Auf diese Redensart ist Ihr System gebaut. Sie verwerfen den Urheber derselben, weil er ein Räuber war; und indem Sie einen ehrlichen Mann suchen, dem Sie ähnliche Meinungen zuschreiben können, bemächtigen Sie sich des armen St. Simon, und machen

aus ihm einen Propheten und einen göttlichen Gesetzgeber. Sagen Sie, was Sie wollen, mein Herr, Ihr wahrer Meister ist Johann Sbogar, und St. Simon ließ sich nicht einfallen, daß Sie ihm einmal göttliche Ehre erweisen würden, wenn er alle Morgen nach St. Ouen zum Frühstück bei Herrn Ternaux ging, und für diesen Deputirten herrliche Reden über das Budget und die Gränzzölle aufsetzte."

„Anlangend Ihre seltsame Phrase, welche das **Weib** und den **Proletarier** als von der Gesellschaft ausgebeutet (exploités) darstellt: so sind wir versichert, daß sie nur Mitleid erregen wird. Unsere Gattinnen, unsere Töchter, unsere Schwestern und unsere Mütter fühlen sich noch nicht entehrt durch die Familien-Bande und durch die häuslichen Tugenden. Suchen Sie, mein Herr, **freie Weibchen**, weil Sie deren bedürfen; doch suchen Sie dergleichen nicht in Holland; es giebt ja in Paris Abtheilungen, welche Ihnen die Mühe, so weit zu gehen, ersparen werden. Ich sage kein Wort von dem **Proletarier**. Die ärmsten Klassen gegen die reichen aufhetzen, das Volk zum Aeußersten bringen, dieser Anarchie Beifall klopfen, und den Antheil läugnen, den man daran hat, das ist weder gewissenhaft noch rechtlich, und doch ist es das, was Ihr in den Auftritten zu Lyon gethan habt."

„Herr Chevalier, schönen Dank für den Globe, wenn man, um ihn zu erhalten, St. Simonianer werden muß. Mögen die **Enfantin** sich setzen (se poser), die **Bazard** sich enthalten, jeder Redakteur des Globe sich als hohe Kapazität des menschlichen Geschlechts darstellen; dies alles vermag nicht, uns Staub in die Augen zu streuen. Wir

lieben nicht ein System, das die Außenseite der Religion, zum Zweck aber Geld hat; ein System, das die Weiber an sich ziehen will, um die Familien zu unterjochen und Erbschaften zu erschleichen; ein System, das die Eltern von den Kindern, die Unterthanen von dem Fürsten, die Bürger von dem Staate trennt; ein System, das, indem es die Armuth gegen den rechtmäßigen Reichthum hetzt, jeden, der etwas besitzt, zum Voraus der Begehrlichkeit, vielleicht dem Dolche dessen, der nichts besitzet, anweiset. Der St. Simonismus, so wie Sie ihn feststellen, erinnert uns an Madame Deshoulieres Verse auf das Spiel:

„On commence par être dupe
On finit par être fripon.“

Nehmen Sie also den Globe zurück; denn wir wollen weder das Eine, noch das Andere werden.“

X.

So lautet die Antwort; und setzt man Vertrauen in dieselbe, so ist die St. Simonische Schule oder Kirche nichts mehr und nichts weniger, als eine Höhle verschmitzter Betrüger, die keinen anderen Zweck haben, als sich auf Kosten Anderer zu bereichern, und es darauf ankommen zu lassen, wie lange sie dem Galgen, oder der Verbannung entgehen werden.

Ist diese Darstellung der Wahrheit gemäß?

Aufgefordert zur Beantwortung dieser Frage *), unterziehen wir uns diesem Geschäfte um so bereitwilliger, weil wir darin eine Art von Pflichterfüllung wahrnehmen: denn,

---

*) Die Aufforderung befindet sich in No. 6. der Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen.

so weit unsere Kenntniß der deutschen Literatur reicht, hat die Monatsschrift für Deutschland seit dem Jahre 1824 die erste Auskunft über den Grafen St. Simon und über die Doktrinen gegeben, welche von diesem ausgezeichneten Manne und seinen Schülern ausgegangen sind.

Wir bemerken zuvörderst, daß ein politisches Blatt, wie das Journal de la Haye, keinesweges die Bestimmung hat, die europäische Welt über ihre wichtigsten Angelegenheiten zu belehren, und daß selbst dann, wenn es eine solche Bestimmung hätte, ein mit X. unterzeichneter Artikel sehr wenig Vertrauen verdienen würde. Skandal ist ein so wesentliches Element der sogenannten publizistischen Literatur geworden, daß man vor dem, was von ihr ausgeht, nicht genug auf seiner Huth seyn kann. Bedenkt man nun, bis zu welchem Grade die Holländer seit der Julius-Revolution veranlaßt sind, erbittert zu seyn auf alles, was französisch ist: so begreift man leicht, wie eine solche Antwort, wie die des Herrn X. ist, in die Welt kommen konnte. In der That, ohne vorangegangene Erbitterung ist diese Antwort gar nicht zu erklären; denn vereinfacht man sich den Hergang der Sache bis zu der Frage: was muß auf eine angenommene Höflichkeit erfolgen? so begreift man wahrlich nicht, wie die Grobheit, welche den Charakter der Antwort des Herrn X. ausmacht, gerechtfertigt werden kann. Herr Michel Chevalier, als Direktor des Globe, fragt bei den Redaktoren des Journal de la Haye an, ob er mit der Zusendung seines Blatts fortfahren soll, und giebt dabei allerdings zu verstehen, daß die Zusendung nicht länger unentgeltlich bleiben könne. Was nun erwiedert man ihm hierauf? Man gesteht, daß man

das zugesendete Blatt seit zwei Monaten angenommen; aber anstatt sich für eine erwiesene Aufmerksamkeit zu bedanken, ersucht man den Zusender, künftig sein Blatt für sich zu behalten, weil man mit Betrügern nichts zu schaffen haben wolle. Wie ist die Rustizität weiter getrieben worden, wie Jeder zugeben wird, der mit den Regeln der Schicklichkeit und des Anstandes nur einigermaßen vertraut ist. Doch genug davon!

Annehmen, „daß durch die Antwort des Herrn X. der St. Simonischen Lehre ein heftiger Stoß beigebracht sei," wie Derjenige, der uns zur Beleuchtung dieser Antwort aufgefordert hat, befürchtet, oder vielmehr zu befürchten sich das Ansehn giebt, heißt nichts weiter, als zu erkennen geben, daß man mit dem Inhalte der Geschichte wenig vertraut ist. Nichts hat mit größeren Hindernissen zu kämpfen, als eine neue Lehre, wie entsprechend sie auch seyn möge; und dies rührt wesentlich daher, daß jeder seine innere Welt durch sich allein anbauen will. Nichts desto weniger hat jede neue Lehre, wenn sie wirklich den Bedürfnissen des Zeitalters entsprach, in welchem sie ihre Entstehung erhielt, über alle Hindernisse triumphirt. Von dem Werth des St. Simonianismus wird weiter unten die Rede seyn. Ihn vorläufig aus der Acht lassend, fragen wir bloß, weßhalb es den neuen Aposteln besser ergehen soll, als es den alten ergangen ist?

Das Christenthum hatte sich seit mehr als einem Jahrhundert ausgebreitet, als die Vorsteher der christlichen Kirche sich noch, gleich den St. Simonianern unserer Zeit, gegen den Vorwurf des Atheismus vertheidigen mußten; sie hatten es mit **Polytheisten** zu thun, die, weil sie ihre Lehre von

einem einigen Gotte nicht faßten, eben deßhalb geneigt waren, den Christen ihrer Zeit alle Moralität abzusprechen. Justinus Martyr trägt in seiner „Apologie“ kein Bedenken, „Diejenigen als Christen zu bezeichnen, welche der Vernunft gemäß leben, wenn sie auch Atheisten genannt werden, wie unter den Griechen Sokrates, Heraklit und Andere.“ Eine ähnliche Sprache führt der Philosoph Athenagoras in seinem Sendschreiben an den Imperator Markus Aurelius, wenn er sagt: „Wir sind keine Atheisten, indem wir als Gott das Wesen anerkennen, aus dessen Verstande die Welt hervorgegangen ist, und durch dessen Geist sie zusammengehalten wird.“ Cornelius Tacitus gilt noch immer für einen Schriftsteller von großem Verstande und seltener Beurtheilung. Um sein Urtheil über die neue Lehre seiner Zeit — er lebte bekanntlich unter dem Imperator Trajan, wo das Christenthum bereits über den Bosphorus vorgedrungen war — kennen zu lernen, lese man das 44. Kapitel des funfzehnten Buchs seiner Annalen. Hier ist nur die Rede von einer exitiabilis superstitio, welche zum zweitenmale (gleich einer Pest) in Rom ausgebrochen; und der große Schriftsteller fügt zur Bezeichnung der Hauptstadt hinzu: quo cuncta undique atrocia et pudenda confluunt celebranturque. Wahrlich die Herren Redaktoren des Journal de la Haye können sich, wegen ihres Urtheils über den St. Simonianismus, mit einer großen Autorität, wo nicht brüsten, doch entschuldigen, wenn sie dermaleinst dasselbe Schicksal damit haben sollten, das über den Cornelius Tacitus gekommen ist. Hätte diesem ausgezeichneten Schriftsteller irgend ein Zeitgenosse gesagt: „die Wahrheit sei nicht auf seiner Seite, und was ihm als exitiabilis

superstitio erscheine, habe eine so große Bestimmung, daß das ganze Römerthum darin aufgehen, und daß an der Stelle des von ihm verehrten Trajan ein christlicher Episkopus den Antrieb zu weit größeren Unternehmungen geben und überhaupt eine weit unbedingtere Herrschaft ausüben werde, als jemals einem römischen Imperator zu Theil geworden" — hätte, sage ich, irgend Jemand dies dem vorzüglichsten Denker seiner Zeit gesagt: so würde er diesem freilich als der erste Phantast erschienen seyn; doch die Sache hätte sich deßhalb nicht weniger seiner Vorhersagung gemäß gemacht. Und hieraus läßt sich, glaube ich, mit der größten Sicherheit abnehmen, was es mit den vorschnellen Urtheilen auf sich hat, welche über Dinge gefällt werden, die dem Entwickelungsgange des menschlichen Geschlechts angehören. Dingen dieser Art ist nichts so vortheilhaft, wie die Verkennung, der sie eine Zeit lang unterliegen, und der positive Widerstand, auf welchen sie stoßen; denn nur dadurch werden sie groß und mächtig, daß es weder an dem Einen noch an dem Andern fehlt.

Ist die Rede von der Nothwendigkeit einer neuen Lehre, so löset sich jede, diesen Gegenstand betreffende Frage dahin auf, daß entschieden werde, ob die alte Lehre noch in den Gemüthern lebt, und alle die Wirkungen hervorbringt, für welche sie vorhanden ist. Was hierbei am merkwürdigsten, dürfte darauf hinauslaufen, daß eine solche Entscheidung gar nicht gefordert, eine solche Frage gar nicht aufgeworfen wird, so lange die gesellschaftliche Sympathie durch die Lehre bewahrt ist. Wie nun stehen in dieser Beziehung die Dinge in der europäischen Welt, d. h. in demjenigen Theile der Erde, der an die Spitze aller Zivilisation gestellt ist?

Ich

Ich lese in der Petersburger Zeitung vom 8. Dezember einen Artikel folgenden Inhalts: „Ein Zeitalter sinkt, wenn die religiösen Ideen und Gefühle zu Grunde gehen und durch nichts ersetzt werden; ein Zeitalter sinkt, wenn sich die Menschen drängen und stören, weil ihrer zu viel werden, und doch nicht Kraft, Eintracht und Verstand genug vorhanden ist, oder angewendet wird, um die von der Natur selbst dargebotenen Auswege und Hülfsmittel gehörig zu ergreifen."

Ich bin nicht berechtigt, mich einen St. Simonianer zu nennen; allein ich zweifele, daß irgend ein Mitglied dieser Sekte die Wahrheit des in der Petersburger Zeitung ausgesprochenen Satzes leugnen und, in Betracht seiner Bestimmung die Welt mit einer neuen Lehre zu beschenken, nicht mit einer gewissen Freudigkeit über die Größe des ihm eröffneten Spielraums erstaunen werde.

In der allgemeinen Preußischen Staatszeitung vom 10. Januar d. J. ist, unter der Ueberschrift: Bologna, 29. Dezember, die Proklamation des Befehlshabers der Bürgergarden enthalten. Was wird darin ausgesagt? Nicht mehr und nicht weniger, wenn man auf den Grund der Sache dringt, als was in fast allen Theilen Europa's als wahr empfunden wird. Es wird nämlich darin gesagt: „es gebe im Kirchenstaate nur zwei Klassen: Klerus und Volk. Der Herrscher werde, ohne Zustimmung des Volks, von den Kardinälen gewählt, die hinwiederum durch die Willkür des Herrschers zu ihrer Macht gelangt seien, und in deren Händen sich alle oberen Staatsämter mit unumschränkter Gewalt befänden. Wegen ihrer Unkenntniß der Geschäfte, denen sie vorstehen sollten, seien sie ganz in

die Hände der geringen Beamten gegeben, die, ihres schlechten Einkommens wegen und ihrer fast allgemeinen Verderbtheit halber, keinen Anstand nähmen, die Gerechtigkeit selbst zu verrathen und zu verkaufen, weßhalb dann der Ruin aller Zweige der Verwaltung entweder von dem Haupte oder den Gliedern ausgehe. Daher die lange Reihe von Intriguen und Korruption in gewagten Verpachtungen, überschwänglichen Steuer-Tarifen, unüberlegten und schädlichen Privilegien und Patenten, beschwerenden Auflagen, verderblichen Theilungen der Verwaltung, u. s. w.; wobei Handel, Betriebsamkeit, individuelle Thätigkeit und öffentliche Sicherheit zu Grunde gehen müßte. Adelige, Gutsbesitzer, Künstler, Kaufleute, Gelehrte, sobald die letzteren nicht zum Klerus gehörten, bildeten mit Knechten und Bettlern eine einzige und letzte Klasse im Staate. Es gebe keinen Bürger, der nicht das Bedürfniß fühle, seine persönliche Freiheit und seinen Besitz sichergestellt zu wissen. Alle klagten deßwegen, beides wo veralteten, durch eine Unzahl von Reskripten, Bullen und Konstitutionen unaufhörlich modifizirten und veränderten Gesetzen abhängig zu sehen. Sie beklagten überdies die zum allgemeinen Nachtheil gereichende Verhinderung des Handels und die Verschleppung der Prozesse, wobei die Widersprüche der verschiedenen Urtheile gar kein Ende nähmen. Freiheit, Ehre und Leben der Bürger seien in die Gewalt der Richter gegeben; man sei nicht gesichert vor den Nachstellungen eines Feindes, und vor der Verleumdung eines Boshaften, indem beide leichten Zugang zu den Gerichtshöfen fänden. Traurige Folge dieses legislativen Systems sei das Verschwinden des geraden Sinnes und der Sieg der Umschweife, der Ausflüchte, des Egois-

mus, der Feigheit, des Mißtrauens und der Heuchelei. Deßwegen sei die Bevölkerung mißvergnügt und der päbstlichen Herrschaft müde; dies sei der einzige Grund, weßhalb sie auch jetzt, bei aller Liebe und Verehrung für ihren erhabenen Herrscher, bewegt, unruhig, ungeduldig und auf Reformen gespannt sei. Durch das Edikt vom 5. Juli sei nichts gewonnen; die Macht des Klerus werde dadurch nicht im Mindesten beschränkt und dem Volke seien nur einige Scheinfreiheiten zugestanden worden; überdies sei zu bedauern, daß man sich immer eine Pforte für doppelte Auslegungen offen zu erhalten suche u. s. w."

So lautet die Proklamation. Erwägt man nun, daß Bewohner des Kirchenstaats es sind, welche diese Sprache reden, so erschrickt man unwillkürlich über die Versunkenheit der Lehre, aus welcher Gehorsam, Ordnung und gesellschaftliche Sympathie hervorgehen soll. Wie wenig kann ein Kirchenthum werth seyn, das zu solchen Klagen berechtigt! Und wie unmöglich ist die Fortdauer des Kirchenstaats, wenn, wie man anzunehmen berechtigt ist, dessen Bürger in so großer Allgemeinheit, wie die Proklamation verheißt, hinter das Geheimniß seiner sittlichen Verderbtheit gelangt sind!

Petersburg und Rom bilden Pole, die einander gegenüberstehen. Vieles liegt in deren Mitte. Wie sieht es in dieser aus? In welchem Ansehn steht die englische Hochkirche, von welcher zahllose Sekten sich seit anderthalb Jahrhunderten gesondert haben, und welche man in diesem Augenblick von Seiten ihres Einkommens anzugreifen in Begriff stehet? Was gelten in Frankreich die Erzbischöfe und Bischöfe mit ihrem Anhange — sie, deren Gehalte man

schmälert und die man in einen Bann thut, der sie alles gesellschaftlichen Einflusses beraubt? Ist in der Wirksamkeit des spanischen Klerus wohl irgend eine Wohlthat anzutreffen, nachdem es mit ihm dahin gekommen ist, daß er sich nur durch Hinrichtungen in allen Gestalten aufrecht erhalten kann? Deutschland bietet in dieser Beziehung eigenthümliche Erscheinungen dar; nur daß wir uns kein Geheimniß daraus machen dürfen, daß auch in diesem großen Lande die Geistlichkeit, protestantische wie katholische, aufgehört hat, in demjenigen Ansehn zu stehen, ohne welches ihre wahre Bestimmung nicht zu erfüllen ist.

Bei dieser Versunkenheit der öffentlichen Lehre einen, zur Reintegration derselben gemachten Versuch zugleich verspotten und verleumden, beweiset eine Stumpfheit, die kaum noch größer gedacht werden kann; bei dieser Versunkenheit der öffentlichen Lehre geltend machen, daß das Wesen der Religion das Opfer, und nichts als das Opfer sei, heißt eine Kurzsichtigkeit und zugleich eine Selbstsucht zur Schau tragen, die man nur bemitleiden kann, weil darin alles in den Gedanken ausläuft, die Religion tauge nur zum Kappzaum für die große Menge, und wer nicht zu dieser gehöre, habe das Recht, sich davon frei zu erhalten. Was in Jahrhunderten anwendbar war, die sich hinsichtlich des Kulturgrades und der ganzen gesellschaftlichen Entwickelung von den gegenwärtigen sehr wesentlich unterschieden, hat seine Anwendung für immer verloren. Hinaus über Sklaverei, Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit, gilt kein anderer Grundsatz, als „daß man in der Achtung vor dem Rechte Anderer sein eigenes Recht bewahre, oder daß man die Privat-Wohlfahrt auf die allgemeine Wohlfahrt gründen

müsse." Von erzwungenen Opfern ist in diesem gesellschaftlichen Zustande nicht länger die Rede. Alle Superstition hat ihr Ende gefunden, und die Religion findet sich wieder in der vollständigsten Anschauung des Sittengesetzes.

Dies in höchster Reinheit und Vollkommenheit erschaut zu haben, ist Saint Simons Hauptverdienst. Er hat dabei zugleich erkannt, daß die Theilung der gesellschaftlichen Gewalt in eine geistliche und eine weltliche einen Fortschritt in sich schließt, der nie wieder aufgegeben werden darf, wie sich auch das Verhältniß beider in der Zeit bilden möge. Er ist hierbei aber nicht stehen geblieben; denn er hat drittens erkannt, daß, da die menschliche Gesellschaft wesentlich durch die materielle Arbeit besteht, die von ihr verrichtet wird, in Gesetzen und Institutionen alles darauf abzwecken muß, der arbeitenden Klasse alle die Erleichterungen zu geben, deren sie bedarf, um ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts zu essen. Er hat endlich zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß es auch für diese Klasse Fortschritte giebt, und wie viel darauf ankommt, daß man diese Fortschritte nicht unbeachtet lasse, wenn man nicht von einer Umwälzung in die andere gerathen will. Dies in's Licht zu stellen, ist der Zweck seiner letzten Werke, d. h. seines Systeme industriel und seines catéchisme des industriels. In beiden Werken findet man keine Spur weder von Theologie noch von Metaphysik; sie sind dadurch aber nur um so belehrender.

Wir haben nicht das Recht, hier zu wiederholen, was in früheren Heften (Band 21 und 22.) dieser Monatsschrift über die Studien mitgetheilt ist, welche St. Simon gemacht hat, ehe und bevor er Meister derjenigen Schule

wurde, welche sich gegenwärtig als Kirche beträgt; mit Einem Worte, ehe und bevor er Sektenstifter wurde. Vergegenwärtigt man sich aber die Fortschritte, welche die physischen Wissenschaften während der letzten sechs Dezennien gemacht haben: so erkennt man leicht den Standpunkt, auf welchem er sich als Sektenstifter befindet. Als solcher ist er für die katholische Welt des neunzehnten Jahrhunderts dasselbe, was der Graf von Zinzendorf für die protestantische Welt des achtzehnten Jahrhunderts war; der Unterschied zwischen beiden wird nur durch die Bemühungen gebildet, welche seit den letzten sechszig Jahren in England, Frankreich und Deutschland angewendet worden sind, um zu einer positiven Philosophie zu gelangen, welche der Konjektur auf das Bestimmteste entsagt. Wer sich nun der Spöttereien erinnert, deren Gegenstand die Brüdergemeinen in den protestantischen Staaten gewesen sind und zum Theil noch sind, der wird es nicht auffallend finden, daß die St. Simonianer in katholischen Staaten von allen Denen verlacht und verhöhnt werden, die nicht ihres Glaubens sind. Dies ist das unabtreibliche Schicksal aller neuen Sekten, wie viel Achtung sie auch, sowohl wegen ihrer Doktrinen als wegen ihrer Handlungen und ihres ganzen Lebenswandels, verdienen mögen. Wollte man sich dadurch abschrecken lassen, so würde man jeder Eigenthümlichkeit zu entsagen genöthigt seyn.

So viel über den Grafen von St. Simon, dessen Werke auch dann noch werden gelesen werden, wenn die Sekte, die gegenwärtig seinen Namen führt, längst verschwunden seyn wird.

Was seine Schüler betrifft, so können wir von ihnen

nur das aussagen, was wir an ihnen in jener Periode beobachtet haben, wo sie noch nicht eine Kirche bildeten. Wir erhielten, während derselben, alle ihre Bekanntmachungen sehr regelmäßig, und bekennen hiermit ganz offen, daß uns der Produkteur großes Vergnügen gemacht hat. Nicht genug, daß wir darin nichts Verfängliches fanden, hielten wir es sogar für unsere Pflicht, die besten Aufsätze jener Zeitschrift den Lesern der Monatsschrift für Deutschland mitzutheilen und den uns unbekannten Schülern des großen Meisters dadurch unsere Dankbarkeit und Hochachtung zu beweisen. So weit unsere Kenntniß reicht, hat (um das Wenigste davon zu sagen) Niemand irgend einen Anstoß an diesen Arbeiten genommen.

Die St. Simonianer haben, nachdem der Produkteur sein Ende gefunden hatte, die Presse durch das lebendige Wort ersetzt; zuerst in Vereinen, wodurch die St. Simonische Philosophie gewissenhaft erforscht und erörtert wurde. Da ihre Zahl wuchs und mit dieser die Hülfsquellen der Schule zunahmen: so konnte diese zu einer zweiten Herausgabe schreiten, welche wohl geeignet war, die sich im Schoße der Schule je mehr und mehr entwickelnden und vervollständigenden Ideen in Umlauf zu bringen. Der Organisateur wurde im Jahre 1829 begonnen; und dieses Blatt verfehlte nicht, die Aufmerksamkeit derjenigen zu fesseln, welche die Erfahrung entzaubert hatte über einen Zustand, worin der Kampf und das Mißtrauen unter den politischen Gewalten und in den Verhältnissen der Individuen systematisirt sind. Nachdem nun die St. Simonische Schule zuerst den wissenschaftlichen, sodann den industriellen Gesichtspunkt entwickelt hatte, fühlte sie, daß diesem Systeme

das Band fehlte, das die beiden, bisher besonders behandelten Ordnungen von Arbeiten zu vereinigen bestimmt sei. Sie griff also zu den letzten Gedanken ihres Meisters: zu dem Neuen Christenthume. Von nun an verwandelte sich die Schule in eine Kirche.

Ueber den Kultus der St. Simonianer sind wir nur in sofern belehrt, als man uns gesagt hat, daß sie, mit Predigt und Beweisführung abwechselnd an das Gefühl und die Vernunft sich wendend, ihre Anschauungen verkündigen, oder ihre Ideen aus einander setzen. Einen Abriß ihrer Lehre haben wir im 35sten Bande dieser Monatsschrift gegeben. Was in dieser Lehre von der üblichen abweicht, rechtfertigen sie durch die Fortschritte, welche die positiven Wissenschaften im Laufe eines Jahrhunderts gemacht haben. Wie könnte ihre Akkomodation anders als leicht und flüchtig seyn, da sie darin nur das Mittel sehen, irgendwo anzuknüpfen? Sie folgen hierin dem Beispiele, welches die Monotheisten ihnen vor achtzehn Jahrhunderten gegeben haben, und was daraus für ihren Sprachgebrauch folgt, kann nur diejenigen befremden oder erbittern, welche nicht wissen, daß man irgendwo anknüpfen muß, oder nicht gestatten wollen, daß man dies auf eine beeinträchtigende Weise thue, selbst wenn die Wahrheit dabei nur gewinnen kann. Ihre Theorie vom Eigenthum ist um so unschuldiger, weil sie nichts von dem erzwingen wollen, was der Zukunft angehört, und die Beschuldigung, daß sie auf eine Gemeinschaft der Güter drängen, haben sie so offen und so vollständig in einem an den Präsidenten der Wahlkammer gerichteten Schreiben widerlegt, daß es nicht der Mühe werth ist, darauf zurückzukommen.

Worin besteht nun das Anstößige ihrer Lehre?

Wie wir glauben, wesentlich darin: daß sie sich der Proletarier beider Geschlechter annehmen; daß sie in diesen Proletariern nichts weiter sehen, als Menschen, welche, vermöge einer sehr unvollkommenen Organisation der Gesellschaft, ausgeschlossen sind von den Vortheilen der Assoziation; daß sie den Satz: der Mensch muß arbeiten, zum Moral-Prinzip erheben und folglich auf dem doppelten Grundsatz ihres Meisters halten: „der Gesetzgeber muß die freie Verfügung des Eigenthums sichern, und der Sittenlehrer muß die öffentliche Meinung dahin führen, daß sie den müßigen Eigenthümer durch Entziehung jeder Achtung bestraft.“ Sich wegen dieser Eigenthümlichkeit zu rechtfertigen, wird ihre Sache bleiben. Läuft jedoch ihr ganzer Neologismus nicht in den Satz aus: der Arbeiter ist seines Lohnes werth? und ist dieser Satz nicht lange vor ihnen da gewesen? Der Umfang, den sie ihm gegeben haben, gereicht ihnen, wie wir glauben, um so mehr zur Ehre, da nichts so sehr verkannt wird, als die Wahrheit, „daß die Gesellschaft nur durch die Arbeit fortdauert,“ und da nichts so sehr am Tage liegt, als daß die allgemeine Gährung, worin die europäische Welt sich in diesen Zeiten befindet, von einer solchen Theilung der Arbeit herrührt, welche große Anstrengungen unbelohnt läßt und die zahlreichste Klasse dem Mangel preisgiebt. Wir gestehen, nicht zu begreifen, wie die von den St. Simonianern in dieser Beziehung gemachten Vorschläge, bei den herrschenden Vorurtheilen, in's Leben treten werden; wir bekennen sogar, daß in diesen Vorschlägen uns Manches als unvor-

bereitet und unreif erscheint: nichts desto weniger aber sind wir mit ihnen des Glaubens, daß, so lange das Mittel, die Proletarier aus der Gesellschaft zu verbannen, nicht gefunden ist, an eine anhaltende Ruhe und Sicherheit nicht gedacht werden darf. Eine Sekte nun, die keinen anderen Zweck verfolgt, als die gesellschaftliche Sympathie so vollständig als immer möglich zu machen, können wir nur achtungswerth finden, und da ihr keine andere Mittel zu Gebote stehen, als die der Ueberredung und Ueberzeugung, so wird ihr Verdienst nur um so größer. Einer solchen Sekte (wie es im Journal de la Haye geschehen ist) den Vorwurf machen, „daß sie die Kinder von den Eltern, die Unterthanen von dem Fürsten, die Bürger von dem Staate trenne", heißt, alles verkehrt sehen, heißt, den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft in allen Theilen verkennen, heißt, die Wirkung ohne die Ursache wollen, heißt (um alles mit einem Worte zu sagen), ungerecht aus Muthwillen seyn.

Jetzt zum Schluß nur noch ein Paar Worte für Denjenigen, der uns aufgefordert hat, unsere Meinung sowohl über den St. Simonianismus, als über den Angriff auszusprechen, der im Journal de la Haye auf denselben gemacht ist.

„Mein Herr! ich habe Ihren Wunsch nach meinen besten Kräften erfüllt; ob zu Ihrer Genugthuung, oder nicht, muß ich von Ihnen erwarten. Sollten Sie (was ich mir, die volle Wahrheit zu gestehen, nicht träumen lasse) um das Schicksal der St. Simonischen Lehre aufrichtig besorgt seyn: so bitte ich Sie, sich zu beruhigen. Auch von dieser Lehre gilt, was von der christlichen bei ihrem Entstehen gesagt wurde: „Ist das Werk von Gott, so wird es zwar

nicht unangefochten bleiben, aber es wird sich behaupten." Was den Angriff betrifft, den das Journal de la Haye gegen den St. Simonianismus gerichtet hat: so sehe ich darin — nicht einen versetzten Stoß, der gefährlich werden könnte, sondern einen unbedeutenden Mückenstich. Sekten sind bekanntlich sehr unempfindlich; die St. Simonianer aber haben, als ganz gute Kenner des Inhalts der Geschichte, noch den Vortheil, genau zu wissen, woran sich ihre Fortschritte knüpfen. Sie wissen nämlich, daß die Gesellschaft nicht ohne geltende Lehre bestehen kann, und daß auf ein verbrauchtes Dogma ein nicht verbrauchtes folgen muß. Für sie kommt also alles darauf an, wie früh oder wie spät sich, nach feststehenden Entwickelungsgesetzen, das Schicksal des Kirchenstaats vollendet. Eine, seit mehr als drei Jahrhunderten bekämpfte Lehre kann ihre letzte Stütze (die Hierarchie) nicht einbüßen, ohne einer andern Platz zu machen. Dies nun ist's, worauf die St. Simonianer mit einer Zuversicht rechnen, welche schwerlich noch größer gedacht werden kann. Ob ihre Erwartungen werden erfüllt werden?... Ich rechne nicht darauf, dies zu erleben; was ich aber nach allen Säkularisationen, die ich erlebt habe, vorherzusagen mir getraue, ist: „daß nach dem Hintritt des Katholizismus die Lehre gelten werde, welche den gesellschaftlichen Bedürfnissen in der Zeit am vollkommensten entsprechen, d. h. von dem Geiste der positiven Wissenschaften am besten unterstützt seyn wird."

„Genehmigen Sie, mein Herr, die Gesinnungen, womit ich die Ehre habe zu seyn ꝛc."

B.

Was ist das Fürstenthum Neufchatel

und

was vermochte einige Kommunen und Unzufriedenen dieses Landes, sich gegen ihre rechtmäßige Regierung aufzulehnen?

> Fallitur egregio quisquis sub principe credit
> Servitium; nunquam libertas gratior extat,
> Quam sub rege pio.
>
> Claudian.

Es ist bekannt, daß das Fürstenthum Neufchatel und **Vallengin** (gegenwärtig etwa 14 Quadratmeilen Flächeninhalt und einige funfzig tausend Einwohner zählend) beim Erlöschen des Hauses Longueville von Friedrich dem Ersten von Preußen, als Erben des Hauses Oranien, in Anspruch genommen, durch die auf jenen Titel begründete Entscheidung der trois états vom 3. November 1694 demselben zugesprochen und daß die hierauf erfolgte Besitznahme durch den Utrechter Frieden bestätigt ward *).

Die dem Fürstenthum damals garantirten Gerechtsame (franchises) Immunitäten, Allianztraktate, Combourgeoisies ꝛc. wurden demselben ungestört erhalten, und weit entfernt, die Rechte und Verfassung des glücklichen Ländchens zu schmälern oder anzutasten, haben die fünf preußischen Fürsten, die es nach einander regierten, ihm mächtigen Schutz

*) Siehe hierüber Dumont. Corps dipl. Tom. VIII. p. 356.

und vielfache Wohlthaten immerdar angedeihen lassen *). — Auch hat das Volk das Glückliche seiner Lage wohl erkannt. Einige zu Anfang der französischen Revolution von den Gebirgsbewohnern, in mißverstandenem Freiheitsschwindel begangene, von den Besseren gemißbilligte Excesse abgerechnet, ist auch die Ruhe dort nie gestört worden; sie herrschte selbst dann noch dort, als die verbrüderten Kantone der Schweiz von den gewaltigen Stürmen der Zeit zermalmt aus einander gerissen wurden, und manchen Schiffbrüchigen nahm der ungefährdete Freihafen in seinen sichern Schutz.

Doch erlag auch Neufchatel dem Wechsel, der alles ergriff: es wurde im Jahre 1806 an Frankreich abgetreten, und erst im Jahre 1814 durch den Pariser Frieden, vergrößert durch einige Länderabschnitte des ehemaligen Bisthums Basel, seinem rechtmäßigen Fürsten wiedergegeben. Noch in demselben Jahre huldigte es wieder seinem Könige, der es, unbeschadet seiner Rechte, für ein suveraines Fürstenthum erklärte, und ihm zugleich verstattete, als 22ster helvetischer Kanton in die Eidgenossenschaft einzutreten. Eine, von London aus dem Lande gegebene Charte constitutionelle bestätigte es in allen seinen alten Gerechtsamen und Freiheiten.

---

*) Dies erkannte auch unter andern der Verfasser einer im Jahre 1793, unter dem Titel: **Sommes nous bien, tenons nous y** etc., erschienenen Schrift, auf Seite 88 derselben, folgendermaßen an: „Les Fréderics nous ont prouvé par quatre regnes consecutifs qu'ils voulaient nous maintenir auprès de nos franchises et libertés. C'est leur libéralité qui nous a affranchis du droit d'Abzug et de traite forraine envers plusieurs états, ensorte que nous ne voulons pas augmenter les occupations de notre souverain par de démarches précipitées.“

Waren diese nun gleich im Verlauf vieler Jahrhunderte aus den Fehden des Mittelalters in wunderlichen Formen hervorgegangen, und als Grundgesetze dem fortgeschrittenen Zeitgeiste vielleicht nicht überall mehr entsprechend, so enthielten sie dennoch die Grundzüge einer Verfassung, deren Vorzüge die Mängel bei weitem überwogen, und dem Lande eine ungetrübte bürgerliche und politische Freiheit sicherten. Auch war es von jeher der vom Volke ausgesprochene, vom Herrscher geehrte Wunsch, dieses Palladium unverletzt zu erhalten.

Werfen wir einen Blick auf den innern Zustand des Landes! Seine Beziehungen zum Hauptstaate wirkten überall segenbringend. Gewerbthätigkeit und Geisteskultur wurde selbst von diesem aus genährt und gepflegt. Jene verbreitete sich in alle Klassen, in alle Familien, bis auf das zarteste Glied derselben: der freie Absatz der Kunst- und Naturprodukte nach den preußischen Ländern, die gesicherte und weit verbreitete Ausfuhr jener Erzeugnisse, als preußischer Fabrikate, über ganz Europa und nach andern Welttheilen weckte die Spekulation und nährte den Wohlstand. Die Geisteskultur, um deren Beförderung sich der Patriotismus edeldenkender Bürger unendlich verdient machte, wird nicht minder von Seiten der Regierung begünstigt und gepflegt, und ausgezeichnete Seelsorger bieten dabei so thätig und uneigennützig die Hand, daß intellektuelle und sittliche Bildung sich bis auf die untersten Volksklassen erstreckt *).

*) Sehen wir doch jährlich eine so bedeutende Anzahl schlichter Bürger- und Bauertöchter von dort als Erzieherinnen nach allen Thei-

Auch für wohlthätige Anstalten sorgten patriotische Bürger durch außerordentliche Vermächtnisse, und die menschenfreundlichen Familien der Pury und Pourtales ꝛc., welche so reichlich spendeten, daß selbst Ausländer ihrer Wohlthaten theilhaftig werden können, dürfen hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

So genoß denn das Land eines dauernden Glücks, frei bei der Verfassung seiner Wahl, sicher unter dem milden Szepter eines mächtigen und gerechten Fürsten, dessen wohlthätigen Einfluß die meisten verbündeten, eidgenossischen Kantone anerkannten, ungeachtet einige unter ihnen selbst die Stabilität ihres Glücks bisher nicht finden konnten. So war Neufchatel; und sein, hier nur in wenigen Grundzügen gegebenes politisches und bürgerliches Leben, schien Bürge für den Fortbestand seines Glückes in Gegenwart und Zukunft.

Sei es nun aber, daß gesteigerte Kultur und Industrie auch den Maaßstab der Bedürfnisse und Ausgaben, den Ehrgeiz und seine Wünsche vergrößerte, oder daß auch hier, wie in vielen andern großen und kleinen Staaten, ein Drang nach Entwickelung und Verbesserung der Gesetze und der Verfassung sich fühlbar machte; sei es, daß auch hier das seit der Juli-Revolution den ganzen Erdrund umschleichende böse Prinzip sein Haupt erhob, oder daß die Eifersucht der Landbewohner gegen die Hauptstadt die Eingebornen aufregte: genug es gelangten im Laufe des vergangenen

len Europa's auswandern, daß man sagen möchte, jene gesteigerte Geisteskultur habe den ärmeren weiblichen Klassen einen neuen Gewerbszweig eröffnet, der ihnen eine sorgenlose Existenz für die Zukunft fast immer sichert.

Sommers auf gesetzmäßigem Wege mehrere Wünsche um Abänderung in der Art der Zusammensetzung des seit 1814 wieder hergestellten gesetzgebenden Körpers der sogenannten Audiences générales zum Thron des Beherrschers. Se. Majestät ließen hierauf, wie bekannt, durch einen eigends dorthin gesandten Kommissarius wesentliche Verbesserungen in Hinsicht jener Zusammensetzung, der Befugnisse der Vertretung, der Ausdehnung des Wahlgesetzes u. s. w. in's Leben rufen.

Denn nach den Grundverträgen steht es dem Fürsten oder den Ständen frei, Gesetze zur Beförderung des allgemeinen Wohls vorzuschlagen; diese müssen aber zuvörderst dem, die Regierung repräsentirenden, Staatsrathe, den vier Ministrirenden der Stadt und Kommune Neufchatels und dem Bürgermeister von Vallengin mitgetheilt, und von diesem dem suverainen Tribunal zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden. Dann erst erhalten die Gesetze die Sanktion des Landesherrn, der sie unter den üblichen Formen promulgirt und sie nunmehr der Obhut der Regierung als eigentlichen vollziehenden Gewalt anvertraut. So wird also das nur erst Gesetz, was aus den verschiedenen Gesichtspunkten des Ganzen, wie der Theile des Staats, nach allgemeinen Grundsätzen und speziellen Lokalitäten besprochen, beurtheilt und vielseitig beleuchtet worden ist. So erleiden Nebenformen Modifikationen, ohne daß die Verfassung geändert wird; so wird die Verfassung in einzelnen Theilen vervollkommnet, ohne ihren Charakter zu verlieren; so mußten die aus dem Nationalwillen hervorgegangenen Institutionen überall den Sieg davon tragen, wo Irrthum und Leidenschaft einseitige Gesetze diktiren wollten.

Die

Die auf diesem Wege vom Herrscher ertheilte Wohlthat, ward dankbar vom Volke angenommen. Nur ein Haufe Unzufriedener aus dem Vignoble, dem Val de Travers und dem Fabrikorte La chaux de fonds, aufgehetzt von außenher, der Ordnung feind, das Gesetz mit Füßen tretend, erhob sich gegen das Bestehende. Gegen die Hauptstadt aufbrechend, besetzten sie das Schloß in Neufchatel, lagerten sich in der daneben liegenden Kirche, die sie hierdurch entweihten, plünderten das erstere, und machten es zum Schauplatz der rohesten Ausschweifungen, während sie auf Kosten der Commune zehrten. Sie begingen diese Frevel, angeblich um Schweizer zu seyn und sich dem preußischen Szepter zu entziehn; allein, wie es der Erfolg zuletzt zeigte, bloß um zu plündern. Leicht hätten die Gutgesinnten dieser Rotte Meister werden können; das Volk griff (2000 an der Zahl) in Neufchatel und Valengin und dem Val de Ruz zu den Waffen, und erhob sich gegen das Raubgesindel; es würde Blut geflossen seyn, hätte der Staatsrath, um Bürgerkrieg zu vermeiden, nicht die Intervention der eidgenossischen Tagessatzung in Anspruch genommen, die, im Geiste ihres eigenen Interesses, mit größter Bereitwilligkeit drei Bataillone des eidgenossischen Bundes in das Fürstenthum einrücken ließ. Die Aufrührer zogen sich, den Kampf vermeidend, in ihre Heimath zurück. —

Hoffentlich wird diese, im Geiste der Urheber begonnene Szene sich nicht wiederholen, oder doch wenigstens sich nicht ungeahndet erneuen; denn ein Volk, das der edeln und von echter Vaterlandsliebe durchdrungenen Repräsentanten so viele besitzt, bedarf solcher Organe nicht; es verwirkt

sie, und wird zu rechter Zeit den Willen und die Macht zu so frevelhaften Handlungen zu brechen wissen, damit nicht der einmal glücklich zurückgedrängte Strom der Anarchie, bei neuem Durchbruch alle Schranken überfluthend, Gesetz und Ordnung in seinem gränzenlosen Bette begrabe.

Es wird aber dieser Aufruhr, wie er ein Zeichen der Zeit ist, auch eine Lehre der Zeit. Die Aufrührer wußten nicht, was sie wollten. Nicht eine Klage, nicht eine Forderung, nicht die kleinste Beschwerde hatten sie vorzubringen. Und hätten sie deren gehabt, sie kannten ja den Weg, der zur Abhülfe führte! — Aber es war auch nicht die Rede von zeitgemäßer Umgestaltung der Verfassung; es handelte sich nicht davon, die angeerbten Rechte gegen despotische Eingriffe zu vertheidigen. Einzelne wollten das Ganze vernichten, gesetzlose Horden das Gesetz zerreißen, Raubgesindel die Ordnung zertrümmern. Nicht wollten sie ihr gutes Recht gegen fremden Zwang, nicht wie die Niederländer einstens ihre Freiheit gegen Philipps Tyrannei, nicht wie die Amerikaner ihren freien Verkehr gegen den Druck des Mutterlandes vertheidigen und bewahren: — ihnen war das Glück ihres Landes ein Fluch, die Ordnung eine Schranke, das Gesetz der Despot, den sie stürzen mußten, um Verbotenes erlaubt zu machen, um aus den Trümmern der Palläste ihren lichtscheuen Gefährten schmutzige Hütten erbauen zu können. —

Was wollten sie auch? Ermäßigung der Abgaben? Deren giebt es wenige. Die Grundsteuer, der Zehnte, die Lods oder Lehnsgebühren von verkäuflichen Immobilien, und einige Redevancen, die theils in baarem Gelde, theils in Naturalien entrichtet werden, treffen mehr die Sache, als

die Person, und stellen sich vortheilhaft, indem bei den meisten der Käufer dieselbe durch Minuszahlung beim Kaufe übernimmt. „Stempel existiren nicht.

Gebricht es denn an bürgerlicher Freiheit? Jeder Eingeborne ist frei, kann bleiben, reisen, sich ankaufen und außer bei einer Macht, die gegen Preußen Krieg führt, Kriegsdienste nehmen, wo er will.

Drücken den Bürger Kastenprivilegien? Auch nicht. Es giebt hier einen Adel, aber ohne Adelsprärogative; und eine Verschiedenheit der Stände, wie sie Vertheilung des Reichthums und der Arbeit, wie der Lebensart begründet, existirt hier nicht anders, als in jedem andern Freistaate. Einer besondern Auszeichnung und Achtung genießt der geistliche Stand; aber er verdient sie mit vollem Rechte durch sein Beispiel, seine Thätigkeit und seinen Einfluß auf das sittliche Leben und die Geistesbildung der ihm untergeordneten Gemeinden.

Oder sind die Gesetze unvollkommen? Auch dies scheint uns nicht der Fall zu seyn. Das Richteramt ist nicht erblich, und spricht rücksichtslos einem jeden Recht; die Prozesse werden hier weniger in die Länge gezogen, als in andern Ländern, und sind auch weniger kostspielig, da sie den Richter nicht zu ernähren brauchen. Dies gilt besonders von der Crimixaljustiz, die auf Kosten der Regierung verwaltet wird. Da es der Gesetze nicht viele giebt, so möchte man fast auf eine größere Moralität des Volks schließen, die deren größere Zahl überflüssig machte; denn wie Tacitus sagt: „hatte man, zur Zeit der größten Verdorbenheit des Staats, die meisten Gesetze.“ Und in gewissem Sinne zeichnet sich darin Neufchatel vor vielen gleich-

bevölkerten Staaten aus. — Wie sollte auch in einem so uneigennützig administrirten Lande, wo die Staatsräthe bisher mit der gewissenhaftesten Redlichkeit und mit den uneigennützigsten Aufopferungen ihre Amtspflichten verrichten, (denn ihre Besoldung reichte kaum hin sie zu bekleiden) und wo Arme durch die Opfer patriotischer Männer für alle Zeiten versorgt sind, bei dem Volke Noth herrschen! Sollte vielleicht der Stellvertreter des Königs, der in der Person eines Guverneurs (Lieutenant du roi) im Staatsrath, im Obertribunal und im Militairdepartement präsidirt, durch eigenwillige Handlungen Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben haben? Auch dies muß verneint werden. Nicht nur, daß die Notorietät widerspricht: — die Macht des Lieutenant du roi ist so gering, daß, neben seiner Repräsentation, ihm nur eine berathende Stimme gegeben wurde, mit der er gewöhnlich vermitteln und nur da entscheidend auftritt, wo gleiche Stimmen verschiedene Meinungen vertheidigen. Dabei steht ihm auch nicht der Schein einer bewaffneten Macht zur Seite, und die Liebe und Achtung des Volks sind seine einzigen Wächter.

Sind endlich die Militairverpflichtungen drückend? — Auch diese nicht. Sämmtliche Unterthanen sind, wie in den übrigen Schweizercantonen dienstpflichtig, aber nur zur Vertheidigung des Vaterlandes, wenn der Landesherr selbst, oder die Conföderation sie aufruft; denn was die Rekrutirung des Garde-Schützen-Bataillons anlangt, so geschieht diese freiwillig, gegen Handgeld und bewilligte Capitulation, wodurch sie ihrer Dienstpflicht im Mutterlande zugleich mit genügen, aller dort ihnen zugesicherten Vortheile theilhaftig werden, und manche andre noch nebenher erlangen. Uebri-

gens verbürgt uns die Schweizergeschichte, daß sie immer gute und zuverläßige Soldaten waren *).

Was vermochte denn nun jene Aufrührer, die Fackel des Krieges in ihr friedliches Vaterland zu werfen, was waren ihre Pläne, ihre Wünsche und Hoffnungen, ihre Gründe und Beschwerden? Angenommen, daß der Landesherr, trotz dem Investitur-Akt, welcher lautet: „pour être le dit état et souveraineté possédé comme independant, inaliénable et indivisible" — sich gegen einen angemessenen Schadenersatz zur Abtretung des Landes verstanden hätte: so behielten sie ihr Budget, wie es gegenwärtig besteht; sie behielten die alten Lasten, ohne entschädigt zu werden, und verloren den Schutz eines mächtigen Fürstenhauses. —

Ist es erlaubt, einen Grund anzudeuten, der vielleicht auf jene Aufruhr-Scenen von fern einwirkte, so möchte es die zu große Güte des Regenten gewesen seyn, die, dem Wunsche einiger Notabeln nachgebend, im Jahre 1814, seinem suverainen Fürstenthume verstattete, ein Glied der

*) Denn so erblicken wir schon, z. B. im Kampfe der Helvetier gegen die Grafen von Kyburg im Jahre 1382, den Banner von Neufchatel und Valengin; desgleichen bei der Belagerung von Büren 1387; bei der Eroberung des Argaus 1415, im Kampfe gegen den Herzog von Mailand 1425. Und bei dem heldenmüthigen Kampfe von St. Jakob, befanden sich ebenfalls 50 Neufchateller. Wie sehr die Eidgenossen die Neufchateller zu würdigen wußten, geht aus folgendem Schreiben derselben im Jahre 1549 an den Herzog von Guise, hervor. Hier heißt es: „Les Neuchatelois font partie de notre nation, ils ont constamment marché avec nous dans toutes nos guerres, particuliérement dans celles de Bourgogne et de Souabe, et ils ont toujours participé au bien et au mal du Corps Helvétique."

helvetischen Eidgenossenschaft zu werden. Daß der Gewinn dieser Conföderation mehr der Einbildung als der Realität angehört, geht daraus hervor, daß das Fürstenthum Neufchatel bereits seit 1307 mit Bern, seit 1343 mit Solothurn, seit 1501 mit Freiburg, Valengin aber seit 1429 mit der helvetischen Eidgenossenschaft verbunden war, und daß die Combourgoisien der verschiedenen einzelnen Abschnitte und Communen dieses Landes schon aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts herstammen, wie denn auch der von Seiten der Schweizerischen Conföderation im Jahre 1444 mit Frankreich abgeschlossenen Allianztraktat, in dem der Graf von Neufchatel und der Herr von Valengin als Alliirte und Conföderirte des Schweizerbundes angegeben werden, dies documentirt. Also genoß Neufchatel, auch ohne ein Glied der Eidgenossenschaft zu seyn, alle Vortheile der Theilnahme und des Schutzes. — Jene Konzession, so unbedeutend sie auch zu seyn schien, führte demnach, nach und nach, zu allerlei Folgerungen und Sophismen; man kritisirte die neue Gestaltung der Dinge, klagte über die aus der doppelten Eigenschaft des Landes (als Fürstenthum und als integrirender Theil der Eidgenossenschaft) herfließenden Anomalien, über die Heranziehung zugleich zu den Lasten des Bundes-Kontingentes und zu den landesherrlichen Abgaben, und bedachte nicht, daß die größtentheils nur scheinbaren Inconvenienzen aus dem freien Willen des Landes hervorgegangen waren. Die etwa 150,000 Francs betragenden, Preußen zufließenden Abgaben bleiben ja zum Theil im Lande, und wiegen den unendlichen Vortheil der dem Handel und Gewerbsbetriebe aus der Verbindung mit Preußen erwächst, bei weitem nicht auf.

Es ist also einleuchtend, daß jede Aenderung in der Verfassung des Ländchens nur nachtheilige Folgen mit sich führen kann, und man darf sich daher der Hoffnung hingeben, daß die Wohlgesinnten, zu denen man Gott Lob! die Mehrzahl rechnen muß, durch ihren Einfluß und ihre Festigkeit dem bösen Willen jener Aufrührer, die, den Einflüsterungen neidischer Nachbaren Gehör gebend, eigenen Vortheil in dem allgemeinen Schaden suchten, Ziel und Schranken setzen, und die reuigen Empörer ihrem großmüthig verzeihenden Herrscher wieder zuführen werden. Sei es also erlaubt, mit dem XV. Abschnitt jener kleinen oben erwähnten

französ. Schrift hier zu schließen! Er lautet: „Wenn man das Glück hat, einem gerechten und guten Fürsten anzugehören — wenn man von seinen Freunden, Brüdern, Mitbürgern regiert wird — wenn das Eigenthum geheiligt und die Freiheit ungekränkt ist: — dann bleibt nur sehr wenig zu wünschen übrig. Dies aber ist ganz genau unsere glückliche Lage. Zwar sagt jeder, uns fehlt noch dies und jenes, allein man unterläßt es, die Vortheile und die Nachtheile ins Licht zu stellen."

Nachschrift.

Was der Verfasser in obigem Aufsatze über den guten Geist der Mehrzahl der Eingebornen Neufchatels, so wie ihren bereits in frühern Kriegen bewährten Muth aussprach, hat der Erfolg sattsam bewährt, und nächst den hierüber uns mitgetheilten, so erfreulichen Zeitungsberichten glauben wir noch einige Stellen eines so eben aus der Schweiz erhaltenen Schreibens, die auf die Neufchateler Angelegenheiten Bezug haben, unsern Lesern hier mittheilen zu müssen. Man schreibt uns nämlich, wie der berüchtigte Bourguin die benachbarten Cantone durchzogen und besonders in der franz. Schweiz viele, zu allen Verbrechen bereitwillige Proletarier zu seiner Expedition gegen Neufchatel geworben, in jenem Fürstenthume aber nur wenig Theilnahme gefunden habe. In diesem Schreiben heißt es, da wo die Rede von dieser Expedition ist: „Uebrigens war diese zusammengesetzt aus dem verworfensten Gesindel, zusammengerafft aus städtischer Bevölkerung; denn von den Landleuten haben daran nur wenige Theil genommen. Als diese Horde, schlecht bewaffnet, ohne Ordnung und Disziplin das Neufchateller Territorium betrat, fand sie nur Einzelne, die sich an sie anschlossen; und zerstreut hatte sie sich fast ohne Widerstand auf die erste Erscheinung der Königlich-Gesinnten. Die von dem General von Pfuel genommenen strengen Maßregeln schreibe ich der Kälte zu, womit Bourguins Anhänger sich an ihn anschlossen, wie sie ihm ohne Zweifel verheißen hatten. Als sie von den zu Neufchatel getroffenen Vorkehrungen unterrichtet waren, da

gab die Furcht den Ausschlag über die Pflicht, Wort zu halten. Sie blieben zurück. Dagegen war die Hingebung und Begeisterung, welche die Königlich-Gesinnten für die Sache ihres Suveräns bewiesen, über alles Lob erhaben. Diese, gut geführt, würden sich vollkommen gut geschlagen haben, wenn der Widerstand stärker gewesen wäre, und ganz gewiß hätten sie der guten Sache den Triumph verschafft, deren Widersacher nur die Bewohner des Weinlandes, des Travers-Thales und des Dorfes La chaux de fonds waren, d. h. eine zwar entschiedene, doch sehr unbedeutende Minorität, welche den gesunden Theil mit sich fortgerissen haben würde, wäre nicht Herr von Pfuel da gewesen, welcher den Eifer des besonneren Theils der Neufchateller zu benutzen verstand."

Daß der Suverain die bei dieser Gelegenheit dargelegten Beweise treuer Anhänglichkeit des Volks von Neufchatel dankbar anerkannt hat, dafür bürgt das an den dort anwesenden Kön. Kommissair, Generallieutenant von Pfuel, ergangene allerhöchste Kabinetsschreiben, in welchem Se. Majestät der König seine Unterthanen nicht allein belobt, sondern noch obenein ihnen diejenigen Veränderungen in ihren Verwaltungsformen verheißt, die der gegenwärtige Zustand für nothwendig und nützlich werde erachten lassen. Aehnliche Maßregeln können wohl nur dem Fürsten die Herzen seines Volkes, das ihn alsdann mit innigster Liebe umfaßt, gewinnen. Heil dem Könige!

Im Januar 1832.

***

Verbesserung.

S. 83. des Januar-Hefts Z. 3 v. o. muß lauten:

„Wir können auch hier den Gang der Untersuchung nicht folgen, und bleiben bei dem Resultate stehen, daß jedes Merkmal nur das Ergebniß einer Vergleichung, einer Uebertragung sei."

Hatte König Friedrich der Zweite von Preußen Gerechtigkeitssinn?

Von seinen Verehrern wurde Friedrich der Zweite der Einzige genannt. Diesen folgten auch Geschichtschreiber gern; es bestand damit das Ergebniß ihrer Forschungen, und weit mehr spricht dafür, als dagegen, daß er auch im vierten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts noch so genannt werden dürfte. Neun gefährliche Kriegsjahre ließen ihm den Ruf des größten Kriegshelden seiner Zeit, und zu leugnen ist nicht, daß Preußens Armeen erst unter ihm wissenschaftlich zum Siege geleitet wurden. Was er vom 31. Mai 1740 bis zu seinem Tode während 46jähriger Regierung für Kirchen und Schulen, für Toleranz und Aufklärung, für Künste und Wissenschaften, für die Gesetzgebung und Gerechtigkeitspflege, für den Staatshaushalt, den Schatz, für Kultur und Gewerbe geleistet hat, bezeichnet den großen Denker, den thätigen Regenten, den Menschenfreund, den volksthümlichen König einer Zeit, in der es,

Despot zu seyn, noch weniger auffiel. Und sein Gerechtigkeitssinn sollte bezweifelt werden dürfen?

Es hat nicht an Wahnsinnigen gefehlt, denen die größten Menschen ihrer Zeit, Moses, Jesus und Muhamed Gauner zu seyn schienen, nicht an Tollhäuslern, die Luther'n für verrückt hielten, also auch nicht an Leuten, die Friedrich den Zweiten so klein zu machen wünschten, wie er groß war. Aber es versteht sich von selbst, daß auch sie zu den Irren gehören, denen der Unverstand nicht zuzurechnen ist, oder zu den Boshaften, die nur Verachtung verdienen, oder zu den Leidenschaftlichen, deren Verblendung man bedauern muß.

Wenn Geschichtschreiber, die für sich selbst eine längere Zeit als den Augenblick ansprechen, an einer Regenten-Eigenschaft zweifeln, deren Mangel so sehr viel entscheidet: dann muß man wünschen, daß ihr Text nicht ohne widerlegende Noten in das Publikum kommen möchte. Kein Schriftsteller muß sich Vorsicht im Urtheil mehr zur Gewissenssache machen, als der historische, sobald er die Gränzen einer Fakten-Hinstellung und Zahlenangabe überschreitet. Wie sonst die Geschichte leidet, zeigt kaum eine mehr, als die des deutschen Königs Adolph von Nassau, dessen Ruf erschüttert geblieben seyn würde, wenn es hätte gelingen können, die Spuren des schändlichen Einflusses Gebhard's, Erzbischofs von Mainz, auf sein Schicksal zu vertilgen. Das Wahre über ihn verdanken wir den Chronikenschreibern in den Städten, die sich von dem Einfluß des Adels und der Geistlichkeit frei zu erhalten wußten.

Grattan sagt *), und zwar bei der Gelegenheit, als Preußen, Baiern, Sachsen, Spanien und Sardinien gegen Maria Theresia auftraten:

„Friedrich von Preußen, mit dem Beinamen der Große, den ihm seine Fähigkeiten eher, als sein Gerechtigkeitssinn erwarben.“

Und das ist so ohne allen Beweis hingeworfen, wie dergleichen nicht hingeworfen werden sollte, am wenigsten, wenn man nicht einmal den politischen äußern von dem verwaltenden innern Gerechtigkeitssinn unterscheidet, was doch wohl nothwendig seyn dürfte, ohne sich deßhalb an jene sentimentale Politik zu erinnern, die man, wieder politisch, verwerflich gefunden hat, vielleicht auch finden muß, so lange die Regierungen, eine der andern auf das Ehrenwort zu trauen, noch nicht beherzt genug gemacht sind.

Es haben uns in der Hauptsache die Staatsrechts- und die Staatswirthschafts-Lehrer der neuern Zeit nicht weiter gebracht, als Hugo Grotius (de jure belli et pacis) schon war. Bellum justum ist ihm der Krieg gegen Feinde, und Feinde nennt er, mit den römischen Juristen Pomponius und Ulpian: Hostes sunt, quibus bellum publice populus Romanus decrevit, vel ipsi populo Romano. Was in einem solchen Kriege erbeutet, oder erobert wird, bleibt mit Recht dem, der es erbeutet und erobert hat, wie das auch Aristoteles schon aussprach.

*) Geschichte der Niederlande bis zur Errichtung des Königreichs der Niederlande. Uebersetzung des Dr. Friedenberg aus dem Englischen.

Hat man sich im gesellschaftlichen Privatverkehr (inter privatos) bescheiden müssen, mit Justitia, Gerechtigkeit, einen andern Begriff zu verbinden, als die Stoiker, die darunter constantem et perpetuam voluntatem, jus suum cuique tribuendi verstanden, die Tugend, die sie constans et perpetua vitae ratio nannten — hat man sich genöthigt gesehen, sich bei der Uebereinstimmung der äußerlichen Handlungen des Menschen mit den vollkommnen oder Zwangsgesetzen zu beruhigen: wie viel weniger konnte und kann im öffentlichen Staatenverkehr die Politik ausgeschlossen werden!

Ganz gewiß darf man die Gränzen dieser Politik nicht so weit stecken, daß das Urtheil über Recht und Unrecht keinen Maßstab hätte; ganz gewiß gab es und wird es, wahrscheinlich bis in Ewigkeit, Kriege und Handlungsweisen geben, die die ungerechten genannt zu werden verdienen: aber was so vielen Prozessen vorbeugt, oder den richterlichen Ausspruch über sie erleichtert, Besitz und Verjährung z. B., davon weiß die Politik nichts, und kann diese und ähnliche Institutionen nicht annehmen, wenn Europa auch wirklich einen Areopag hätte, dessen Federn erst in Bewegung gesetzt werden müßten, ehe eine Kanone gelös't, ein Schwert aus der Scheide gezogen werden dürfte. Mag immerhin der Grundsatz der Nichteinmischung vor dem des Gleichgewichts den Vorzug haben, da jener der verständliche ist, während dieser eigentlich gar keinen Sinn hat: man wird sich doch daran nur so lange kehren, als aus irgend einem Grunde es an Uebermacht entweder fehlt, oder von ihr nicht Gebrauch gemacht werden kann.

Todesfälle, Verheirathungen, Erbverträge, Erbverbrü-

derungen, fernerweitige und ungezwungene Friedensschlüsse, Alliirungen u. dgl. m. sind eben so viele und mehrfältige Quellen von Prätensionen und Ansprüchen geworden; keiner Armeen-Mobilmachung fehlt es, wenn sonst daran gelegen, an Vorwand und Gründen; die Staatsarchive geben eben so viele Schmuckfedern, als Advokaten sie in Privatprozessen, in Gesetzen und ihren Deklarationen finden; ja, der Wirrwarr ist vielleicht so groß, daß es am Ende besser scheint, wenn der gordische Knoten lieber bald mit dem Schwerte zerhauen wird. Darum können auch die betreffenden Diskussionen der Geschichtschreiber ein allgemein befriedigendes Resultat nicht erwarten; und, wie Vor- und Mitwelt, so wird sich auch die Nachwelt bei den Erfolgen beruhigen und darauf Verzicht leisten müssen, an die Handlungen im öffentlichen Staatenverkehr ihren privativen Gerechtigkeits-Maßstab halten zu wollen; freilich, ohne sich deßhalb so lächerlich im Schweigen machen zu müssen, wie sich 1831 ein Deputirter in der Kammer zu Paris redend dadurch machte, daß er zum Kriege gegen Preußen, Oesterreich und Rußland rieth, „weil diese Staaten mit der Cholera dermalen genug zu thun hätten."

Wir wollen hiermit gegen Grattan behaupten:

daß Friedrich der Zweite von Preußen es dreist auf die Prüfung seines Gerechtigkeitssinnes ankommen lassen kann,

ohne unsere Zuflucht zum Beweise davon zu nehmen, daß er den Degen für gerechtere Ansprüche zog, als er für Tausende gezogen worden. Denken wir also nicht an Friedrich den Vierten von Dänemark, als er Schleßwig verlangte, an die Ansprüche August's des Zweiten von

Polen an Liefland, an Czaar Peter's Verlangen nach Ingermanland und Karelien; nicht die Gerechtigkeit ihrer Sache ließ sie die Waffen gegen Karl den Zwölften ergreifen, sie glaubten den Berichten ihrer Gesandten, die diesen König von Schweden als einen jungen Monarchen ohne Charakter schilderten. Denken wir auch nicht an die Sequestration Friedrich Wilhelm's des Ersten von Preußen, mit der Vorpommern preußisches Eigenthum ward, und am allerwenigsten an die Kriegeserklärung Georg's, Kurfürsten von Hannover, als er den brittischen Thron bestiegen: er, der angebliche Beschützer Schwedens, konnte den Kitzel der Theilnahme an der schwedischen Beute nicht unterdrücken. Wir wollen uns bei unserm Helden auch nicht erinnern an einen Kurfürsten der neuesten Zeit, welcher, nach siebenjähriger Abwesenheit in seine Staaten zurückkehrend, den indeß zum Oberst avancirten Hauptmann wieder zum Hauptmann, den Staatsrath zum Sekretair machte. Wir wollen nicht an den Herzog denken, der dem Freiherrn von Sierstorff so hart als zeithöhnend mitspielte, ein richterliches Erkenntniß zerreißen und dem Gerichtshof vor die Füße werfen ließ, der 1830 im Herzen von Deutschland sultanisch über die Säckel seiner Unterthanen verfügen zu dürfen meinte, — nicht an Karl den Zehnten und seine Ordonanzen, nicht an Don Miguel und seinen Wahnsinn u. s. w. Wir wollen fragen:

ob unsern Helden, als Macht in Europa, irgend ein Auftritt des Vorwurfs der Ungerechtigkeit werth macht?

Man hat seine Züchtigung des Bischofs von Lüttich getadelt. Aber ist es auch nur wahrscheinlich gemacht,

daß Friedrich militairische Exekution in die Grafschaft Horn schickte, um den Bischof zum Kauf der Herrschaft Herstel an der Maas zu zwingen? Nein, — jener Priester war nur einfältig genug, seinen Wahn begründeter zu finden, als Friedrich's des Ersten Erbschaft aus Wilhelm's des Vierten Nachlaß, und hochmüthig genug, den zur Vermittelung an ihn geschickten preußischen Obersten Kreutz nicht einmal vor sich zu lassen. Unter solchen Umständen kann eine solche Exekution, wie jene posteriore Züchtigung eines naseweisen Zeitungsschreibers, nicht anders als gefallen. Unter solchen Umständen wäre es dem großartigen Adolph von Nassau zu wünschen gewesen, wenn er so die Arglist des Mainzer Erzbischofs Gebhard hätte züchtigen können.

So bemüht Grattan war, das Andenken der Kaiserin Maria Theresia zu feiern, so bemerkte er doch: „So wenig Nutzen hatte sie aus ihren Drangsalen während ihrer frühern Regierung gezogen, daß sie an der Zerstückelung Polens Theil nahm, was, nach einiger Ansicht, einen Flecken auf ihrem Andenken, gleich wie auf dem Friedrich's von Preußen und Katharinen's von Rußland, gelassen hat.“

Wollte Herr Grattan dieser Ansichten viele sammeln, so ist kaum ein reicherer Platz, als Paris, vorzuschlagen, und das nicht sowohl, als vielmehr nur unbegreiflich zu finden, daß Polens Stimmführer noch an Paris glauben. Der von ihres Sobieski's Gemahlin verehrte französische Gesandte Polignac handelte am Warschauer Hofe eben so schlecht, wie Frankreichs Versuch für das von Münnich belagerte Danzig schwach und kindisch, und Napo-

leon's Schöpfung des Herzogthums Warschau eine winzige war. Frankreich hat rücksichtlich Polens von sich gar nichts zu rühmen, und Polen weiß von Frankreichs Wohlthat, über die Gränzen ruhmredriger Reden hinaus, nichts. Nicht Frankreich, sondern Verkleidung rettete den fliehenden Stanislaus auf Preußens Boden, dessen König ihn nicht auslieferte, ihm vielmehr in Königsberg Sicherheit, zu seinem Unterhalt monatlich 300 Rthlr. gab, und — was mehr werth war — seinen polnischen Freunden den freien Zutritt gestattete.

Da wir es an einem Deputirten der französischen Kammer unserer Zeit getadelt haben, daß er die Cholera zum Kriege gegen Preußen, Rußland und Oesterreich benutzt wissen wollte, so könnte es uns selbst Tadel zuziehen, wenn wir in Polens Schwäche eine Rechtfertigung der Angriffe auf Polen finden wollten; aber wahr ist und bleibt es doch, daß Polen nicht sowohl das Opfer ungerechter Politik, als vielmehr leichte Beute der Politik geworden und in seiner eignen Schwäche untergegangen ist. Es kann, wenn man Preußens frühere geographische Lage erwägt, wie durch Polen, das Königreich ganz von seinen Kurländern getrennt war, auf der einen Seite eben so wenig Wunder nehmen, daß schon unter Friedrich den Ersten der staatskluge preußische Minister Ilgen mit der Idee einer Theilung Polens umging, als es auf der andern gewiß ist, daß es nur die noch herrschende Furcht vor Karl dem Zwölften war, kraft welcher sich der König von Polen, August der Zweite, in seiner Herrschaft noch nicht festgestellt genug hielt, um dreist seine Ueberzeugung laut werden zu lassen, daß die Suveränetät über ein kleines Königreich

der Schattengewalt über das größere vorzuziehen sei. Von ihm ging die Initiative zur Theilung Polens zur Zeit Friedrich Wilhelm's des Ersten schon beherzter aus, und mit ihr hätte die Welt dies Schauspiel vierzig Jahre früher gesehen. Die Unterhandlungen darüber schwebten, als Friedrich Wilhelm starb, jedoch nicht, ohne zuvor noch den Löwenoldschen Traktat mit Oesterreich und Rußland geschlossen zu haben, dessen Zweck freilich, so weit er bekannt gemacht worden, die Ausschließung des von Schweden begünstigten Stanislaus vom polnischen Thron hauptsächlich gewesen seyn sollte. So weit hatte es die Aristokratie des Landes gebracht, daß seine Könige, freiwillig der frühere, gezwungen der spätere, selbst die Hand boten, und Rußland für seinen Vergrößerungswillen in Europa eine bessere Gelegenheit nicht finden konnte. Würde Frankreich in Preußens Lage alles Rußland überlassen, selbst nichts genommen haben? Oder war etwa daran zu glauben, daß sich Rußland nur arrondiren wollte? „Preußen mußte," meinen Polen und seine Schmeichler, „Preußen mußte sich widersetzen." Das heißt, wollen wir der Wahrheit und Erfahrung die Ehre geben, mit andern Worten: Preußen mußte sein Heer gegen Rußland in's Feld schicken, um sich entweder eines Landes anzunehmen, das der Schauplatz der allerverwerflichsten innerlichen Uneinigkeit war und den Krebs an seinen Wurzeln fressen ließ, oder abwarten, bis es in und durch sich erstarken und dann über seinen Retter herfallen möchte.

Statt dessen das Gegentheil hoffen, das wollen wir der sentimentalen Politik überlassen, zu deren Fahnen aber so lange nicht schwören, als sich auch der tugendhafteste

Regent in den Irrgängen der erfahrungsmäßigen Politik vereinzelt finden und sich mit seiner Tugend seine Gruft graben würde. Wer jenes Verlangen an Preußen richtet, nimmt Preußens Thorheit in Anspruch, er mag Engländer oder Franzose seyn; er vergißt immer, daß der König von Preußen, um in sein Königreich zu kommen, doch lieber noch durch Polen fuhr, wenn gleich damals in Polen für ihn keine solche Postämter waren, wie Napoleon's Machtspruch sie in Crossen und Züllichau schuf.

Unsers Friedrich's erster Heldenschritt war der nach Schlesien, und man hat auch nicht verfehlt, ihn als den Schritt eitler Eroberungssucht, oder als den Schritt der Rache, den Manen seines Vaters gebracht, zu bezeichnen.

Die Geschichte kennt die Opfer, die König Friedrich Wilhelm der Erste dem Kaiser Karl dem Sechsten für dessen Lieblingswunsch, für die pragmatische Sanktion, brachte. Lassen wir es dahin gestellt seyn, wie vieles wahr ist an dem Sentiment eines neuern Geschichtschreibers *): daß die Habsburgischen Prinzen von allen übrigen Fürsten den buchstäblichsten Gehorsam und das gewissenhafteste Ceremoniel (— der geängstete Kaiser in Wien selbst von seinem Erretter Sobieski —) forderten, selbst aber im gleichen Fall dieselbe Verpflichtung gegen Andere nur wenig achteten; daß es im Hause Habsburg von Rudolphen an bis auf neuere Zeiten herrschender Ton blieb, die deutsche Krone als ein Erbstück und alle übrigen Reichsstände als geborne Vasallen zu betrachten. Lassen wir das dahin ge-

*) Münch, Geschichte des Hauses Nassau-Oranien. 1ster Bd. Seite 107.

stellt seyn — bestreiten können wir doch nicht, daß es dem österreichischen Gesandten, Grafen Seckendorf — dem überhaupt in Berlin weit mehr gelang, als ihm hätte gelingen sollen — auch zwar gelang, des Königs Friedrich Wilhelms Zustimmung in seines Kaisers pragmatische Sanktion zu erhalten; aber nicht, ohne die Erwerbung von Jülich und Bergen zur Bedingung zu machen. Gleichzeitig nahm man jene an und versprach diese zweien, dem Hause Hohenzollern und dem Hause Sulzbach, ohne deßhalb dem Hause Sachsen die Hoffnung darauf zu nehmen. Könnte der Glaube daran, daß der sterbende Vater selbst den Sohn zur Rache aufforderte, Wunder nehmen, wenn man sich all' der Unbilden erinnert, die Preußens König erfahren und dabei noch das Gefühl tragen mußte, die Schlange in seinem eigenen Busen genährt zu haben? War es nicht derselbe Seckendorf, der den Vater vom Sohne trennte, den Vater zur Härte gegen den Sohn verleitete und die Versöhnung zwischen beiden darum so schmerzlich empfand, weil er das Territorium seiner Ränke verloren sah?

Und doch war es gewiß nicht leidenschaftlicher Haß, der Friedrich's erften Heldenschritt leitete; sein großer Geist verweilte lieber beim Lobe des Vaters, dessen Tugenden er ein unvergeßliches Denkmal setzte. Allerdings war, wie Friedrich sich in seinen hinterlassenen Werken darüber selbst ausließ, die von Friedrich dem Ersten seinen Nachkommen hinterlassene Monarchie eine Art Zwitter, welcher mehr von der Natur des Kurfürstenthums, als eines Königsreichs an sich hatte; allerdings fügt er selbst hinzu, daß Ehre dabei zu gewinnen war, dieses zweifelhafte Geschöpf zu bestimmen. Mag ihn indeß auch Ehrbegierde gereizt,

mag das zu Unternehmungen fertige Kriegsheer und der vorräthige Schatz den Reiz erhöht haben: der Feldzug gegen Oesterreich war und blieb dennoch der gerechte. Vier Fürstenthümer, Jägerndorf, Brieg, Liegnitz und Wolau, waren es, auf die der König begründete Ansprüche hatte.

George, Markgraf von Brandenburg Anspach, hatte das Fürstenthum Jägerndorf im Jahre 1524 für 58,900 Gulden gekauft; König Ludwig von Böhmen, damaliger Oberlehnsherr von Schlesien, diese Erwerbung genehmigt. Diesem Käufer folgte sein Sohn George Friedrich, der kinderlos starb, nachdem er das Fürstenthum seinem nächsten Verwandten, dem Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, vermacht hatte. Auf diesen war der ruhige Besitz noch nicht lange übergegangen, als er ihn seinem zweiten Sohne Johann George überließ. Ihn erklärte Kaiser Ferdinand der Zweite in die Acht und nahm ihm sein Land, weil er es im dreißigjährigen Kriege mit den mißvergnügten Böhmen gehalten und Ferdinand's Gegner, Friedrich von der Pfalz, unterstützt hatte. Eine Strafe diktirte der Kaiser, die des Bestraften Sohn, Ernst, nicht verdiente, und Brandenburg mochte sich nach seinem Tode Erbe des Fürstenthums nennen.

Die Fürstenthümer Brieg, Wolau und Liegnitz gehörten dem Herzog Friedrich dem Zweiten. War gleich im Jahre 1329 König Johann von Böhmen Lehnsherr, wie der übrigen, so auch dieser Fürstenthümer im Wege des Vertrages geworden, so geschah es doch mittelst desselben Vertrages nicht ohne den ausdrücklichen Vorbehalt der freien Disposition unter Lebendigen und von Todeswegen.

Dieser Vorbehalt gehörte auch Herzog Friedrich dem Zweiten, und er schloß mit Kurfürst Joachim dem Zweiten von Brandenburg die Erbverbrüderung von 1537. Die österreichischen Publizisten sind den Beweis davon, daß Kaiser Ferdinand der Erste diesen Vertrag für ungültig zu erklären, wie er that, berechtigt gewesen, schuldig geblieben; Joachim der Zweite hatte aber mehr Macht gegen den Kaiser nicht, als seiner Eigenmacht zu widersprechen, die Urkunden zu bewahren und zu Gott zu hoffen, daß er seine Nachkommen in den Stand setzen werde, ihr Recht zu verfolgen. Kaum war der Herrscherstamm von Brieg, Liegnitz und Wolau (1675) ausgestorben, so nahm der Kaiser die Fürstenthümer in Besitz, ohne auf die Protestationen Kurfürst Friedrich Wilhelms zu achten. Freilich verglich sich Friedrich Wilhelm 1686 dahin, daß er seine Rechte auf Brieg, Wolau und Liegnitz gegen den ihm überwiesenen Schwiebusser Kreis abtrat; aber auch diese mit dem Vergleichs-Opfer in keinem Verhältniß stehende kleine Entschädigung wollte das damalige Kaiserhaus nicht auf immer gegeben haben; es nützte die Schwäche des brandenburgischen Kurprinzen Friedrichs des Dritten, und ließ diesen heimlich versprechen, nach seinem Regierungsantritt auch den Schwiebusser Kreis wieder abzutreten. Dies geschah; doch auch nicht, ohne daß, Seitens des preußischen Ministerii, die Ungültigkeit jenes heimlichen und klar ungültigen Versprechens ernstlich gerügt ward.

So ist es erwiesen, daß Friedrich's Entschluß, seine Rechte geltend zu machen, gerecht, und Oesterreichs Widerstand daran Schuld war, daß er mehr erhielt, weil er mehr eroberte.

Es ist bekannt, daß er auf demselben Wege nach Wien war, den später Napoleon einschlug, verfolgte und zurückflegte. Es wird auch nicht zu beweisen seyn, daß er mit gleichem Glück nicht ebenfalls dahin gegangen wäre; aber am wenigsten, daß er ein eigennütziger, oder ehrgeiziger Eroberer war, daß er je in Napoleon's Fehler, der, weil er sich nicht zu mäßigen wußte, alles verlor, verfallen seyn würde. Ja, Friedrich ward groß in der Schule des Unglücks; aber sein Unglück war 1763 bei weitem nicht so groß, daß wir ihm die Beschränkung auf Schlesien zuschreiben müßten.

Des Krieger Friedrich's Gerechtigkeitssinn hat die Geschichte gerettet; sie wird uns auch bei der Prüfung seines Gerechtigkeitssinnes als Mensch und als Regent nicht verlassen.

Freilich war England schon seit Jahrhunderten ein konstitutioneller Staat; und wenngleich eben dies England mit seiner Geschichte beweis't, daß die Charte nicht stets gegen bösen Regentenwillen Schutz gewährt, so haben doch spätere Zeiten den Parliamenten ihre Kraft wenigstens so weit wieder gegeben, daß mit der ganzen Form so manches Wesentliche erkenntlich geblieben ist und der König den indirekten Weg nicht verabsäumen darf. Freilich hatte Frankreich seit Jahrhunderten sein Parliament, doch seine Könige achteten darauf schon gar nicht mehr, bis der letzte vor und in der Revolution als ein Opfer dieser Nichtachtung Seitens seiner Vorfahren fiel. Freilich hatte Spanien seit Jahrhunderten seine Cortes; wir wissen indeß,

was sie unter seinem Karl galten und wie sein Philipp es unbegreiflich fand, daß es den Niederländern auch nur einfallen konnte, an seiner unbeschränkten Gewalt zu zweifeln. Freilich erschlug sich Nordamerika im Freiheitskriege seine Verfassungs-Urkunde; aber diese äußerte, Frankreich abgerechnet, auf die übrigen Staaten Europens eben so wenigen Einfluß von Nachahmung, als Wilhelm Tell's Schöpfung sie in ihrem ruhigen Gange störte. Sichtbar und merklich ward an dem monarchischen Prinzip nicht gerüttelt: dies war der französischen Revolution vorbehalten, und ihr hat es die Welt zu verdanken, daß sie das Gleichgewicht verloren. Die Franzosen waren mit einer hinreichenden Menge Mitglieder dritten Standes, wenn auch nicht in der Tugend, doch im Denkvermögen so weit vorgeschritten, daß es Ludwig dem Sechszehnten nicht einfallen konnte, auf dem Wege fortzugehen, den der vierzehnte Ludwig nicht verlassen hatte. Aber jenes Bewußtsein eines guten Königs reichte ihnen nicht hin, und dies läßt sich noch damit entschuldigen, daß sie ihn den Zeitumständen nicht gewachsen hielten und als lange Zeit Gemißhandelten glaubten, durch eigene Theilnahme an der Regierung gegen Mißgriffe gesichert werden zu müssen. Frankreich war in der Lage, die den Wunsch nach Konstitution erklärte und rechtfertigte: aber es war nicht tugendhaft genug, um dabei stehen zu bleiben; es revolutionirte so lange, bis es erst wieder unter dem Despotismus zum Bewußtsein kam. Von diesem Despotismus durch seine Feinde befreit, hat es doch noch keinen Augenblick aufgehört, sich der Welt als einen fortdauernd speienden Krater zu zeigen, dessen Lavaströme die

Welt verheeren würden, wenn sich deren besseres Schicksal nicht dem Willen seiner Propaganda widersetzte. Frankreich hat sich seitdem im Schaffen immer neuer Konstitutionen selbst nicht sättigen können, und seit seiner Revolution ist es Mode geworden, zu glauben, daß die Regenten ihren Völkern Konstitutionen geben müssen, wenn sie sich anders den Ruhm der Gerechten bewahren wollen. Daran dachte nun unser Friedrich freilich nicht, und es ist nichts weniger, als unverantwortlich, zu glauben, daß es den Preußen zur Ehre gereicht, wenn ihr Friedrich Wilhelm der Dritte auch nicht daran denken muß; denn die Völker, die vom neuern Zeitgeist angetrieben, eine konstitutionelle Regierung nach den Modellen der neuern Zeit verlangen, müssen, soll ihr Verlangen gerechtfertigt erscheinen, deren Nothwendigkeit, d. h. beweisen, daß die Virtuosität ihres Regenten zur Aufrechthaltung und Beförderung ihres innern und äußern Wohls nicht ausreicht. Es versteht sich ganz von selbst, daß man ohne den gefährlichsten Konflikt mit der gesunden Vernunft der Hallerschen Restauration der Staatswissenschaft nicht beitreten kann; und ich habe mich nur durch Bergk's Briefe über Kant's metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre mit Kant aussöhnen lassen können, weil es gar zu auffallend klingt, daß der Herrscher im Staat gegen den Unterthan lauter Rechte und keine (Zwangs-) Pflichten haben soll. Auf flacher Hand liegt der Widerspruch einer solchen Behauptung mit dem Zweck und Wesen des Staats, für die wir am besten Cicero's Ausdruck beibehalten: Est res publica res populi: populus autem non omnis hominum coetus, quoquo modo congregatus, sed coetus multitudinis, juris consensu et

et utilitatis communione sociatus (de republ. L. I. cap. 25.). Darum konnte unserm Friedrich der Regent nicht anders, denn als der erste Staatsbeamte erscheinen. Er sagt *): „Man präge sich wohl ein, daß die Aufrechthaltung der Gesetze der einzige Grund war, welcher die Menschen bewog, sich Obere zu geben; denn dies ist der wahre Ursprung der Suverainität. Dieses Oberhaupt war der erste Diener des Staats. Er (der Suverain) muß sich oft daran zurückerinnern, daß er Mensch ist, wie der geringste seiner Unterthanen. Wenn er der erste Richter, der erste General, der erste Finanzverwalter, der erste Minister der Gesellschaft ist: so ist er dies alles nicht, um die Pflichten, welche diese Benennungen auflegen, zu repräsentiren, sondern sie zu erfüllen. Er ist nur der erste Diener des Staats, verpflichtet, mit Rechtschaffenheit, mit Weisheit und mit einer so vollendeten Uneigennützigkeit zu Werke zu gehen, als ob er in jedem Augenblick seinen Mitbürgern Rechenschaft zu geben hätte." Wollten wir wieder besorglich an eine höchste Gewalt denken, quae sanguine alitur, quae in omni crudelitate sic exultat, ut vix hominum acerbis funeribus satietur: so müßten wir die einzig werthe Erfahrung der letzten Jahrzehnte, diese einzig preiswürdige Eroberung der Zeit, die Ueberzeugung aufgeben, daß, wo eine solche höchste Gewalt herrscht, ihre Regierten es verdienen, von ihr beherrscht zu werden. Denn sind sie, wenn auch nicht durchdrungen von dem schulgerechten Bewußtsein des Unterschiedes zwischen unbedingtem und leidendem Gehorsam, doch davon, daß sie

*) Hinterlassene Werke u. s. w. Theil VI. S. 60.

dem Joch der Willkür entwachsen: so wird es der Regierung nicht gelingen, ihre Schultern in dies Joch zu zwängen; so werden sie wissen, was Trajan darunter verstand, als er bei der Ueberreichung des Schwertes dem Präfekten Saburanus sagte: „dieses Schwert gebe ich dir, damit du es zu meiner Vertheidigung führst, wenn ich gut regiere, aber gegen mich, wenn ich übel regiere." Unter tausend Fällen werden neunhundert seyn, deren Schlechtigkeit und Ungerechtigkeit weniger dem Regenten, als den höhern Militair- und Zivilbeamten zuzurechnen sind, wenn ihnen die Ehre abgeht, welche Darte's Feder leitete, als er, auf den Befehl Karl's des Neunten von Frankreich, auf die unschuldigen Bürger von Bayonnne feuern zu lassen, antwortete: Sire! je ne trouve parmi le gens-de-guerre que des braves Soldats et pas un bourreau: ainsi eux et moi supplions Votre Majesté, d'employer nos bras et nos vies à choses faisables. Tiberius konnte keinen Mäcenas, nur einen Sejanus finden. Freilich, so gewiß die Geschichte für die Könige eine treffliche Lehrerin ist, so gewiß hat sie das Unglück, etwas unachtsame Schüler zu haben. (Engel im Fürstenspiegel.) Würde sonst nicht Karl der Zehnte bei der Wahl seiner Minister aufmerksamer gewesen seyn: er, der im langen Privatstande doch nicht vergessen hatte, daß während des Vortrags kein Minister seinen Hut auf einen der Stühle des Audienzzimmers legen dürfe? Doch so nachlässig sind sie nicht alle: wir können nicht anders, als überzeugt seyn, daß die Mehrzahl es weiß, was unser Ancillon (über den Geist der Staatsverfassungen) ihnen gesagt hat: „Wo Laune und Willkür herrschen, kann keine Freiheit Statt fin-

den; wo es keine Freiheit giebt, ist auch die Sicherheit gefährdet."

Wenn der Regent, wie **Friedrich der Große**, an **Mitbürger** glaubt, so hat er in sich das Bewußtsein eigener Gerechtigkeit, und für seine Mitbürger bedarf es eines Gerichtshofes über ihn so wenig, als der Verantwortlichkeit der Minister gegen sie, von deren Wirkung so viel als von ihrer Ehre zu halten wir uns nicht entschließen können. Darum läßt es sich denn wohl behaupten, daß Friedrich der Zweite den Preußen auch keine Konstitution gegeben haben würde; und ihm das als Ungerechtigkeit vorzuwerfen, würde eben so ungereimt seyn, als an seiner Gerechtigkeit überhaupt zu zweifeln. Ich glaube selbst, daß die vernünftigen Preußen ihm nicht einmal Dank dafür gewußt haben würden, ohne erst zu erwähnen, daß sich die Fürsten kaum in einer andern Erwartung mehr täuschen, als in der der Dankbarkeit. In der Schlacht bei Grochow (1831) geriethen der Oberstlieutenant Kiwerski und der Kapitain Batkiewicz vom polnischen Garde-Grenadier-Regiment in russische Gefangenschaft. Sie wurden nach der Festung Bobruysky abgeführt, woselbst es sich nach angestellter Untersuchung ergab: daß sie **zur Zahl der Hauptanführer der Revolution am 29. November gehört, an der Spitze zweier Kompagnien ihres Regiments die Waffen aus dem Arsenal entnommen und die Unruhen jener Nacht eifrig angeschürt haben.** Man übergab sie daher einem Kriegsgericht; sodann wurden sie nach Petersburg gebracht, wo **sie sich zu allen diesen Thaten bekannten.** Ihr Urtheil hing demnach vom Kaiser ab. Am 13. Juli,

als am Geburtstage der Kaiserin, wurde ihnen verziehen, und Ersterer mit 150, Letzterer mit 300 Dukaten Reisegeld in seine Heimath zurückgeschickt. — Die Geschichte hat eben so viel Grund, diese Handlungsweise des Kaisers zur Verherrlichung des Geburtstages seiner Gemahlin zu rühmen, als die Politik, es zu bezweifeln, daß Verbrechen solcher Art ungeahndet bleiben können, ohne sich wohlbegründeten Reklamationen der Gerechtigkeit auszusetzen, die nur aufgegeben werden müssen, wenn wieder gerechtfertigte Politik die Begnadigung erheischte. Wenigstens wollen wir dem Publiko anheimstellen, beide Namen im Gedächtniß zu behalten, ob ihre Inhaber dankbar seyn und bleiben werden. Doch, warum nicht an lobenswerthe Einzelheiten glauben, wenn man uns nur nicht zwingen will, an National-Dankbarkeit, als an eine Regel zu glauben. Viele, sehr viele Beispiele der Vorzeit, und, in der neuesten, Belgien und Polen rechtfertigen die Zweifel gegen sie. Ein Glück für die Gerechtigkeit der Fürsten, daß es im Begriff dieser Tugendpflicht liegt, ihre Ausübung und Erfüllung nicht von der Dankbarkeit, so wenig des Verurtheilten als des Freigesprochenen, abhängig zu machen.

Behufs der weitern Widerlegung des Herrn Grattan darf man doch wohl gewiß von der Voraussetzung ausgehen, daß einem Könige, der sich selbst so bezeichnend vorschreibt, wie oben angeführt werden durfte, unmöglich der Gerechtigkeitssinn abgehen kann, einem Könige, der in seinem Antimachiavell sagte: „ich wag' es, die Vertheidigung der Menschheit gegen ein Ungeheuer zu übernehmen, welches sie auszrotten will; ich wage es, Vernunft und Gerechtigkeitssinn den Sophismen und Lastern entgegenzusetzen.“

Es ist zur Sache ganz einerlei, ob auch Friedrich den wahrscheinlichen Irrthum vieler seiner Zeitgenossen theilte, daß Machiavell in seinem Principe keine Satyre gegen die Principi nuovi schreiben wollen: — immer bleibt es wahr, was Graf Guibert (Eloge du Roi de Prusse) äußert: „Immer wird es eine merkwürdige Erscheinung bleiben, daß der Erbe eines Thrones die Sache der Völker gegen einen bloßen Bürger, welcher die Tyrannei zu lehren schien, vertheidigt hat. Und wenn die Gesetze des Krieges oder der Nothwendigkeit in der Folge unsern Friedrich selbst hin und wieder gereizt haben, gewaltthätig zu verfahren: so ist es wenigstens eine Huldigung, welche sein Gewissen den Rechten der Menschheit im Antimachiavell darbrachte, und die Tyrannen, oder ihre ersten Sklaven werden ihre Staatsränke und ihre Verwaltung niemals mit dem Ansehen der Grundsätze Friedrich's rechtfertigen können."

Von Friedrich mit Konstitution würde die Geschichte im allgemeinen nur gerühmt haben, daß er nicht eidbrüchig ward, und die Schilderung seines Charakters im allgemeinen sich darauf beschränken, daß er es nicht werden konnte. Von Friedrich ohne Konstitution muß sie aussagen, daß er aus und durch sich selbst um der Gerechtigkeit willen die Willkür verabscheute und das Unrecht ohne Unterschied des Standes bestrafte; daß sein Volk in seinem Gewissen repräsentirt ward, und es sich selbst bestraft haben würde, wenn es in äußerer Repräsentation die Vertreterin eines solchen Gewissens erwartet hätte. Friedrich mit Konstitution würde an sich haben arbeiten müssen, der Konstitution die Ehre zu lassen, und es nicht

ertragen haben, daß ein Deputirter der Kammer den andern oder den Präsidenten beim Kragen gefaßt, daß Weibergezänk in den Kammern sich hören lassen, daß ein Deputirter den Augenblick wahrnehmen müsse, um sich auf die Rednertribune zu schwingen und ihm Lehren darüber zu geben, ob er einem aufrührischen Volke beistehen solle, oder nicht. Friedrich ohne Konstitution wußte nicht etwa nur die Meinungen seiner Minister zu erforschen, ihm entging auch die Stimme des Volks nicht: er hielt von der öffentlichen Meinung um so mehr, als sie sich nicht im Pathos öffentlicher Reden schwächte. Er blieb freiwillig der gerechte Autokrat seines Reichs, wie Rußland freiwillig seinen Kaiser Autokrat über sich bleiben lassen muß, will es nicht für Kurland, Georgien, Lappland, Kamtschatka ꝛc. besondere Kammern haben. Krug (Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften. Art. Staatsoberhaupt) hat uns nicht mehr sagen können, als: „So hoch ein Mensch durch Macht und Würde in der menschlichen Gesellschaft gestellt ist, so darf er doch nicht mit Ludwig dem Vierzehnten sagen: L'état c'est moi. Er repräsentirt nur den Staat und kann daher auch unbedenklich der oberste Staatsdiener heißen.“ Sehr richtig; aber für die Nothwendigkeit der Konstitution nur, wenn ein solcher Thor auf dem Thron sitzt. Der Erbe eines Thrones, Verfasser des Antimachiavell, sagte: „Die Gerechtigkeitspflege muß den Hauptgegenstand der Sorge eines Suveräns bilden. Das Wohl der Völker, die er regiert, muß in seinem Urtheil den Vorzug gewinnen vor jedem anderen Vortheil. Wo bleiben alsdann alle Ideen des Eigennutzes, des Stolzes,

des Ehrgeizes und des Despotismus? Es offenbart sich, daß der Suverän, weit entfernt, der unumschränkte Gebieter über die, seiner Herrschaft untergeordneten Völker zu seyn, nichts weiter ist, als — der erste Diener derselben." **Friedrich mit Konstitution** konnte durch seinen Charakter, aber **nicht durch sie** abwehren oder dämpfen jene meuterischen und verheerenden Volksaufläufe, die unsere Zeiten brandmarken: **Friedrich ohne Konstitution** hatte ein Heer, das er nicht erst durch Nationalgarde desinficiren zu lassen brauchte. **Friedrich ohne Konstitution** trug im Herzen die drei Kardinalien aller Regierungswissenschaft:

Πρῶτον μεν, ὁτι ἀνθρoπῶν ἀρχει,
Δευτερον, ὁτι κατα νομουσ ἀρχει,
Τριτον, ὁτι ὀυκ ἀει ἀρχει *).

Er ließ uns kalt bleiben bei den Prüfungen des juris resistentiae, über das, wie sich auch unser **Feuerbach**, v. **Jakobi**, v. **Schlözer**, **Hagemeister**, **Schnaubart**, **Voß**, v. **Eggers**, **Krug** und **Erhardt** die Köpfe darüber zerbrachen, wie doch zu keinem andern, als dem sehr unbestimmten und weitschichtigem Resultat gekommen sind, „daß es nur im Fall hoher Evidenz wirksam werden dürfe." Dessen bedürfen wir nicht, wenn des Regenten Schwäche oder Schlechtigkeit sein Schicksal herbeizieht: — Gustav IV., Selim der Dritte, Mustapha der Vierte. — Das ist unnütz,

*) Zu Deutsch:
Zuvörderst, daß man über Menschen herrscht,
Demnächst auch, daß man nach Gesetzen herrscht,
Und drittens, daß man nicht für immer herrscht.

wenn der Strom des Volks aus seinen Ufern getreten ist: — Karl I., Ludwig XVI. — Nur Rücksichts eines Nero oder Caligula ist sich die Welt einig, daß sie Feinde der Menschheit waren: für sie kann sich der Staat die Kosten der Vertheidigung sparen. Unserm Friedrich war das Salus populi suprema lex in's Herz gegraben, und wenn es praesumtiones juris et de jure, d. h. solche giebt, gegen die nicht erst nach Beweis sich umzusehen, so haben die Preußen keinen Regenten zu fürchten, dem sie das erst auf eherner Tafel geschrieben vorhalten müßten. Unsere Regenten werden Voltaire's Widerlegung Rousseau's nicht erst bedürfen, um von diesem auszusagen, daß er zur Sache ein Narr war.

Friedrich war an und durch sich unverletzlich: seine Verletzlichkeit brauchte nicht erst dekretirt oder chartirt zu werden. Die ihm verantwortlichen Minister waren es eo ipso seinem Volke, wie es heute unter Friedrich Wilhelm dem Dritten schwer werden würde, zu beweisen, daß die Preußen durch Deputirte bei ihrem Könige besser vertreten seyn würden, als durch dessen Staatsrath und Staats-Schulden-Tilgungs-Kommission. Ein solcher Regent braucht es durch die Charte nicht erst zu erfahren: daß seine Person heilig ist und unverletzlich, daß seine Minister verantwortlich sind, daß jede Handlung der Gewalt des Fürsten nur durch schriftliche Ausfertigungen ausgeübt werden kann, und daß diese Ausfertigungen nur dann Gültigkeit haben, wenn sie von dem Minister, in dessen Departement sie einschlagen, kontrasignirt sind. Das Geld oder die Ehrenzeichen, welche die konstitutionellen

Könige spenden müssen, bald um Unruhen zu dämpfen, bald um ihre Minister zu halten, kann **Friedrich Wilhelm der Dritte** zur Unterstützung der Armeen, für Kirchen, Schulen und Anstalten zum allgemeinen Besten verwenden. Friedrich mit Konstitution sammelte gewiß den Schatz nicht, der, nach seinem Tode, noch die Konstitution unnütz machte.

Er und Friedrich Wilhelm der Dritte trauen uns zu, daß wir wissen, was Montesquieu lehrte (Esprit des loix): In der Monarchie giebt es nichts, was die Gesetze, die Religion und die Ehre so dringend vorschreiben, wie den Gehorsam gegen den Willen des Fürsten; doch diese Ehre sagt uns, „„daß der Fürst nie etwas von uns fordern darf, was uns entehren würde; denn dies würde uns unfähig machen, ihm zu dienen.““ Unsere Regierung steckt sich und uns die Gränzen des Widerstandsrechts, und unser **Friedrich Wilhelm der Dritte** wird es gleich als wahr und warnend unterschreiben, was sein großer Ahnherr *) schrieb: „Die Fürsten, die Suveräne, die Könige sind nicht mit der höchsten Autorität bekleidet, um sich ungestraft in Schwelgerei und Ueppigkeit zu stürzen; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Stolz, in leerer Repräsentation sich spreizend, mit Verachtung der Sitteneinfalt, der Armuth, des Elendes spotte; sie stehen nicht an der Spitze des Staats, um einen Schwarm von Taugenichten um ihre Person zu versammeln, deren Müßiggang und Unersättlichkeit alle Laster erzeugen werden.“

*) Nachgelassene Werke u. s. w. Theil VI. Seite 64.

Der ungerechte König scheut immer das Licht der Aufklärung und der Wahrheit. Friedrich der Zweite nicht; er ferute sich dessen, der die Tiefen der Wahrheit ergründete. Wer es weiß, was der weltweise Wolf, das Licht seiner Zeit, dem Denkvermögen und der Beförderung seiner Wirksamkeit war, wer ferner einräumen muß, daß der Regent, der das Denkvermögen befördert, sich, wollt' er ungerecht seyn, selbst seine Grube graben würde, kann nach dem, was Friedrich am sechsten Tage seiner Regierung an den Probst Reinbeck schrieb:

„ich bitte ihn, sich umb den Wolfen mühe zu geben;
„ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, mus
„unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten wer-
„den, und glaube ich, daß er eine Conquete im Lande der
„Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolf hierher persuadiret;"

am Gerechtigkeitssinn dieses Königs nicht zweifeln.

Schon in den ersten Wochen seiner Regierung entsagte er allen Machtsprüchen in gerichtlichen Urtheilen. Mag auf etwas, was sich als Pflicht von selbst versteht, kein besonderer Werth zu legen seyn, oder mögen wir ein solches Geschenk weniger schätzen, weil wir uns seit beinahe hundert Jahren daran gewöhnt haben: immer ist und bleibt es ein Beweis von dem Gerechtigkeitssinne eines Monarchen, der nicht nur bei jeder Gelegenheit den Worten mit der That Wahrheit gab, sondern auch Lieblingswünsche seinem Gerechtigkeitssinn zum Opfer brachte. Daran erinnert uns die Mühle bei Sans-Souci. Man hat sein Verfahren in der bekannten Arnoldschen Prozeßsache ungerecht gefunden. Sein Tadel eines gerichtlichen Erkenntnisses, das er juri-



flisch — und das muß der Maßstab der Würdigung gerichtlicher Ausarbeitungen bleiben, weil das Juristische die alte Regel des Celsus: Scire leges non hoc est, verba earum tenere, sed vim ac potestatem, nicht ausschließt — besser zu machen, nicht verstand, kann übereilt genannt zu werden verdienen, ungerecht aber um so weniger, als er gerade den Arnoldschen Prozeß um der Gerechtigkeit willen aufgriff. Gerade seinem Gerechtigkeitssinn konnten Form und Wesen der Justiz und ihrer Verwaltung, wie er sie vorfand, nur mißfallen: ihm haben wir die Gesetzgebung zu verdanken. Hinsichts deren man, nicht wegen Zweifel über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung, sondern wegen ihres Werths erlaubterweise fragen mag: ob ihre Revision nothwendiger ist, als ihre Befolgung? eins mit der Frage: ob die Betheiligten mehr durch das Gesetz oder durch die Befolgung desselben gelitten haben? Rechtfertigen kann sich wahrscheinlich, wer einstimmt in die Klage, die Herr Grävell*) die laute und allgemeine nennt, daß die Rechtspflege seit Carmers Abtreten im fortschreitenden Verfalle gewesen ist und daß eine Reform derselben ein höchst dringendes Bedürfniß sei. Mit wie vielem Interesse sich auch Friedrich Wilhelm der Zweite, in den ersten Jahren seiner Regierung, der Gesetzgebung annahm, wie gerne er damals auch auf die geprüften Carmerschen Ideen einging: so ist es doch nicht ohne Erklärung geblieben, daß schon unter seiner Regierung der noch jungen Pflanze der nöthige Regen und Sonnenschein entzogen wurde. Man irrt sich

*) Praktischer Commentar zur allgemeinen Gerichts-Ordnung. 3ter Band. Seite 11.

ganz gewiß jedesmal eben so sehr, wenn man Religiosität erzwingen zu können glaubt, als wenn man nicht in jedem Angriff der richterlichen Selbstständigkeit die Rechtspflege in ihrer Wurzel angegriffen findet. Friedrich's Wille und Zweck war heiliger Schutz des Rechts gegen den Einfluß der Sachwalter: die Partheien sollten die Ergebnisse des richterlichen Fleißes, der richterlichen Wissenschaft erhalten, die Sachwalter nur die Beobachter dieser Tugenden seyn, die Dollmetscher ihrer Assistaten mit der Befugniß, ihre Ansichten über Recht und Unrecht in besondern Satzschriften zu den Akten zu geben. Das richterliche Amt war mühsam gemacht, aber ihm viel Ehre gegeben und ein Ansehn im Staat, das sich der Mühe lohnte. Ward diese Ehre verletzt, einerlei, ob auf direktem oder indirektem Wege, durch Kabinetsjustiz oder Hintenansetzung: so blieb die Mühe, und mühsam blieben, auf gutes Glück hin, die aus angezogener Strenge oder Gewohnheit nicht leichtsinnig werden konnten *).

Wie in der Monarchie das Gesetz von dem Monarchen ausgehen muß, so soll an der Rechtsverwaltung ununterbrochen die fortdauernde Theilnahme des Monarchen erkenntlich bleiben; und wenn sich irgendwo findet, daß sie Delegirten übertragen ist, so können wir die nöthige Autorität eben so erschüttert besorgen, als an der Fortdauer der Einheit und Konsequenz zweifeln. Der Zeitgeist kann Veränderungen in der Gesetzgebung nothwendig machen, und

*) Es ist nur allzu wahr, was Tacitus in seinem Agricola ausspricht: ut corpora lente augescunt, cito extinguuntur; sic ingenia studiaque oppresseris facilius, quam revocaveris.

nur zu loben ist sein Einfluß im preußischen Staat seit 1807. Aber in diesem Reiche war der Zeitgeist nicht die Folge einer Volks-Revolution, in der preußischen Prozeßordnung seinetwegen nichts und im allgemeinen Landrecht nur zu ändern, was für das Gewinnen persönlicher Freiheit und Eigenthumsbefähigung gegen Bevorrechtigungen geändert worden, die sich durchaus mit ihm nicht vertrugen. Uebrigens verlangte er bei uns weder eine neue formelle, noch eine neue materielle Gesetzgebung, erließ er keinem Richter Fleiß, Mühe und Aufmerksamkeit, fand er in der sogenannten gesunden Vernunft keine Vertreterin der positiven Gesetzesvorschrift, gab er Gesetzes-Deklarationen keine andere Quelle als dem Gesetz selbst, hielt er nicht ab, jede Art von Büreaukratie abzuwehren, mußte seinetwegen kein Prozeß über's Knie gebrochen, oder zur Ungebühr verschleppt werden. Darum findet sich der Zeitgeist gar nicht durch die Rechtspflege verletzt, die dem preußischen Recht, dem Recht entspricht, das wir dem Willen Friedrich's zu danken haben. Ist er von der Art, daß er irgend eine Insinuation gestattet, die des Richters Ernst, seine Strenge, seinen eisernen Willen unterbricht und ihm Gefälligkeiten gegen das Gesetz ansinnt: so ist er eben so verwerflich, wie jedes gerichtliche Aktenstück, an dem wir die Vorschriften der Gerichtsordnung nicht wieder erkennen. Sollten sich in den neuern Registraturen deren mehrere finden, die mit Mustern der ältern den Vergleich nicht aushalten: so ist das unleugbar eine Aufforderung zu den strengsten Justiz-Visitationen, an deren Ergebnissen man erkennen muß, daß das Wiederaufleben einer Justizverwaltung bezweckt wird, vor der Europa Achtung hatte und behalten muß. Wie, wenn

aus dem Militair die Disziplin gewichen, die besten Kriegsartikel nichts helfen, so hat die Justiz ihren Folgegeist, mit dessen Entweichen alle ihr Erfolge verschwinden, und der Justizminister darf keinen Augenblick aufhören, der Feldherr zu seyn, dem die Waffen gegeben und der für ihren ununterbrochnen Gebrauch verantwortlich ist. Für die Verwaltung der Justiz giebt es eine größere Aufmunterung nicht, als das Andenken an Carmer und Suarez. Es kann seyn, daß die Zeit Nachhülfen und Aenderungen ihrer Institutionen verlangte; aber was Friedrich für die Gerechtigkeitspflege wollte und was durch sie zur Ausführung kam, sein Verwaltungsgeist, der wird die Probe aller Zeiten bestehen, und kein Fortschreiten in der Zivilisation etwas anders gebieten, als rücksichtlose Befolgung der gegebenen Vorschriften. Insbesondere darf auch der Einfluß nicht übersehen werden, den die französische Revolution und ihr Ergebniß, wenn auch erst unter der Kaiser-Regierung, zu Tage gefördert, der französische Code, gehabt hat, nur daß beide Einflüsse von einander unterschieden werden können, auch wohl unterschieden werden müssen.

Je mehr sich die Regierung eines Staats als Volksregierung zu erkennen giebt, desto geringer ist und wird das positive Gesetz wörtlich befolgt, desto freier zeigen sich die Ansichten darüber und die Erklärungen derselben, und von den Eigenschaften der Volksvertreter hängt es ab, wie weit der Geist des Gesetzes erkenntlich und befolgt bleibt. Wer das Secundum leges dem de legibus vorziehen zu müssen glaubt, der wird die Justizverwaltung unter einer Volksregierung nicht gebessert finden, und die der letztern den Vorzug geben, werden den Beweis davon auf sich nehmen

müssen, daß die sogenannte Billigkeit weiter führt, als das positive Gesetz. Auch in Staaten, deren Verfassung in Folge der französischen Revolution nicht einmal konstitutionell geworden, will man bemerken, daß der alte Geist des richterlichen Ernstes, der richterlichen Würde, der rücksichtslosen Gerechtigkeits-Verwaltung, des ausdauernden Fleißes und der heiligen Achtung für des Gesetzes Worte, gewichen ist und einem leichtern Sinne Platz gemacht hat, der den Umgang mit der Politik pflegt und lieber über Verfassungen mitraisonnirt, als an der Aufrechthaltung der gegebenen, seine Freude findet. Ihm sagt denn namentlich auch der Code Napoléon und seine Gerichtsordnung zu: Geschwornengerichte und Oeffentlichkeit des mündlichen Verfahrens sind seine Liebhabereien, und er denkt nicht an alles das, was darin untergegangen; er wähnt, daß sein Auffassen nicht nur das schnellere, sondern auch das sichere und sein Gedächtniß das bessere ist, als das seiner Vorfahren im Amte. Referent muß gestehen, daß er von diesem Sinne weit mehr Bequemlichkeit als Gründlichkeit erwartet, und, ein Freund des monarchischen Prinzips, die Politik in Anspruch nimmt gegen alle Institutionen, die nahe oder fern gegen dasselbe anstreben. Doch weiter zur Sache! Auch Friedrich's Verwaltungsgeist war die Frucht der Erfahrungen: Jahrhunderte war auf das Ziel hingearbeitet; aber es ward nicht mit der Kraft aufgefaßt, mit der er es im Auge behielt und erreichte. Schon zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts hatte man sich in Deutschland überzeugt, daß die Justiz nicht anders als schlecht durch Staatsbeamte verwaltet werden könne, die auf der einen Seite nur selten das Bedeutende in jure verstanden, und doch auf der an-

dern auch an die Gutachten ihrer Schöffen oder Beisitzer gar nicht gebunden waren, also selbst den gesunden Menschenverstand von sich abwehren konnten. Eben so wenig banden sich die Richter an die Gutachten der Juristen-Fakultäten, so daß das Publikum jeden Tag an die Zeiten, als an die bessern erinnert wurde, in denen das Recht von den Volksversammlungen ausging. Dem kaiserlichen Hofgericht und dem Reichskammergericht — Institute, die für ihre Zeit zu den guten gehörten — war unter Friedrich dem Ersten, Kurfürsten von Brandenburg, das Kammergericht schon vorangegangen. Johann Cicero bemühte sich für die Vervollkommnung dieses Gerichtshofes nach dem von ihm beliebten Muster des Reichskammergerichts, nicht ohne Kurfürst Joachim den Ersten noch genug zu überlassen. Organisationen dieser Art konnten nicht anders, als den Werth des kollegialischen Geschäftsbetriebes beweisen. Wie man aber, selbst der Bemühungen des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm ungeachtet, doch mehr wollte als hatte, das zeigte sich noch unter König Friedrich Wilhelm den Ersten, indem nichts abhielt, es wahr zu finden, was er aussprach: „die schlechte Justiz schreit „zum Himmel und wenn ich's nicht ändere, so lade ich „selbst die Verantwortung auf mich.“ Verdarb er sich entweder selbst die Zeit mit zu vielen Edikten, die zum großen Theil auch mehr Willen als Ueberlegung verrathen, oder fand er seinen Cocceji, diesen gewiegten Mann, zu spät: er erlebte die Reform nicht, die seinem Sohne vorbehalten war. Dieser hatte den Faden kaum aufgenommen, so spann auch Cocceji ihn so, daß Friedrich seinen Tod nicht genug bedauern konnte. Jariges und

Fürst

Fürst waren die Männer nicht, die ihn verstanden, oder mit ihm durchzugreifen vermochten: es blieb alles in und bei ihm, bis es durch Carmer und Suarez an's Licht kam, das Werk der Jahrhunderte, an welchem auch die spätern Jahrhunderte den gerechten König erkennen werden. Möge es zum Unglück seiner Interessenten untergehen in andere Willen: in seinen Haupt-Momenten wird es so gewiß wieder auferstehen, wie jede vernünftige Gesellschaft immer wieder aufnimmt, was an sich gut ist und weise.

Friedrich's formelle Gesetzgebung ist eine neue Schöpfung *), an der man am wenigsten ältern Materialien-Vorrath bemerkt, und seine materielle hatte der brauchbaren mehrere **), als er, der Feind des römischen Rechts, weil er's nicht kannte, es wollte. Aber der Gesellschaft zugänglicher mußte es gemacht und dafür gesorgt werden, daß diese ferner nicht den verschiedenen Ansichten der Kommentatoren Preis gegeben blieb. Die Nothwendigkeit einer neuen Redaktion der materiellen Gesetzgebung lag schon in der neuen eingeführten Prozeßordnung, deren unverkenntliches Ziel hauptsächlich darin besteht, die Betheiligten aus den Händen der Advokaten zu retten, ohne sie um Rechtsbeistände

*) Friedrich's formelle Gesetzgebung ist der hervorstehendere Beweis seiner Gerechtigkeitsliebe und seines Gerechtigkeitsinnes, vielleicht auch, weil sie eine ganz neue Bahn brach, die gelungenere Arbeit. So geschah es, als Ulpian und Papinian, diese ewigen Heroen der Jurisprudenz, das klassische Zeitalter derselben aufstellten, daß Cäsar mit seiner Gerechtigkeits-Idee, weil sie nur der Abdruck seines Willens war, eben so wenig zu erreichen vermocht haben würde, wie es Napoleon mit seinem sehr schlechten Codex erreicht hat.

**) Gegen 2000 Ausarbeitungen lagen in 88 Folianten vor.

zu bringen. Mit der materiellen Gesetzgebung gelang es, sobald Friedrich's Gehülfen sich mit dem Geist des Papinian und Ulpian vertraut gemacht hatten. Und das haben sie damit bewiesen, daß ihre Grundsätze an die Fälle der Anwendung erinnern und diese erleichtern. Wohl haben Justinian's Gesetzbücher den Vorzug, wenn man Theodorich's Edikt und das Westgothische Breviarium mit ihnen vergleicht; aber von ihnen sagen, was Bigot-Préameneu *) sagt, daß unter Justinian „la législation romaine sortit du chaos," das heißt, sich den Vorwurf zuziehen, daß es nur um einen Uebergang zu thun war, um von der Bemerkung, daß Justinian's Werk das am wenigsten unvollkommene war, auf die zu kommen, daß der Code Napoléon das ganz vollkommene darstelle.

Friedrich's Thron war nicht dem Krater der Revolution entstiegen: vom Halb-Monarchischen und Halb-Republikanischen brauchte die Rede nicht zu seyn, und wie sich die Ueberlegungen und Prüfungen der preußischen Gesetzgebung von den Diskussionen des Staatsraths über die Napoleonische zum Vortheil der erstern unterscheidet, darüber sind wir von Rehberg, Thibaut und Savigny so gründlich belehrt, daß nur der noch daran zweifeln kann, der es nun einmal nicht glauben will, daß letztere zur Zeit ihres Erscheinens in Frankreich selbst nur darum weniger getadelt wurde, weil sie von Napoleon, dem zu jener Zeit so gut insinuirten Herrscher der Nation, ausgegangen war. Das preußische Gesetzbuch, später Landrecht genannt, ist die

*) Motifs de la loi du 3 Septembre 1807.

Frucht vereinter, stets wiederholter Arbeit der eigentlichen Redaktoren, der Gesetzkommission, der Landes-Kollegien, der ständischen Deputirten und vieler Gelehrten und Geschäftsmänner aus allen Theilen von Deutschland. Es ist unmöglich, an der Schärfe, ich möchte sagen, an der in's Auge stechenden Schärfe des Urtheils unsers Menzel in seiner deutschen Literatur zu zweifeln, und Referent muß gestehen, daß es ihn nicht selten Anstrengung gekostet hat, sich von der gewählten Ideen-Einkleidung nicht fortreißen zu lassen zum Glauben, der doch überall nur in so fern Werth hat, als er die Frucht des ruhigen Nachdenkens ist und nichts Phantastisches an sich trägt. Aber an der Richtigkeit der Menzelschen Ansicht von der Rechtswissenschaft darf gezweifelt, und bedauert werden, daß von ihrem Lobe Friedrich's des Zweiten und Joseph's des Zweiten kein Gebrauch zu machen, „weil Friedrich's Gesetzgebung nichts weniger als eine Brücke ist, vom römischen Recht zum öffentlichen zu kommen, weil sie eben so wenig die Kluft zwischen beiden ausfüllt.“ Das gerühmte öffentliche Verfahren, worunter doch in diesem Sinne das schriftliche der preußischen Gerichtsordnung gewiß nicht gemeint ist, ist es gerade, was den Advokaten, die Herr Menzel mit den Klostergeistlichen, vorzüglich im Sinne der Bettelorden und Jesuiten vergleicht, die erfreulichste und einträglichste Rennbahn eröffnet.

Ja, man darf glauben, daß Advokaten, wenn nicht dem Namen, doch der Sache nach, die Aussprüche der altdeutschen Volksversammlungen leiteten, wie es immer und überall der Fall ist, wenn und wo der mündliche Vortrag als entscheidendes Hülfsmittel angewendet werden darf.

Sehr würdige Männer, die zur österreichischen Gesetzgebung halfen, haben das Naturrecht als eine gefährliche Quelle der Rechtspflege anerkannt, und sehr mit Recht sagt Zeiller (Vorbereitung zur neuesten österreichischen Gesetzeskunde): „da nun aber auf dem philosophischen Gebiete Jedermann „nach seiner Ueberzeugung urtheilt, so ist leicht zu erachten, „daß die Urtheile oft nach einer eingebildeten Billigkeit „(aequitas cerebrina) und im Grunde nach Willkür ge„fället werden."

Unser Friedrich, den man selbst schon zum Republikaner von Gesinnung hat machen wollen, weil er der republikanischen Regierungsform Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte *), unser Friedrich also empfahl zwar Einfachheit (Kabinetsordre von 1780): er wünschte, daß viele Rechtsgelehrten bei der Simplifikation der Sache ihr geheimnißvolles Ansehen verlieren, um ihren ganzen Subtilitäten-Kram gebracht und das ganze Korps der bisherigen Advokaten unnütz gemacht werden möchte; desto mehr geschickte Kaufleute, Fabrikanten und Künstler würde er haben und von ihnen der Staat sich mehr Nutzen versprechen können. Aber es fiel ihm nicht ein, auf die Sacra

*) Mémoires pour servire à l'histoire de la maison de Brandebourg (Oeuvres, T. 1. p. 425): De dire, que la forme de gouvernement la plus parfaite est celle d'un royaume bien administré, il n'est pas moins certain, que les républiques ont rempli le plus promptement le but de leur institution et se sont le mieux conservées, parce que les bons rois meurent, et que les sages lois sont immortelles. Was ließe sich hierüber nicht alles kommentiren, wenn es nicht schon hinreichte, zu bemerken, daß auch in Republiken die Verwaltung der weisen Gesetze es allein ist, die sie gegen das Veraltern schützt, die Verwaltung in den Republiken aber diese eher, als die der Monarchien, in das Greisenalter führt.

majestas, als Urquell des Rechts, von Menzel die juridische Pabstgewalt genannt, zu verzichten; — vielmehr verbot er eigentlich geradezu alle Interpretationen, und wollte, daß bei unzulänglichen oder zweifelhaften Gesetzen in jedem einzelnen Falle bei der gesetzgebenden Gewalt angefragt werden sollte.

Wir können nicht anders, als Menzel's ganze Parallele zwischen der Jurisprudenz und Theologie für eine verfehlte zu halten und auch an ihrem Schlußstein zu tadeln, daß er mehr ideal, als praktisch ist. Es giebt nur einen Gott, das ist wahr; aber das eine Recht, das es auch nur geben soll, ist kein anderes, als das Naturrecht, dem es jedoch am Subjekt, am Naturstande fehlt. Nur so viel gestehen wir gern zu, daß, wenn es einer Revolution in Rom gelingen sollte, die widrige Kluft zwischen Katholizismus und Protestantismus auszufüllen, dies auch auf die Rechtswissenschaft den segensreichsten Einfluß haben würde.

Allerdings finden wir in Friedrich's Gesetzgebung noch eximirten Gerichtsstand und Patrimonial-Gerichtsbarkeit; und es ist nur zu loben, daß und so weit diese Privilegien im preußischen Staat später aufgehört haben, nicht als ob sie die nothwendigen Quellen gewisser Ungerechtigkeiten wären, sondern weil sie von Tage zu Tage die öffentliche Meinung mehr gegen sich und mit Einbildungen und Ideen zu kämpfen hatten, denen die Theorie mehr, als die Praxis den Sieg verleiht. Allerdings kennt Friedrich's Gesetzgebung das Institut der Geschwornengerichte nicht; aber, wie sich die konstitutionellen Staaten, die es bei sich aufgenommen haben, überzeugen müssen, daß es in Zivil-Gerichtsfällen nicht,

und in Kriminalgerichtsfällen nur mit der Voraussetzung einzuführen, daß es, um das „Schuldig" auszusprechen, keiner Rechtswissenschaft bedürfe: so wird Friedrich heute noch — künftig vielleicht noch mehre — vernünftige Anhänger des Glaubens finden, daß nicht nur Ehre, Freiheit und Leben eben so unveräußerliche und hoch zu haltende Güter sind, als das Vermögen, sondern, daß jene Voraussetzung auch eine irrige ist.

Uebrigens gilt es den Prüfungsversuch, ob die Konstitutionellen an die Gesetzgebung und Justizverwaltung mehr Ansprüche zu machen haben, als Friedrich gewährte. Sie sprechen zunächst viel über die Ausdrücke: gesetzgebende und richtende Gewalt: — doch eigentlich schon abgefertigt mit dem in verbis simus faciles, modo in re conveniamus. Sobald wir Gewalt nicht mit Despotismus der Willkür verwechseln, unter Gewalt nicht eo ipso Unrecht verstehen, was gar nicht seyn muß, bleiben beide Potenzen mit dem Worte „Gewalt" richtig bezeichnet, oder man bleibe, da das Wort Richteramt die letztere nicht ausreichend darstellt, bei den Ausdrücken: Gesetzgebungs- und Gesetzverwaltungs-Recht. Daß beide getrennt seyn müssen, daß der König selbst nicht richten darf, das hat Friedrich nicht nur nie bestritten, sondern auch die Selbständigkeit der Richter anerkannt und sich dahin ausgesprochen, daß kein Richter ohne Erkenntniß seines Amts entsetzt werden darf *). Die Legislation aber anbetreffend, so erkennen die Konstitutionen

*) Längst sind wir über Schlötzer's Attribute des Herrschers: Judex, Vindex, Tutor, Dux irresistibilis, inapellabilis, Unus. (Allgemeines Staatsrecht, Abschnitt IV.) hinweg.

sie dem Regenten zu: toute justice émane du Roi; er hat die Initiative, die Begabten die Prüfung; er die Bestätigung, elle s'administre en son nom par des juges qu'il institue. Wir brauchten es aus der baierschen, badenschen, und würtenbergschen Verfassungsurkunde nicht erst zu lernen: daß der Fiskus vor den öffentlichen Gerichten Recht nehmen muß; Friedrich dachte nicht daran, mit dem Fiskus eine Ausnahme zu machen und erfahrungsmäßig können wir am wenigsten daran glauben, daß der Fiskus besser vertreten wird, als die Privaten. Nicht minder erklärte Friedrich die Gerichte frei und unabhängig: er durchhieb mit ihrer ausgesprochenen Inemovibilität den Knoten, den die Politik selbst noch in konstitutionellen Staaten geschürzt hat und ihn so nicht gelöst haben will. Nach Friedrich's Gesetzen darf Niemand willkürlich verhaftet werden: jeder Verhaftete erfährt binnen der kürzesten Frist die Gründe seiner Verhaftung. Er verlangt ausdrücklich unpartheiische, nicht verzögerte und möglichst wohlfeile Rechtspflege *).

*) Man kann nicht sagen, daß die Prozesse alle — das Zählen ist hier schwer — so schnell beendigt werden, als sie beendigt werden sollen, und man muß zugestehen, daß die Rechtspflege nach und nach zu theuer geworden ist. Beides sind Fehler, die vermieden werden können und vermieden werden sollten. Ganz besondern Einfluß hat die Verwaltung der Justiz auf den Kredit, der untergraben ist, wenn den Gläubigern nicht schneller geholfen wird. Kaum kann es eine schlechtere Exekutionsordnung geben, als die französische: sie hält mit der Theorie der preußischen gar keinen Vergleich aus, und es liegt nur in der schlechten Ausführung der letztern, wenn die Kreditoren so viel leiden, als ob die französische bei uns Gesetzeskraft hätte. Einen größern Vorwurf kann man der preußischen Justizverwaltung nicht machen.

Wer die preußische Prozeßordnung kennt, kann nicht anders, als von ihr aussagen, daß sie der Erforschung der Wahrheit möglichst günstig ist, jede Willkür und Chikane möglichst zurückhält, den Umständen und Sitten anpassend und den Fortschritten der Rechtswissenschaft entsprechend ist. Die sogenannte Kabinetsjustiz hat Friedrich von sich ausgeschlossen, nicht minder die Justiz von der Administration getrennt; und da endlich das schriftliche Verhandeln die Oeffentlichkeit der Rechtspflege nichts weniger als ausschließt, so wird auch diese der preußischen nach Friedrich's Gesetzgebung nicht abzusprechen seyn. Das sind die Anforderungen der Konstitutionellen und — der Himmel wolle uns bei dem lassen, was wir haben! Jenes öffentliche mündliche Verfahren, das allerdings den Weg abkürzt und beschleunigt, auch zweifelsfrei das Prozessiren wohlfeiler macht, schließt die Gründlichkeit aus, giebt den Anwälden mehr Einfluß und führt zu dem leichten Sinn, vor welchem die Gerichtsstuben nicht genug bewahrt werden können.

Es hat nicht an einzelnen Akten der Ungerechtigkeit gefehlt, die unsern Friedrich während seines Lebens und nach seinem Tode vorgeworfen sind. Er hätte zum Beispiel schlechtes Geld nicht als gutes sollen ausgeben lassen, bei Entlassung des Militairs nach seinen Kriegen auf die Versorgung der Entlassenen mehr bedacht seyn mögen und dgl. m. Aber es wird ihm kein Akt vorgeworfen werden können, den nicht entweder die Noth entschuldigte, oder der anders zu vermeiden war, als wenn er die Menschheit ausziehen, des Menschseins sich zu entübrigen vermocht hätte. Man macht sich selten so vieler ungerechten Urtheile schul-

dig, als mit denen über die Regenten auf den Thronen. Sind die Verstorbenen ihr Gegenstand, so werden die Umstände, unter denen sich dies oder jenes zutrug, nicht nur häufig vergessen, sondern auch der Geist übersehen, der zu ihrer Zeit herrschte. Man hat Friedrich oft den Vorzug verdacht, den er dem Adel gab; aber welche Vergangenheit hat der Adel verlieren müssen, um eine Gegenwart einzutauschen, deren Wesen mit dem der ersten keinen Vergleich aushält! Es ist keinesweges zu loben, daß Friedrich seinem Bürgerstande nicht mehr zutraute; denn auch er konnte schon erfahren, daß er wenigstens eben so viel Werth hatte, als sein Adel. Kann man indeß in Ruhe erzeugen, was sich in der Revolution aufdringt? Urtheilen wir heute über lebende Regenten, und können wir beweisen, daß sie ihre Zeit nicht begreifen, dann ist unser Tadel gerechtfertigt; und daß sie ihre Zeit nicht begreifen, können wir von ihnen aussagen, wenn sie das Streben der Völker nach Konstitutionen nicht dadurch zu beschwören vermögen, daß sie sich nur frei machen von den lästigen Formen, übrigens aber den Regierten gewähren, was sie zu verlangen haben. Worin dies besteht? Dies ist lange nicht so schwer zu finden und auszudrücken, als die Philosophen den Zweck und Gegenstand ihrer Wissenschaft, Gott und die Welt, schwer zu erkennen gemacht haben. Die einen wollten das An sich Gottes und der Dinge erkennen; zu ihrer Gott-Menschheit muß ihnen Vater, Sohn und heiliger Geist dienen, und nachdem uns ihr dialektischer Apparat mit seiner ganzen, den heiligen Schein fördernden Terminologie lange aufgehalten, wissen wir von dem An

sich Gottes nicht mehr, als so viel, daß es ewig unerkennt- lich seyn wird und wir an nichts zu glauben haben, wenn wir den Glauben der Offenbarung, den Glauben an Got- tes Weltschöpfung aufgeben. Sie ist die ganz Vortreffliche; aber sie ist nicht der gegenwärtige Gott. Es ist Weis- heit und Tugend, mit ihr zufrieden zu seyn, es steht im Einzelnen nur schlecht mit ihr, weil Gott das so wollte; aber als Philosoph behaupten, daß er nicht lauter Gutes und Vollkommnes aus sich herausarbeiten konnte, das ist unrecht. Die andern wollen zwar vom Glauben in der Metaphysik nichts wissen; sie supponiren aber, um das gött- liche Ur- ich mit dem menschlichen Ich- er beizubehalten, irgend einen Geisterfall, und erklären so die unleugbaren Er- scheinungen des Seyns: Vergänglichkeit, Zeit und Tod. Wie- der andere wollen von einem absoluten Wissen nichts wissen; sie machen uns nicht Gott gleich und verlangen von uns keine andere Weisheit, als die menschliche. Mit diesen wollen wir es halten, wo es das Urtheilen über Regenten gilt: mit ihnen, weil sie uns zur Bescheidenheit führen und uns bescheiden bleiben lassen. Ich, von Grund der Seele preußisch, bin das und bleibe es, bis ich überzeugt werde, daß ein preußischer König entwe- der selbst seine Zeit nicht begreift, oder so schwach ist, sei- nen Geist für sich zu behalten und es zuzusehen, daß die Chefs seiner Regierung nicht in demselben handeln. Frü- her laß' ich mich von keinem Meinungs-Strom wegreißen; denn bis dahin läßt mir die Tugend des Königs meine Gesinnung, und der Vergleich seiner Zeit mit der Frie- drich's bringt mich nicht um sie.

Friedrich fand für seine Idee der Gesetzgebungs- und Gerechtigkeitspflege und Verwaltungs-Verbesserung einiges Bewußtsein seines Vorfahren auf dem Thron; angefangen aber ziemlich nichts, und überhaupt, auch für sein übriges Wirken, so viel zu thun, daß seine Regierung als die thätigere, Friedrich Wilhelm's des Dritten Regierung, Rücksichts der innern Verwaltung, als die ruhigere, nicht sowohl die Bahn brechende, als sie nur ausbessernd betretende erscheint. In diesem Unterschied liegt ein Erklärungsgrund wirklicher und scheinbarer Irrthümer und Fehlgriffe, die hin und wieder der Regierung Friedrich's zum Vorwurf gemacht werden. Je mehr unter Friedrich Wilhelm nur bei- und frisch zu erhalten ist, desto mehr wird die Geschichte seine Werkzeuge kontrolliren, ob sie den Ansprüchen genügen, die die Regierten hauptsächlich an sie zu machen berechtigt sind. Schwieriger ist die Lage des jetzigen Königs gegen den für einen großen Theil Europa's bis zum Ueberströmen vollen Strom der Volks-Souveränetät, dem man zum Theil umflug genug die Richtung geben will, die zum republikanischen Königsthym ohne weitere Vermittelung zwischen König und Volk führen soll. Nur eine Vertretung: Vertretung des Volks in einer Kammer, Kammer der Deputirten des Volks; allenfalls noch eine zweite, die der Pairs, aber nicht erblicher. Friedrich der Zweite hatte auch gelesen und kannte:

die Ansichten der Staatsmänner des alten Roms über die Vortheile der beschränkten Monarchie;

die lex regia, die mit einer Konstitutionsurkunde wenigstens entfernte Aehnlichkeit hat;

Cicero: Optime constitutam rempublicam, quae ex tribus generibus illis, regali, optimatum et populari modice confusa sit. De legib. Id enim tenetote quod initio dixi, nisi aequabilis haec in civitate compensatio sit et juris et officii, et muneris, ut et potestatis. Satis in magistratibus, et auctoritatis in principum consilio, et libertatis in populo sit, non posse hunc incommutabilem reipublicae conservari statum. De republ.

Indeß ist seine Regierung nicht der sicherste Beweis davon: daß er den Zweck und Begriff des Staats richtig aufgefaßt hatte? denn, was ist der Staat anders, als „eine „Gesellschaft, durch deren Stiftung sämmtliche Glieder aus „dem Zustande der beständigen Rechtsgefährdung (dem Na„turstande) in den Zustand der beständigen Rechtssicherung „(den Bürgerstand) übergehen.“ Er that alles dafür, daß seine Gesetzgebung als eine nationale, als das Ergebniß eines gemeinsamen Willens, erkennbar seyn und er nur als nothwendiger Inbegriff aller einzelnen Staatskräfte erscheinen möchte. Es ist wahr, daß die monarchische Form mit ihrer für die Vollziehung so vortrefflichen Einheit des Willens besser und herrlicher dastehen würde, wenn Eigensinn des Fürsten und Hof-Intriguen jenen Eindruck nie schwächten. Aber führte Friedrich's Eigensinn nicht am Ende zum Guten, und von welchen auf das Ganze nachtheilig wirkenden Hof-Intriguen unter seiner Regierung wissen wir denn? Diese sind ja überhaupt so leicht zu vermeiden, daß dazu Friedrich's Geist erst nicht nöthig war. Es ist ja im Grunde nur der empfohlenen Gnade zu mißtrauen, um für die begründete desto mehr Fonds zu behalten.

Es ist wahr, daß die Aristokratie für die kräftige Ausführung großer Pläne und Unternehmungen befähigt und die Vermuthung eines Ehrgeizes für sich hat, der, weil er vom Stande ausgeht, mit seinem Verlust den des Standes nach sich zieht. Indeß, waren es nicht gerade diese Rücksichten, die unsern Friedrich leiteten und seinen Nachfolger darum so nicht leiten müssen, weil sich die Umstände geändert haben und es mit dem Ausschließungsgeist nicht mehr an der Zeit ist?

Es ist wahr, daß die republikanische Verfassung Tugenden entwickelt, die in den Monarchien schlafen; aber diese Tugenden erzielen nichts, als daß sie den Strom der Laster eine Zeit lang aufhalten, eine Zeit lang den Keim des Unterganges, den jede Republik in sich trägt, unterdrücken. Doch haben sich unter Friedrich's Regierung nicht nachhaltiger wirksame Tugenden entwickelt? Friedrich bereitete mit seiner gerechten, umsichtigen, im ausdauernden Fleiß und ununterbrochener Aufmerksamkeit beharrlichen Regierung den Zustand vor, dessen sich die Preußen unter der Regierung ihres Friedrich Wilhelm des Dritten erfreuen — den Zustand, in welchem wir die Wohltaten der Einheit des Willens genießen, so viel Aristokratie behielten, als nothwendig ist, und im Volke eine Aufklärung gewannen, die gegen den Despotismus der Monarchie und der Aristokratie schützt, durch welche der Bürgerstand zur Theilnahme an den Rechten und an dem Einfluß des Adels befähigt ist. Es wird die Frage seyn: ob England mit seiner Willens-Einheit, mit seiner konsequenten Aristokratie und energischen Demokratie weiter kommen wird? Ohne gegebene Landes-Konstitution unterhandelt unsere Regierung

mit uns: darum bedarf es keiner demokratischen Veränderungen, mit Blutvergießen besudelt. Wohl uns, daß wir des auf Rednerbühnen entwickelten Verstandes, der auf Rednerbühnen entwickelten Beredsamkeit und Geistesgegenwart nicht bedürfen; wir erleben dafür auch kein Gezänk und Possenspiel auf unsere Kosten, und haben nicht zu besorgen, daß der größere Verstand, die größere Beredsamkeit und Geistesgegenwart zu unserm Nachtheil durchdringen, wie oft auf dem Forum des alten Roms das Geschrei den Sieg davon trug; wir haben nicht zu besorgen, daß unsere Ministerien etwas hin- oder einwerfen müssen, weil die Kammern, oder welchen sonstigen Namen man diesen zahlreichen Versammlungen giebt, beschäftigt und in Athem erhalten werden wollen und sollen. Wir sind mit Nutzen vorgeschritten, weil wir langsam vorschritten, nicht, wie in Frankreich, wo es 1789 nur um Freiheit und Gleichheit ging, wo man nach dem 9. Termidor von Ordnung sprach und von Gnade, 1800 an nichts, als an Ordnung und Größe dachte, 1815 nur Ruhe und Frieden und später eigentlich die Reihe wieder von vorn anfangen wollte.

Unter solchen Umständen war und ist an Stabilität nicht zu denken, in den Verwaltungs- und allen übrigen Systemen nur Veränderlichkeit zu erwarten und zu sehen, wie bald der Leichtsinn über 40 Milliarden Assignaten ausgiebt, bald Hunderte von Millionen in den Kellern der Schlösser ohne gemeinsamen Zweck angehäuft werden. So mußte es der Konvent, so mußte es Napoleon machen. In Frankreich wollte nach den Siegen in Amerika Jeder Seesoldat werden: die Schlacht bei Trafalgar kühlte diese Begierde. Wir haben die Schlacht bei Jena verloren und unser Mi-

litair steht in nie gesehener Kraft und Ehre da. Preußen hat nur dafür zu sorgen, daß Europa das Vertrauen zu ihm behält, es wolle nicht Vieles auf einmal, sondern immer ein und dasselbe. Es hat lange genug gedauert, ehe in England die Katholiken emancipirt wurden. Ist diese Emancipation ein Glück für das Land, so hat es dasselbe seinem Minister (Canning) zu verdanken, und geht die Reformbill durch, wieder seinem Minister (Grey): wenigstens muß man hoffen, daß Bristol und Konsorten, daß Volksrasereien mit einem Wort, die Regierung nicht zwingen. So wenig ist das Gros der Menschheit im gesellschaftlichen Leben in der Zivilisation vorgerückt, daß gerade in konstitutionellen Staaten den liberalen Ideen für ihre Ausführung die mehrsten Hindernisse in den Weg treten. Wo war je mehr Furcht vor den Ansprüchen der Römisch-Katholischen auf politische Gewalt und geistliche Suprematie, wo die Anhänglichkeit an die Verfassung hartnäckiger, den gesellschaftlichen Zustand verkennender, als in England? Wo wird das Volk mehr daran gewöhnt, sich mit Redensarten abfertigen lassen zu müssen? z. B. 1828, als gleichzeitig im Parliament Jenkinson über die türkisch-griechische Fehde sich äußerte: daß Englands Politik sich sehr wohl mit dem Grundsatze vertrage: „eine unterdrückte Nation „habe unter gewissen Umständen das Recht, ein unerträg- „liches Joch abzuschütteln," und Brougham den alten und getreuen Verbündeten Englands, den frommen und liberalen Kaiser der Türken, in den Vordergrund stellte. Wenn der Gerechtigkeitssinn zweifelsfrei eben so nach möglichster Vervollkommnung der Gesetzgebung strebt, als er, ohne sie, in guten Willen ohne Erfolg untergeht: so erin-

nert gerade eines Engländers Vorwurf des Mangels an Gerechtigkeitssinn an den Balken im eigenen und den Splitter im fremden Auge, da Peel's und Brougham's Bemühen für die Verbesserung der Gesetzgebung bewiesen, daß im Verkehr der Minister mit den vertretenden Körperschaften die Entstehung guter Gesetze am schwierigsten ist. Vermochte denn etwa das Parliament Wellington's Oberbefehlshaberton zur Beschränkung der Kornbill von sich abzuhalten? Wußte der Kardinal Herzog von La Fare die Gesellschaft Jesu nicht lange genug gegen ihre eigene Geschichte in Schutz zu nehmen, und die Schüler der Vernunft als Adepten eines den Thron und die Religion umstürzenden Philosophismus zu bezeichnen? Was ist Frankreich's berüchtigter Straf-Skala's-Versuch gegen die Preßfreiheit anders, als der sprechendste Beweis davon, daß man den gesellschaftlichen Fortschritt mit provisorischen Maßregeln hemmen zu können wähnt? Wer keine Preßfreiheit will, muß erst die Konstitution abschaffen; denn die Preßfreiheit ist nun einmal die Seele des konstitutionellen Systems. Europa müßte untergehen und ohne alle Erinnerung, ohne alles Bewußtsein der Vorzeit wieder auferstehen, wenn es möglich werden sollte, daß der Edelmann im Preußischen den Bauer für 24 Gulden todtschießen kann, wie solches heute noch in einem zu Europa gehörigen Lande möglich ist. Damit wären wir indeß noch nicht weit gekommen; viel weiter sind wir, so weit, daß wir unserer Aristokratie, um ihrer geschichtlichen Tradition willen, weder guten Willen, noch scharfen Verstand zutrauen, daß wir von Einsichten durch Familien-Tradition uns nicht einmal einen Begriff machen wollen, weil wir damit an dem

Stand-

Standpunkt, auf dem wir uns befinden, verzweifeln würden. Und im aufgeklärten Frankreich war es die Einsicht durch Familien-Tradition, mit der man die Erblichkeit der Pairie retten wollte. Es ist recht gut, wenn man unter solchen Umständen und für solchen Zweck der Tradition gar nicht gedenkt; es bleibt damit das tradirte Schlechte verschwiegen. Wir, denk' ich, würden weiter kommen, wenn wir die Erblichkeit unserer Pairie damit vertheidigten, daß sie der Wahlen-Ungewißheit nicht ausgesetzt wird, während es nicht wahrscheinlich ist, daß unter 100 Pairs nicht wenigstens 10 kluge seyn sollten, die von den übrigen 90 wenigstens 46 auf ihre Seite ziehen. Wie glücklich sind wir Preußen und mit uns alle, die sich noch nicht verdreht machen ließen, daß wir, um uns die unschätzbaren Tugenden der Konsequenz und Beständigkeit zu bewahren, nicht der konstitutionellen Monarchie, d. h. nicht erst eines Mittels bedürfen, das eben so bald und so leicht inkonsequent und unbeständig machen kann. Mag das Ministerium alt werden: bleiben nur in seinen Räthen die Kraft und Energie, an denen man erkennt, daß sie den Zeitgeist begreifen! Dann kann es nicht wahr werden, was Benjamin Constant dem Ministerio Karl's des Zehnten Wahres in's Gesicht sagte: „daß es sich krampfhaft an den Thron klammere, den es betrüge: an den Thron, den es vom Volke sondere!"

Also bitten wir Ihn, der ganz gewiß lebt, von jeher regiert hat und ewig regieren wird:

Gott! erhalte den König!

Kosmophilos.

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

Lucian spricht in einem seiner Programme von einem merkwürdigen Bilde, das er bei den Kelten gesehen haben will. Seiner Behauptung zufolge stellt dies Bild einen Herkules, wenngleich diesen auf eine Weise dar, die von der griechischen wesentlich abweicht. Die Beschreibung, welche der geistreiche Grieche von diesem Kunstwerke macht, enthält folgende Züge:

Der angebliche Herkules ist ein Greis mit voller Glatze, wenigen Silberhaaren, starken Runzeln und einem von der Sonne verbrannten Gesichte. Dies alles ist so auffallend, daß man, wie Lucian sagt, ihn weit eher für einen Charon, oder für irgend einen andern Unterirdischen halten konnte, als für einen Herkules. Die Attribute entscheiden: nämlich die Löwenhaut, die Keule in der Rechten, ein Köcher zur Seite und ein gespannter Bogen in der Linken. Damit aber ist nicht alles abgemacht. Der keltische Herkules zieht eine große Menge von Menschen nach sich, die an den Ohren angespannt sind. Das Seil ist eine Kette von Gold und Bernstein, dem zierlichsten Halsschmucke ähnlich. Wie zart nun auch das Band ist: so fällt es doch Keinem ein, sich zu sträuben, oder davon zu laufen. Alle folgen vielmehr froh und guter Dinge, muntern sich unter einander auf, loben den Führer, eilen so sehr, daß das

Seil schlaff wird, und haben ganz die Miene, als ob sie trostlos seyn würden, wenn man sie frei ließe. „Ich darf nicht vergessen" — fügt Lucian hinzu — „zu bemerken, was mich an diesem Bilde am meisten frappirt hat. Der Künstler, welcher nicht wußte, wo er den Anfang der Kette befestigen sollte, nachdem er die Rechte mit der Keule, die Linke mit dem gespannten Bogen ausgefüllt hatte, durchbohrte die Zungenspitze, ließ die ganze Menschenmasse von ihr gezogen werden und gab dem Gesichte des Gottes eine Richtung nach rückwärts hin, in welcher er lächelte."

So weit Lucian. Er sagt nicht, wo er dies Bild gesehen hat; nur der Zusammenhang, in welchem er davon spricht, läßt vermuthen, daß er es wirklich gesehen habe. Da ihm nichts entschiedener ist, als daß die Kelten einen Herkules haben darstellen wollen: so hält er sich nicht bei der Auslegung des Bildes auf: die Löwenhaut, die Keule in der Rechten, der gespannte Bogen in der Linken, sind ihm genug, um nur eine mythologische Darstellung in dem Bilde wahrzunehmen.

Gleichwohl war das Bild eine allegorische Darstellung.

Doch welche?

Die einer guten Regierung, wofern nicht alles täuscht.

Der abgelebte Greis mit voller Glatze, grauen Haaren, starken Runzeln und einem von der Sonne verbrannten Gesichte — was konnte er anders ausdrücken, als — einen Senat? Man weiß, daß die Kelten in einer Verfassung lebten, die, welche Benennung sie auch führen mochte, einer republikanischen sehr nahe kam. Der Geist nun, den diese Art von Verfassung erzeugt, ist zu allen Zeiten der-

selbe gewesen; nämlich strenges Halten auf Grundsätze, mög-
lich-große Unveränderlichkeit des Verfahrens, Abscheu vor
allen Neuerungen und Experimenten, Schonung der Unter-
thanen, wäre es auch nur aus Mangel an Stärke. Wir
haben uns also nicht darüber zu wundern, daß die Kelten
ihre Regierung lieben.

Die Löwenhaut, die Keule in der Rechten, der ge-
spannte Bogen in der Linken sind die natürlichen Symbole
der Macht. Denn einer Regierung darf es nicht an den
Mitteln fehlen, gegebene Gesetze zu vollziehen, und diese
Mittel müssen so beschaffen seyn, daß sie Furcht einflößen.
Wehe der Regierung, welche Bedenken trägt, von diesen
Mitteln Gebrauch zu machen! Sie würde verloren seyn
und kein Gott sie zu retten vermögen. Das Einzige, wor-
auf sie zu achten hat, ist, daß sie ihre Macht nicht an-
wende, um Gesetze zu vollziehen, welche so unvollkommen
in sich selbst sind, daß sie nicht vollzogen werden können;
denn in einem solchen Falle werden Löwenhaut und Keule
und gespannter Bogen zu unnützen Werkzeugen.

Die Kette von Gold und Bernstein giebt viel zu den-
ken. Beide Materialien sind von dem Künstler, wie es
scheint, mit großem Bedacht gewählt. Die anziehende Kraft
des Bernsteins erleichtert der Regierung ihr Geschäft, und
der bloße Gedanke einer aus Bernstein und Gold zusam-
mengesetzten Kette ist so schön, daß man ihn schwerlich an-
wenden kann auf die Finanz-Systeme der gegenwärtigen
Zeit, ohne einzugestehen, daß von den modernen Regierun-
gen viele durch die Trennung des Bernsteins von dem Golde
dahin gelangen, daß sie unterdrücken und erschöpfen. Ohne
hier viel zu sinnbildern: wo ist das Finanz-System, wo-

bei eben so sehr der Vortheil der Kontribuablen wie der Vortheil der Regierung berücksichtigt wäre?

Nicht minder regt die Befestigung der Kette von Gold und Bernstein auf der einen Seite an den Ohren der Unterthanen, auf der andern an der Zungenspitze der Regierung das Nachdenken an. Die Löwenhaut, die Keule in der Rechten und der gespannte Bogen in der Linken beziehen sich nur auf den Frevler, welcher die gesellschaftliche Ordnung dadurch unterbricht, daß er seinen Privat-Vortheil obenan stellt und ihm das allgemeine Wohlsein unterzuordnen strebt. Für den Gutgesinnten giebt es eine andere Macht: die der Ueberredung. Vernunft und Gehör sind die Grundbedingungen aller Vergesellschaftung, sofern diese auf dem Verhältniß der Regierung zu den Regierten beruht. In dem Fortgange der Entwickelung des menschlichen Geschlechts ist in dieser Beziehung das Auge an die Stelle des Ohrs getreten; denn das lebendige Wort hat sich, nach und nach, in ein Buchstaben-Wort verwandelt, welches nur mit dem Auge aufgefaßt werden kann.

Der vorschreitende Greis, der sich lächelnd nach denen umsieht, welche ihm folgen, kann als ein vollendender Zug in diesem allegorischen Gemälde betrachtet werden. Trotz aller scheinbaren Stätigkeit, bleibt die Regierung mit ihren Ideen nicht auf einem und demselben Fleck; denn das ist in sich selbst unmöglich, weil die Gesellschaft unter ihrer Obhut wächst, und die gesellschaftlichen Verhältnisse immer mannichfaltiger und zusammengesetzter werden. Aber indem sie vorschreitet, ist ihr alles daran gelegen, daß die Regierten willig folgen, und die Freude, die sie darüber empfindet, ist ihr süßester Lohn.

Man könnte fragen: warum Lucian das Bild des keltischen Künstlers nicht eben so aufgefaßt habe?

Hierauf sind unstreitig mancherlei Antworten möglich. Die, welche wir geben, hat wenigstens den Vorzug, daß sie den Zeiten entspricht, wo Lucian seine Programme schrieb. Es ist folgende:

„Freiheit und Recht sind Dinge, welche, unter gewissen Umständen, dem Gefühl und dem Verstande so fremd werden, daß, wie man sich auch darüber ausdrücken möge, der Mißverstand unvermeidlich ist. Im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wo Lucian lebte, herrschten solche Umstände in dem ungethümen Römerreiche vor. Wundern wir uns also nicht darüber, daß Lucian ein allegorisches Gemälde für ein mythologisches nahm und aus dem Kunstwerke nichts zu folgern verstand, was Bezug gehabt hätte auf den früheren Gesellschaftszustand der Kelten und auf ihre Weise, die Dinge zu betrachten.“

Wird aber der geneigte Leser uns den Gefallen erzeigen, das bisher Bemerkte für eine Einleitung zu nehmen, die ihn einführen soll in das Gebiet der Finanz-Kunst oder Finanz-Wissenschaft?

Der Gegenstand, den wir zu verhandeln gedenken, hat seine besonderen Schwierigkeiten, welche zum Theil von der Bezeichnung herrühren. Diese kann ihren Ursprung nur in den Verwandlungen haben, welche die Gesellschaft in den Uebergängen von einem sehr einfachen zu einem je mehr und mehr zusammengesetzten Zustande erfahren hat. Je allmähliger diese Uebergänge waren, desto mehr Aufmerksamkeit und Scharfsinn war erforderlich, um sie zur Vermehrung des öffentlichen Einkommens zu benutzen. Wir

fassen hierbei nichts so scharf in's Auge, als — die Verwandelung der Produkten-Wirthschaft in eine Geldwirthschaft: eine Verwandelung, welche den letzten Jahrhunderten angehört, so weit sie bisher vollendet ist. Die Wörter Financier und Finassier haben allzu viel Aehnlichkeit des Klanges, als daß sie nicht mit einander verwandt seyn sollten. Sofern nun das erste in seiner gegenwärtigen Bedeutung den Staatshaushalter, das letztere, seiner ursprünglichen Bedeutung getreu, denjenigen bezeichnet, welcher Arglist anwendet, begreift man bei den großen Schwierigkeiten, welche die Vermehrung des öffentlichen Einkommens zu allen Zeiten gehabt hat, ohne Mühe, daß Financier und Finassier ursprünglich dasselbe bezeichneten. Leitet man das Wort „Finanz" von dem englischen Worte „fine" (Geldstrafe) ab, so steht die Sache um nichts besser; nur daß alsdann die Gewalt zur List tritt, indem derjenige, der eine Strafe auflegt, auch die Macht haben muß, die zur Vollziehung derselben erforderlich ist: Strafe und Steuer sind in dieser Voraussetzung eins und dasselbe, während beide nothwendig wesentlich verschieden sind, und schwerlich jemals haben mit einander verwechselt werden können. Die Gesellschaft kann nämlich gedacht werden, ohne daß irgend eine Strafe zu ihrer Fortdauer nöthig ist; die Gesellschaft aber kann nicht gedacht werden ohne ein anhaltendes Zusammenwirken ihrer Glieder; und da die Steuer der Ausdruck dieses Zusammenwirkens ist, so ist sie zugleich die Bedingung aller öffentlichen und Privat-Wohlfahrt, so wie aller Fortschritte in der Zivilisation. Ohne Steuer giebt es keine Heerstraßen und Kanäle; denn beides will angelegt und unterhalten

seyn. Ohne Steuer giebt es keine öffentliche Sicherheit, weil diese nur durch Kräfte bewirkt werden kann, die keine andere Bestimmung haben, als Leben und Eigenthum vor Verletzungen zu bewahren. Ohne Steuer fehlt es an einer bewaffneten Macht, welche das gemeinschaftliche Vaterland gegen die Invasionen des Auslandes beschützt. Ohne Steuer giebt es keine Gerechtigkeitspflege, welche die Streitigkeiten der einzelnen Bürger schlichtet, die Selbstrache aufhebt und die Uebertretung der Gesetze ahndet. Ohne Steuer fehlt es an einem öffentlichen Unterricht in Kirchen und Schulen, der Jedem den Geist der Gesellschaft giebt, in welcher er lebt und webt. Ohne Steuer vermissen wir alle die Einrichtungen, welche bewirken, daß jeder sein besonderes Geschäft mit besserem Erfolge, ja mit Erfolg überhaupt treiben kann.

Was ist also die Steuer, wenn man sie nach ihrem Wesen auffaßt?

Nichts mehr und nichts weniger, als die Gegenwaare, wodurch man sich alle Güter, Vorzüge und Bequemlichkeiten des Lebens aneignet: Dinge, welche der Einzelne für sein Wohlsein eben so wenig entbehren kann, als er im Stande ist, sich derselben durch individuelle Anstrengung zu verschaffen; Dinge, die jeden des Nachdenkens fähigen Menschen zur willigen Ertragung der ihm zufallenden Steuerlast dadurch geneigt machen müssen, daß sie ihn an Seneka's Unum me donavit, mihi omnes erinnern. Es wird nämlich in der Steuer durchaus nicht *etwas* für *nichts* hingegeben; es wird vielmehr das Kostbarste, das sich aufweisen läßt — die geordnete und in ihrer Ordnung erhal-

tene Gesellschaft — von jedem Einzelnen um einen sehr mäßigen Preis erkauft: um einen Preis, den er mit Freuden verzehnfachen würde, wenn es sich um die Entbehrung dieses Kostbaren handeln sollte. Auch lehrt die Erfahrung, daß die Menschen, wie schlecht es auch im Uebrigen um ihre Einsicht stehen möge, nicht so unverständig sind, sich der Steuer auf eine unbedingte Weise entziehen zu wollen. Alle Klagen über unmäßigen Steuerdruck haben, wenn man sie genauer untersucht, ihren Grund nicht in der Abneigung von Beiträgen zum allgemeinen Besten, wohl aber in der mehr oder minder gerechtfertigten Ueberzeugung, daß diese Beiträge nicht leisten, was ihre Bestimmung mit sich bringt. Giebt es also keine Sicherheit der Personen und des Eigenthums, und wird überhaupt alles, was die Gesellschaft zu ihrem Gedeihen bedarf, vernachlässigt, so nehmen die Klagen über Steuerlast und Steuerdruck kein Ende; findet hingegen das Umgekehrte Statt, und entspricht die Regierung eines Landes dem von uns kommentirten Bilde eines keltischen Herkules, dann werden die Steuern mit Freudigkeit entrichtet, und nicht genug, daß die Klagen gänzlich verstummen, tritt an ihre Stelle Zufriedenheit und Bereitwilligkeit zu Opfern, so oft diese nothwendig werden. Man kann dies das Naturgesetzliche in dem Phänomen nennen, von welchem hier die Rede ist. Es ist nichts dadurch gewonnen, daß man die Finanz-Wissenschaft als eine solche definirt, welche die Mittel nachweiset, die Bedürfnisse des Staats durch die Hülfsquellen der Gesellschaft zu befriedigen; das, worauf es allein ankommt, ist, das Wie finden zu lehren: eine Aufgabe, die, bei aller Aehnlichkeit,

nie dieselbe ist, und ohne eine gründliche Kenntniß der gerade vorhandenen gesellschaftlichen Beziehungen schwerlich gelöset werden kann.

In früheren Zeitaltern reichte das Einkommen des Landesfürsten sammt einigen Tributen, welche die Unterthanen von einer Zeit zur andern bewilligten, für alle Bedürfnisse des Staats hin. Damals bestand die Finanz-Wissenschaft in der Verwaltung der Einkünfte des Suveräns und war von der Verwaltung des Privat-Einkommens sehr wenig verschieden. Es verschlug in der That nur wenig, daß der Umfang der erstern mit der Mäßigkeit der letztern kontrastirte; daß jene die Anstellung vieler Vorgesetzten über die ganze Oberfläche des Reichs hin nothwendig machte, und daß dieses nur die Sorge des Hausvaters in Anspruch nahm. Dies veränderte nichts, weder an ihrer Beschaffenheit, noch an ihren Ergebnissen. Aus der Gleichartigkeit beider Einkommen in diesem Zeitabschnitte der Zivilisation ist die Meinung entstanden, daß die Verwaltung der Finanzen eines Staats sich nicht von der Führung häuslicher Angelegenheiten unterscheide, und daß jeder, der einem großen Hauswesen vorzustehen weiß, ein guter Finanz-Minister seyn werde: eine Meinung, der, wie man bekennen muß, weder Wahrheit noch Zuverlässigkeit fehlt, in Zeiten, wo der Suverän seine Einkünfte mit den jeweiligen Tributen des Volks vermengt, beide von seinen überall verbreiteten Beamten in Empfang nehmen und seine Ausgaben durch besondere Schatzmeister bestreiten läßt, die mit seinen allgemeinen Schatzmeistern in Verbindung stehen. In einer solchen Lage der Dinge giebt es keinen, oder einen

nur geringen Unterschied zwischen der Verwaltung der Finanzen eines Fürsten und der des Einkommens der Vornehmen, welche an seinem Hofe oder in der Hauptstadt leben. Der berühmte Thuanus, welcher der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts angehörte, mochte nicht Unrecht haben, wenn er in der Finanz-Wissenschaft nichts weiter sah, als die Kunst eines Kommis.

Einen umfassenderen Begriff muß man sich von ihr machen in zivilisirten, reichen und volkreichen Jahrhunderten, wenn der Suverän weder ein eigenes Einkommen, noch besondere Tribute hat, oder wenn das, was von beiden übrig geblieben ist, nicht mehr ausreicht für die Bedürfnisse des Staats, und wenn man die Last auf die Schultern eines jeden Einzelnen verlegen muß, und zwar nach Maßgabe seiner Fähigkeit, sie zu tragen. Seit dieser neuen Ordnung der Dinge dehnt sich die Finanz-Wissenschaft aus über alle Zweige des persönlichen, kollektiven und allgemeinen Reichthums; sie folgt ihm in allen seinen Abtheilungen und Verzweigungen bis an die äußerste Gränze seines Umlaufs; sie schreibt ihm auf jedem seiner Schritte Gesetze vor, und diese sind nicht selten so beschaffen, daß sie die Wohlfahrt der Völker, die Sicherheit der Regierungen und die Macht der Gesellschaft dadurch in Gefahr bringen, daß sie das Einkommen der Regierung mit dem allgemeinen Einkommen vermengen. In dieser neuen Beziehung gewinnt die Finanz-Wissenschaft eine höhere Wichtigkeit; sie selbst macht Anspruch auf höheres Ansehn, und glaubt sich berufen, unter den politischen Wissenschaften, welche auf die Schicksale der Völker und der Reiche Einfluß ha-

ben, ihren Platz einzunehmen, — den ersten sogar, weil jede Thätigkeit der Regierung abhängt von dem Erfolg, mit welchem sie ihre Operationen vollbringt.

Abgesehen von jener früheren Verwaltung, deren Hauptgegenstand das Einkommen aus fürstlichen Domänen war, hat, in den zivilisirten Staaten der europäischen Welt, die Finanz-Verwaltung drei Quellen, aus welchen sie schöpft; und diese Quellen sind die Produktiv-Fonds, welche durch Ländereien, Kapitalien und Betriebsamkeit gebildet werden. Will man an die Stelle dieser Produktiv-Fonds die Arbeit schlechtweg bringen, so verschlägt dies sehr wenig, vorausgesetzt, daß man zugiebt, jene Produktiv-Fonds seien die Wirkungskreise, in welchen die Arbeit sich vollzieht. Selbst wenn der öffentliche Schatz mit der Beute angefüllt wird, welche in einem glücklichen Kriege den Besiegten abgenommen ist, können die Werthe, aus welchen diese Beute besteht, ihren Ursprung nur in Produktiv-Fonds gehabt haben; Kriegskunst und Finanzkunst sind in einem solchen Falle eins und dasselbe, und wenn die frühere Geschichte der Römer entscheiden darf, so war die Finanzkunst in ihrem ersten Ursprunge nur Kriegskunst. Selbst die Geschichte des Mittelalters zeigt, daß sich die Finanzkunst nur aus der Kriegskunst entwickelt hat. Oeffentliche Finanzen wurden nicht eher nothwendig, als bis man verlegen war um ein vorhaltiges Mittel, die Dienste derjenigen zu bezahlen, welche zum Angriff oder zur Vertheidigung gebraucht werden sollten, d. h. der Soldaten, welche den für den Krieg nothwendigen Aufwand nicht aus ihrem eigenen Einkommen bestreiten konnten; denn während der ersten Hälfte des Mittelalters rückten die Könige auf ihre eigene Kosten

in's Feld, und auch die Lehnträger, welche ihnen folgten, erhielten keinen Sold. In diesen Zeiten war Alles Privat-Eigenthum. Ein Kassenwesen gab es nicht. Die Bande, welche die Gesellschaft vereinigten, waren nur natürliche, nicht künstliche, wie die neuere Zeit sie gegeben hat.

Den Ursprung des heutigen Zollwesens erkennt man, wenn man sich in die Zeiten versetzt, wo sich die Städte zu Gemeinden ausbildeten, welche den Königen für das Zugeständniß, ihre Angelegenheiten durch eigends gewählte Obrigkeiten verwalten zu dürfen, eine Beisteuer zahlten, die in Thorzöllen erhoben wurde. Diese Einrichtung dauerte um so länger, weil die Stadtbewohner sich hinter ihren Mauern vertheidigen konnten, so lange die Erfindung des Schießpulvers noch nicht angewendet war auf die Eroberung fester Plätze. Alle Freiheit der Bewegung muß während dieser Periode in den Städten gesucht werden. Die Bewohner des platten Landes waren davon ausgeschlossen, als solche, die des Widerstandes unfähiger waren. Sie unterlagen daher einer willkürlichen Besteuerung, die von denen ausgeübt wurde, welche die Waffen zu tragen ausschließlich berechtigt waren. Das politische Testament des Kardinals Richelieu beweiset, daß man in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich noch keinen deutlichen Begriff von einer angemessenen Behandlung des Ackerbaues hatte, sofern er, wie jede andere nützliche Verrichtung der Gesellschaft, ein Gegenstand der Besteuerung ist; denn im vierten Paragraph des vierten Kapitels dieses Testaments kommt eine Stelle vor, welche wörtlich folgendermaßen ausgedrückt ist: „Das Landvolk wird nicht beschützt, es wird geplündert; großes Vermögen entspringt

nicht aus Betriebsamkeit, sondern aus Raub." Wirklich war dies die Methode Richelieu's, der sich noch stark genug fühlte, um jede Schaam bei Seite zu setzen. Zwar raubte auch sein Nachfolger (Mazarin), wie er; allein er sprach nicht mehr davon.

Man würde sich im Irrthum befinden, wenn man voraussetzen wollte, der Zweck früherer Stände-Versammlungen, diese mochten allgemeine oder besondere (provinzielle) seyn, sei die Steuerbewilligung gewesen. Ganz andere Gegenstände beschäftigten diese Versammlungen; und der Steuerpflichtige erschien in denselben nicht, um irgend ein Bewilligungsrecht zu üben, sondern um seine Beschwerden vorzutragen, die in der Regel unbeachtet blieben. Nichts brachte dies Resultat so sicher hervor, als die Zusammensetzung der Stände-Versammlungen, in welchen die Privilegirten die Hauptrolle spielten. Wenn dem nicht mehr so ist, so muß man auf den Umstand zurückgehen, daß sich das Ansehen des dritten Standes in demselben Maße vermehrt hat, worin die Bedürfnisse der Regierungen zugenommen haben, und Bevölkerung und Reichthum gewachsen sind. Man hat seitdem seine Zustimmung (laute oder schweigende) für nöthig erachtet; und daher die Repräsentativ-Formen in Ländern, welche (wie man sich darüber ausdrückt) konstitutionell regiert werden, so wie die Finanz-Edikte mit ihren Einleitungen in Ländern, welche jenes angeblichen Vorzugs nicht genießen, und für solche gelten, worin die willkürliche Macht sich alles erlauben darf.

Ganz zuverlässig ist die Verwaltung der öffentlichen Gelder eine sehr wichtige Angelegenheit in den neueren Gesellschaften, nachdem diese so ausgedehnt und so zusammen-

gesetzt zugleich geworden sind. Allein darf dieser Theil der Verwaltung deßhalb für fundamental in dem Mechanismus der Gesellschaften gehalten werden! Es läßt sich zum mindesten daran zweifeln: einmal, weil es Gesellschaften giebt, wo man ihn nicht antrifft; zweitens, weil sich nicht angeben läßt, welche Vervollkommnungen dem gesellschaftlichen Mechanismus bevorstehen, an denen die Finanz-Verwaltung nicht den mindesten Antheil hat; denn wir sind auf keine Weise berechtigt, den erreichten Entwikkelungsgrad für den höchsten zu halten, der in dieser Beziehung erreicht werden kann. Für den Augenblick, worin wir leben, hat die Wichtigkeit der Finanz-Verwaltung freilich dadurch zugenommen, daß der Vorschlag der öffentlichen Ausgaben, d. h. das Urtheil über den Belang der Staatsbedürfnisse, über die Ausgaben, welche zu machen oder zu bewilligen sind, ein Annexum der öffentlichen Verwaltung bildet. Nichts desto weniger aber ist dies nur ein zufälliger Umstand, welcher, wie stark auch sein Einfluß auf das Schicksal der Nationen seyn möge, darauf nicht anders einfließt, als manche andere Künste, z. B. die Kriegskunst. Diese kann, wie die Erfahrung lehrt, so weit getrieben werden, daß sie den Staat über den Haufen wirft: allein sie ist deßhalb noch nicht ein wesentliches Ingredienz für die Fortdauer der Nationen; ihr Einfluß nöthigt uns nur zu einer großen Aufmerksamkeit, wenn wir uns einen, auch nur einigermaßen vollständigen Begriff von den Phänomenen machen wollen, welche das Leben des gesellschaftlichen Körpers begleiten.

Die allgemeine Voraussetzung ist gegenwärtig, daß die Verwaltung der öffentlichen Gelder in nicht-konstitutionel-

len Staaten leichtsinniger und gewissenloser vollbracht werde, als in denjenigen Staaten, die man vorzugsweise konstitutionelle nennt. Um eine solche Voraussetzung in eine erwiesene Wahrheit zu verwandeln, würde vor Allen Dingen erforderlich seyn, den Begriff des Konstitutionellen festzustellen, was gewöhnlich unterbleibt. Sofern Thatsachen entscheiden, dürften sich nicht wenige anführen lassen, aus welchen hervorgeht, daß unter Regierungen, die als willkürliche bezeichnet werden, die Finanz-Verwaltung im höchsten Grade streng und gewissenhaft war. Solche Regierungen waren: die Friedrich Wilhelm's des Ersten und Friedrich's des Zweiten, Könige von Preußen. Was nun während derselben Periode in Frankreich hinsichtlich der Finanz-Verwaltung geschah, will nach einem eigenthümlichen Maßstabe beurtheilt seyn, den man nur in dem alten Gesellschafts-Zustande Frankreichs auffindet: einem Zustande, der die Erhebung öffentlicher Gelder nicht wenig erschwerte durch die Frohnen und Zehnten, welche die Steuerpflichtigen gleichzeitig an den Adel und die Geistlichkeit zu entrichten hatten. Unter diesen Umständen, welche eine wesentliche Verminderung des Produkts der gesellschaftlichen Arbeit mit sich brachten, außerdem aber den freien Austausch der Produktionen nicht wenig erschwerten, — unter diesen Umständen, sag' ich, konnten leicht alle alten und neuen Erfindungen der Fiskalität erschöpft werden, ohne daß den Bewohnern Frankreichs dadurch, in jährlichen Tributen, eine Summe abgenommen wurde, welche derjenigen gleich kam, die seitdem, vermittelst einer gefälligen oder gemißbrauchten Legislatur, gewonnen worden ist. Ist es aber überhaupt nicht erlaubt, in dem Abgaben-System alles auf

das

das Baare zu beziehen, das entrichtet wird: so kann man es höchst zweifelhaft finden, ob Frankreich vor der Revolution nicht mehr entrichtet habe, als in seinem gegenwärtigen Zustande, worin Frohnen und Zehnten wegfallen. Was hätten wohl die verschrieenſten Finanz-Minister Frankreichs für Ursache gehabt, das höchste Maß von Gewalt und List zu erschöpfen, wenn sie in der Gesetzgebung nicht auf unbesiegliche Hindernisse gestoßen wären? Von dem Finanz-Minister Calonne wird ausgesagt, daß er, um die Habgier geltender Personen zu befriedigen, bisweilen am Abend die Einnahme der Opern-Kasse habe in Beschlag nehmen lassen; auch hat man noch nicht vergessen, daß dieser Minister durch eine höchst bewegliche Schilderung der Leiden, welche die angehäuften Kranken in dem Hotel-Dieu von Paris zu dulden hatten, die Bewohner dieser Hauptstadt zur Unterzeichnung eines Kapitals bewog, das zur Errichtung von vier Hospitälern dienen sollte, aber verschwendet wurde, sobald es dem königlichen Schatze anvertraut war. Dergleichen Kunstgriffe sind nicht zu rechtfertigen, weil sie das Vertrauen vermindern, dessen die Regierung bedarf; doch war es nicht die unumschränkte Monarchie, die sie in's Leben rief: denn wäre sie es gewesen, so hätte dieselbe Erscheinung allenthalben von ihr ausgehen müssen, was notorisch nicht der Fall gewesen ist. Zwar hat man nie genug, wenn man sich nicht einzurichten versteht; doch ist dies unter allen Umständen gleich leicht?

„Das Volk,“ sagt man, „zahlt mit größerer Bereitwilligkeit, wenn es die Ueberzeugung in sich trägt, daß seine Abgeordneten, d. h. diejenigen, welche seinen Vortheil zu vertheidigen beauftragt sind, eingewilligt haben in die Be-

steuerung." Dieser Ausspruch kann gegründet seyn; doch ist er es immer nur unter der Bedingung, daß die Forderungen, welche an die Zahlungsfähigkeit des Volks gemacht werden, ein gewisses Maß nicht übersteigen. Die Einkommen-Taxe, welche das brittische Volk während der sechs letzten Jahre des französischen Revolutions-Krieges zu zahlen hatte, wurde keinesweges bereitwilliger gezahlt, weil das Unterhaus des Parliaments sie nicht hatte versagen können: die, welche diese Steuer einzufordern hatten, waren immer höchst unwillkommen und mußten sich sehr viel Unangenehmes gefallen lassen.

Ueberhaupt reicht ein bloßer Anschein von Legalität nicht aus, damit ein Volk starken Ausgaben zu Hülfe komme. Will man die Steuerlast beträchtlich vermehren, so muß eine bedeutende Entwickelung der Betriebsamkeit vorangegangen seyn; diese aber setzt wiederum nicht bloß Kapitalien von großem Umfange, sondern auch fortschrittliche Unterweisung und sehr viel Thätigkeit des Geistes voraus. Daher die Nothwendigkeit, worin sich die Regierungen befinden, dem Genius des Jahrhunderts zu folgen, und die öffentliche Meinung auf ihrer Seite zu haben. Eine Regierung, wie z. B. die spanische ist, kann das höchste Maß von Gewalt und List erschöpfen, um zu einem höheren Steuer-Produkt zu gelangen: so lange sie auf dem theokratischen Fundament, worauf sie bisher bestanden, beharrt, sind alle ihre Bemühungen vergeblich; ja, je mehr Gewalt und List sie anwendet, um zum Ziele zu gelangen, desto sicherer entfernt sie sich von demselben, indem sie Quellen versiegen macht, die nicht ganz unergiebig waren.

Hiernach läßt sich beurtheilen, mit welchem Rechte

man von einem Finanz-Minister (wie es nur allzu oft der Fall gewesen ist) verlangt, daß er unerschöpflich sei an Mitteln, die Steuerpflichtigen zu neuen Opfern zu bewegen. Zugleich aber läßt sich hieraus abnehmen, wiefern Montesquieu die Wahrheit auf seiner Seite hatte, wenn er sagte: „Man kann nach Verhältniß der Freiheit der Unterthanen stärkere Tribute auflegen *).“ Alles kommt darauf an, wie man das Wort „Freiheit“ interpretirt. In seiner allgemeinen Bedeutung genommen, sagt dies Wort in diesem Zusammenhange gar nichts; versteht man darunter einen gesellschaftlichen Zustand, worin die individuelle Kraft innerhalb der Schranken guter Gesetze sich frei bewegen und die geistige Entwickelung sich in allen Richtungen ausdehnen kann: so enthält jener Satz nichts, was sich bestreiten läßt. Dies Alles erinnert also nur an den keltischen Herkules, der, trotz der Keule in seiner Rechten und trotz dem Bogen in seiner Linken, alles durch die Kette von Gold und Bernstein bewirkt, deren eines Ende an seiner Zungenspitze befestigt ist, während das andere sich um die Ohren derer schlingt, die er nach sich zieht und die ihm so willig folgen.

Annehmen, daß das, was man in unseren Zeiten vorzugsweise eine konstitutionelle Regierung nennt, ein Volk gegen eine schlechte Finanz-Verwaltung beschütze, heißt, aller Erfahrung Hohn sprechen. Diese vorzugsweise sogenannte konstitutionelle Regierung hat ihren Charakter darin, daß eine Volks-Repräsentation Theil nimmt an der Bildung der Gesetze, folglich auch an der Bildung derjenigen

*) S. Esprit des Lois Liv. XIII. ch. 3.

Gesetze, welche die Besteuerung betreffen. Allein was könnte wohl eine solche Volks-Repräsentation versagen, wenn die Verwaltung eine Ausgabe (was auch der Gegenstand derselben seyn möge) einmal nothwendig gemacht hat? Man versetze sich in die Zeiten des französischen Revolutions-Krieges, wo William Pitt das Staatsruder in England führte. Welche Anleihe, welche Erhöhung direkter und indirekter Steuer, kurz welche Finanz-Maßregel hätte das Unterhaus des brittischen Parliaments ihm versagen mögen! Wir haben keinesweges die Absicht, einen Schatten auf den Charakter des genannten Staatsmanns zu werfen, der vielleicht nur seinem Gewissen gemäß handelte, als er das englische Volk mit Lasten beschwerte, denen es im Verlauf der Zeit unvermeidlich unterliegen mußte; aber wir fragen: welchen Schutz fand das englische Volk in seinem Unterhause, d. h. in seinen Repräsentanten? Ist ein Finanz-Minister nicht allwissend — eine Voraussetzung, welche in keinem Falle zulässig ist — ist er ferner nicht unterstützt von einer unbeugsamen Rechtschaffenheit, und findet er in der politischen Konstitution keinen Anlehnungspunkt gegen die Forderungen derer, die am Hofe gelten: so erneuert sich nur allzu leicht jener schändliche Trafik, der in England unter dem Ministerium Robert Walpole's seinen Anfang nahm, d. h. die Autorität bemächtigt sich der Stimmenmehrheit durch Liebkosungen, Begünstigungen, Aemter, Sinekuren und sogar durch Banknoten, welche geladenen Gästen unter die Serviette ihres Tellers gelegt werden, indem man dabei von der Maxime ausgeht, „daß Jeder seinen Preis habe, um welchen er sich verkaufe.“ Wo bleibt alsdann der Schutz, den ein Volk in seinen Repräsentanten zu haben

glaubt? Ehemals verschaffte man sich Geld durch Soldaten, und Soldaten durch Geld; und wer erinnert sich nicht des Ausspruchs Wallenstein's, als er darauf drang, daß man ihm 30,000 Mann bewilligen müsse, wenn es ihm nicht an Mitteln, sein Heer auf den Beinen zu erhalten, fehlen sollte? Gegenwärtig ist es dahin gekommen, daß man sich Steuern verschafft mittelst der Legislatur, und bequeme Gesetzgeber mittelst der Steuern. Der Unterschied zwischen Ehemals und Gegenwärtig dürfte, im rechten Lichte betrachtet, nicht wesentlich seyn.

Mehre Regierungen neuerer Zeit haben sich zu keinem andern Zwecke dem vorzugsweise sogenannten konstitutionellen Systeme angeschlossen, als um sich durch berathende Versammlungen von dem Gehässigen starker Geldforderungen loszusagen, und die angenehme Sorge, welche die Ausgabe in sich schließt, für sich zu behalten. Die arbeitende Klasse, sie, welche als die einzige Quelle aller Reichthümer betrachtet werden muß, hat dabei auf keinem Punkte der europäischen Welt gewonnen: es sei denn dadurch, daß die größeren Anstrengungen, worin sie sich versetzt sah, hie und da zu neuen Erfindungen und verbesserten Methoden geführt haben. Was aber ist geschehen, um die Täuschung zu unterhalten, die in den berathschlagenden Versammlungen beabsichtigt war? Ein großes Publikum läßt sich nicht erkaufen, während seine Meinung immer ein gewisses Gewicht behält. Es müssen also noch andere Mittel angewendet werden, als das der Bestechung. Welcher Art diese Mittel sind, erfährt man, wenn man „Bentham's Abhandlung von der Taktik gesetzgebender Versammlungen und von den politischen Sophismen" liest. Die Oppositions-Partei

ist ein sehr wesentlicher Bestandtheil solcher Versammlungen, nicht durch die reellen Dienste, welche sie leistet, wohl aber durch den Lärm, welchen sie macht, und durch den Wahn, den sie unterhält, als gehe in der berathschlagenden Versammlung alles offen und redlich zu. William Pitt pflegte von ihr zu sagen: „sie sei so nothwendig, daß, wenn sie fehlte, Summen angewendet werden müßten, um sie in's Leben zu rufen." Die Wahrheit war auf Seiten dieses Staatsmannes, wiewohl mit der Beschränkung, daß eine erkaufte Opposition das wunderlichste und verkehrteste Ding von der Welt seyn würde; denn ihr ganzer Werth beruht darauf, daß sie, nicht erkauft, die Minorität bildet, welche bei der Abstimmung unterliegt. Abgesehen von der Täuschung, welche durch die Oppositions-Parthei gefördert wird, giebt es eine gewisse Kunst, welche man angewendet, sowohl in der Wahl der Fragen, die man einer berathenden Versammlung vorlegt, als in der Art und Weise, diese Fragen zu stellen und zu vertheidigen. Schwache Gemüther werden beunruhigt durch ausgestreuete Befürchtungen von Ereignissen, welche die Sicherheit der Personen und des Eigenthums gefährden könnten. Leicht überredet man solche Gemüther, das einzige Mittel, die öffentliche Ruhe zu erhalten, sei — Verstärkung der Autorität, diese aber sei unmöglich ohne die Fortdauer gewisser Mißbräuche, deren Umfang und Gefahren man verschleiert. Durch solche Reden vermag man um so mehr, weil Kurzsichtige — und wie groß ist die Zahl derselben! — nie zu der Entdeckung gelangen, daß ein Mißbrauch ein enormes Gebrechen, eine Krankheit voraussetzt, welche den Staats-Körper benagt, und über kurz oder lang die Unordnungen zu Wege bringt,

denen man auszuweichen wünschte. Es ließe sich ohne Mühe beweisen, daß alle, in den letzten Zeiten erlebten Umkehrungen ihren ersten Ursprung in einem innern Mißbehagen gehabt haben, dem leicht abgeholfen werden konnte, wenn man den guten Willen dazu gehabt hätte; und was diejenigen betrifft, welche der Meinung sind, daß nur eine starke Regierung gegen innere Unruhen beschützen könne: so mögen sie sich der Anordnungen erinnern, welche die starke Regierung Bonaparte's, oder die des National-Konvents nach sich gezogen hat. Dem keltischen Herkules fehlt weder Keule, noch Bogen und Pfeil; doch nicht von diesen Werkzeugen macht er Gebrauch, wohl aber von den Ueberredungsmitteln, die in einer sanften Behandlung verborgen liegen; und so giebt es noch jetzt Regierungen, welche ihre Stärke und ihr Ansehn darauf gründen, daß sie Erleichterungen aller Art verschaffen.

In Wahrheit, nichts vereinfacht die Finanzkunst noch mehr, als Haushaltung in den öffentlichen Ausgaben; nur wo diese Haushaltung wegfällt, werden fiskalische Erfindungen nothwendig, welche die Völker erdrücken und zum Aufstand bewegen. Die Finanzkunst wird also nur schwierig, weil die Haushaltungs-Kunst so wenig bekannt ist. Gelangen Europa's Regierungen zu der Ueberzeugung, daß die Periode der Eroberungen vorüber ist, tritt (was schwerlich ausbleiben kann) ein freier Verkehr an die Stelle der Kriege, womit sich die Mächte bedrohen, ohne daß irgend ein Ernst sich an diese Drohung knüpft, werden die stehenden Heere vermindert und folglich der Lohn für jede nützliche Arbeit vermehrt: dann wird sich zeigen, mit welcher Bereitwilligkeit die wirklichen Bedürfnisse des Staats be-

friedigt werden von denen, die sie allein befriedigen können. Verri sagt in seinen Betrachtungen über den Staatshaushalt sehr richtig: „Ich bin überzeugt, daß wenn das Produkt der Besteuerung immer weislich wäre verwendet worden, das Publikum diese Last als eine heilige Schuld betrachtet haben würde; wer sich ihr entziehen wollte, würde sich der Schande aussetzen, welche unfehlbar Denjenigen trifft, der, nachdem er einem Privat-Vereine beigetreten ist, sich weigern wollte, seinen Antheil an den Ausgaben dieses Vereines zu tragen, während er die Vortheile desselben zu genießen fortfährt.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Zustand Frankreichs.

Eine Denkschrift.

(Aus dem Französischen *).

Der Zustand eines Volks, das in Partheien zerfallen ist, läßt sich schwer beschreiben. Wie unpartheiisch, wie uneigennützig der Schriftsteller auch seyn möge: wider seinen Willen gehört er einer von den Meinungs-Abstufungen an, deren Gemälde er schildern möchte. Er nährt seine Hoffnungen; und spricht er von seinen Freunden, so übertreibt

*) Mit der Mittheilung dieser Denkschrift verbinden wir keine andere Absicht, als unsere Leser bekannt zu machen mit der Stimmung, welche seit der Julius-Revolution in Frankreich vorherrscht, d. h. mit einem Gegenstande, über welchen uns die öffentlichen Blätter in der größten Ungewißheit lassen. Nichts ist in unsern Tagen gewöhnlicher, als die Frage: „Werden wir Frieden behalten? Wird Herr Kasimir Perier am Staatsruder bleiben?“ Oder man fragt auch wohl: „Wie hat Ihnen die Rede des Präsidenten des Ministerrathes, und die Gegenrede des Herrn J. Lafitte gefallen?“ Solche Fragen beweisen zuletzt nichts weiter, als den elenden Zustand der Politik, diese als Wissenschaft genommen, die ihre Prinzipe hat. Was seit Jahr und Tag in Frankreich vorgefallen ist, kündigt nichts weiter an, als die Fortdauer eines revolutionairen Zustandes, der sich vielleicht seinem Ende nähert, dieses aber noch nicht erreicht hat, weil man noch immer darüber im Unklaren ist, daß das natürliche Ziel der Revolution nie ein anderes gewesen ist, als die letzten Ueberreste der Feudalität auszutilgen mit Allem, was in Institutionen und Doktrinen sich daran knüpfte. In dieser Ansicht sind die Herren Kasimir Perier und Jakob Lafitte sehr untergeordnete Wesen, wie viel Ach-

er ihr Uebergewicht. Er nährt zugleich seine Befürchtungen; und malt er seine Gegner, so giebt er seinen Farben eine allzu düstere Tinte. Wider seinen Vorsatz und sich selbst unbewußt, entstellt er Meinungen, die er nicht kennt, sieht in bloßen Worten Entwürfe und im Gemurr Empörung. Gleichzeitige Urtheile haben selten das Gepräge der Unpartheilichkeit; der verständige Leser muß von solchen Entscheidungen alles sondern, was an Uebertreibung gränzt. Die Wahrheit bleibt alsdann frei von allen Unwahrscheinlichkeiten, welche sie entstellen können. So urtheile ich, und so wünsch' ich beurtheilt zu werden.

Die Julius-Revolution hat eine funfzehnjährige Regierung zerschmettert; mit ihr die Erinnerungen mehrer Jahrhunderte. Die, welche es mit dieser Regierung und mit diesen Zurückerinnerungen hielten, haben mit Schmerz eine

---

tung sie auch in anderer Hinsicht verdienen mögen. Selbst ein Engel mit dem Schwerte, aus höheren Regionen gesendet, würde etwas Untergeordnetes bleiben, wenn er sein Schwert nicht dazu brauchte, den Knoten zu zerhauen, der an Unauflösbarkeit den gordischen übertrifft; wir bezeichnen hier die Volks-Souveränität, mit welcher eine Regierung gebildet werden soll, die niemals eine werden kann, weil sie von ihrer Wurzel (der Autorität) getrennt ist. Wir haben nicht die Anmaßung, bestimmen zu wollen, was noch geschehen muß, ehe Frankreich dahin gelangen wird, einen festen und dauerhaften Gesellschaftszustand in sich zu schließen: davon aber sind wir, wie von unserem Leben, überzeugt, daß durch die angeblich verbesserte Charte für diesen Endzweck nichts geleistet ist, und daß man sich von demselben sogar so weit entfernt hat, daß das Gute nur aus dem Ueberschwang des Bösen hervorgehen kann. Wir mögen übrigens in dieser Beziehung die Wahrheit auf unserer Seite haben oder nicht: immer wird der verständige Leser aus der mitgetheilten Denkschrift abnehmen, daß das Drama der französischen Umwälzung noch nicht zu Ende geführt ist. B.

Katastrophe erlebt, welche ihr Geschick zerstörte. Doch, bei aller Sorgfalt, welche man angewendet hat, nur treu ergebene Beamten zu wählen, befinden sich unter dieser Zahl Solche, die als geborne Diener aller der Gewalten, die sie belohnen, in der gesellschaftlichen Ordnung immer nur eine Sündfluth sehen, die sie erreichen kann: die Absetzung. Sie haben der Republik, dem Kaiserthum, der Restauration gedient; sie werden der Revolution mit gleichem Eifer dienen; Einsaßen der Gegenwart, wie diese auch angethan sei, reichen sie der Zukunft die Hand, wie diese auch ausfallen möge. Diese dürfen nicht in Rechnung gebracht werden.

Es giebt Ehrenmänner, für welche die Legitimität eine wahre politische Religion ist: sie sind ihr in's Exil gefolgt; sie haben um ihrentwillen ein zwanzigjähriges Elend ertragen; sie haben der Usurpation in Gefängnissen und auf dem Blutgerüst Trotz geboten; sie haben diese mit den Waffen in der Hand in der Vendee und im Süden angegriffen und in diesem Augenblick alle ihre Erwartungen in einer Empörung von wenigen Stunden verschwinden gesehen. Ich glaube an Meinungen, welche Martyrer machen; und Menschen, die für das, woran sie glauben, zu sterben wissen — ich ehre sie, selbst wenn ich ihren Glauben nicht theile. In diesem Zeitalter der Verderbtheit sind so wenig Seelen der Hingebung und Aufopferung fähig, daß der Mensch, welcher sich hingiebt und aufopfert, seine eigene Gattung bildet; zum wenigsten befindet er sich außerhalb der Fäulniß, in welche persönlicher Eigennutz die menschliche Gattung stürzt. Diese Menschen, ich bin davon überzeugt, haben Wünsche und Thränen für die Republikaner Polens; und rechtschaffene Leute, welcher Meinung sie auch angehören

mögen, können ihre Achtung denjenigen nicht versagen, welche ihnen in allen Stücken, politische Ideen allein ausgenommen, ähnlich sind. Solche Menschen wecken keine Feindschaften; sie stehen Keinem im Wege. Karl's des Zehnten Sturz war ein Beschluß, den ihr Betragen diktirte; sie zogen sich von einer Revolution zurück, welche ihre Gefühle noch weit mehr verletzte, als ihre Meinungen; und mehre zogen sie mit Adel zurück, wie Herr von Chateaubriant, oder mit stolzer Rohheit, wie Herr von Kergorlay. Unglücklicher Weise für die menschliche Natur und glücklicher Weise für den gegenwärtigen Zustand der Dinge sind diejenigen selten, die nach einem Prinzip leben, und die Rechtschaffenen aller Meinungen würden sich ganz vergeblich zusammenthun; denn sie würden nie eine Mehrheit bilden.

Royalisten nennen sich diejenigen, welche, funfzehn Jahre lang, von dem Milliard des Budjets lebten und welche die Revolution aus ihren Aemtern vertrieben **hat**; gezwungene Royalisten sind alle diejenigen, welche, als ..... *) Angeber, Spione, Gewaltiger, mehr oder minder direkt an allen Verbrechen der Reaktion von 1815 ihren Antheil haben. Diese fürchten, daß eine verspätete Gerechtigkeit sie wegen der Vergangenheit zur Rechenschaft fordern werde; jene besorgen, daß ein aus der Nähe drohendes Elend ihre Zukunft sehr traurig machen dürfte.

Die Geistlichkeit bildet eine besondere Klasse. Priester, welche durch die Revolution von 1789, und durch das Kon-

---

*) Hier fehlen die Wörter brassards und verdets, für welche es in der deutschen Sprache glücklicher Weise keine entsprechenden giebt.

kordat von 1801 von der politischen Ordnung gesondert waren, werden nicht ungern in die kirchliche Ordnung zurücktreten. Doch die Priester, welche durch die Jesuiten für irdische Bedürfnisse gemodelt sind, welche den Altar an den Thron anlehnen wollen, weil sie nur regieren, nicht beten gelernt haben, und welche die Julius-Revolution um ihre weltlichen Hoffnungen betrogen hat — diese werden sich anschließen an alles, was ihnen die Gewalt zurückgeben kann, nach welcher sie lechzen und die sie verloren haben.

Das neue Priesterthum ist für einen politischen Zweck gebildet worden. Die kleinen Seminarien, unterhalten vom Staate und von den Almosen einer Parthei, würden ein glücklicher Gedanke gewesen seyn, wenn das Jahrhundert ihn nicht verworfen hätte. Verschlossen waren die Pforten allen Kindern, deren Väter der Philosophie oder der Vaterlandsliebe verdächtig waren. Man nahm Adelige, um aus ihnen Bischöfe zu machen, und eben so nahm man Bauer, um Pfarrer aus ihnen zu bilden. Die letztern, in die Mitte gebracht zwischen dem Pflug, welcher den Menschen nöthigt, sein Brot im Schweiße seines Angesichts zu erwerben, und dem Brevier, das ihm ein müßiges Leben zu führen erlaubt, besannen sich keinen Augenblick. Aus ihren Hütten brachten sie keine angestammte Idee, kein Familien-Vorurtheil, keine politische Meinung mit. Sie waren ein weiches Wachs, das man nach Belieben formen konnte. Aus Mangel an Beurtheilung nahmen diese jungen Sünder treuherzig alle die jesuitischen Formeln an, womit die Seminarien überschwemmt sind. Hier stellen sich mehre Unterabtheilungen dar. Einige, von dem Elend des Vaters betroffen, haben in dem Priesterthum nichts weiter

gesehen, als ein Glücksmittel, und ihre bettelhafte Raubsucht reizt unablässig die Dorfbewohner, welche sie brandschatzen. Andere sind eingetreten in den Tempel, um dem väterlichen Strohdache zu entkommen; keine Tugend führte sie ein in das Heiligthum, und alle gemeinen und lasterhaften Neigungen schienen sie daraus zu entfernen; man ließ ihnen die Wahl zwischen Arbeit und Müßiggang, und dieser befruchtete alle Laster, deren Keim in ihnen war. Daher die Skandale, welche in einem großen Theil der Pfarreien Ekel und Abscheu vor der Geistlichkeit eingeflößt haben; daher jene gehässigen Verbrechen, womit einige Priester sich gebrandmarkt haben, und welche die verkehrtesten Menschen nicht erdacht hätten. Dieses Bestreben, ein gut abgerichtetes und höchst passives Priesterheer in's Leben zu rufen, ist eine von den Ursachen, welche auf den gegenwärtigen Stand der Religion am meisten Einfluß gehabt haben. Durch scheinheilige Ausleger ist sie in ein feindseliges Verhältniß zur Freiheit gerathen. Dafür greift man sie wiederum mit Ungerechtigkeit an: man möchte sie verantwortlich machen für alles, was in ihrem Namen geschieht; man will nicht zugeben, daß es unter den Priestern sehr viele giebt, welche in der Kirche friedlich leben möchten, unberührt von allen weltlichen Versuchen der Direktoren der Geistlichkeit, dem Kaiser gebend, was des Kaisers ist, ohne zu fragen, wer der regierende Kaiser ist und woher er kommt. Diese zum wenigsten — und ihre Zahl ist sehr groß — würden kein Hinderniß abgegeben haben, wenn sie keine Hülfe gewesen wären. In jedem Falle war man ihnen Schutz und Beistand schuldig. Allein die Philosophen und Sophisten der Gewalt, abergläubig, wie die

Mönche, und fanatisch, wie die Inquisitoren, verlangen, daß die Philosophie um jeden Preis über den Christianismus triumphire; sie kennen weder Toleranz, noch Beschützung; sie wollen siegen und haben keine deutliche Vorstellung weder von der Stärke, noch von den Wurzeln ihrer Gegner. Welchen Ausgang dieser Kampf nehmen wird, dies weiß ich nicht; allein von dem Tage an, wo den Priestern nichts weiter übrig bleiben wird, als das Evangelium, werden die Priester weit stärker seyn, als mit allen Bullen des Vatikans, mit den Hirtenbriefen der bischöflichen Paläste, mit ihren Basiliken und dem Budjet.

Die Abtheilung der Gegner der Julius-Revolution würde ihnen schwer fallen, wenn die Revolutionäre des Julius nicht selbst getheilt wären. Kaum war sie aus der Schaale gekrochen, als man sich beeilte, sie zu entstellen. Das Volk und die Soldaten waren noch handgemein, als eine Schaar von Intriganten bereits bemüht war, einen noch ungewissen Sieg zu benutzen.

Die Ordonnanzen hatten die Empörung zu Wege gebracht. Zu St. Cloud glaubte man, daß die Zurücknahme der Ordonnanzen und die Verjagung des Ministeriums, das sie vorgeschlagen hatte, das Mittel wäre, den öffentlichen Frieden und die rechtmäßige Monarchie wiederherzustellen. Dies Mittel konnte zu spät angewendet werden; allein es war deßhalb nicht minder weise. Karl der Zehnte bereitete uns das Ministerium Perier, und zu einem Ministerium Perier hat uns die Revolution geführt. Den 29. Juli würde uns Herr Perier, wie knauserig er auch zu Werke gehen mochte, zum wenigsten eben so viel gegeben haben, als wir gegenwärtig besitzen. Erspart hätte er uns den

Ruin unserer Betriebsamkeit und unseres Handels, ein Budjet von 1500 Millionen, die Insurrektion der Vendee, die Unruhen des Süden, die Wahrscheinlichkeiten des Krieges, die öffentliche Angst, unsere Schande in Italien, unser zweideutiges Benehmen in Belgien und den ewigen Unglimpf, womit Polens Gemetzel auf Frankreich drücken wird. Im Namen der Charte erklärte das Volk dem Königthum den Krieg. Man mußte ihm zeigen, daß das Königthum sich wieder in der Charte eingebürgert habe, und um der Volksfluth zu widerstehen und die Ordnung wiederherzustellen, bedurfte es nur einer einzigen Tugend: des Muths. Doch diese Tugend ist in unseren Zeiten zu einer Seltenheit geworden. Sie stand weder den Anhängern Karl's des Zehnten, noch den Anhängern Philipps des Ersten, noch den Anhängern Napoleon's des Zweiten zu Gebot; oder vielmehr, weder die einen noch die andern hatten wirkliche und zuverlässige Anhänger. Der persönliche Vortheil bringt mit sich, daß man sich an eine Macht nur um des Nutzens willen anschließt, den man von ihr zieht. In großen Krisen berathschlagt der Diener bei sich selbst, ob er sich für seinen Herrn in Gefahr setzen, oder ob er auf die Vortheile verzichten soll, die dieser Herr ihm gewährt; und diese Wahl ist niemals zweifelhaft. Auf diese Weise verschwanden auf einmal alle diejenigen, welche die Restauration zurückgebracht, erhoben, bereichert hatte — die Depositäre ihrer Gewalt, ihrer Schätze, ihrer Gedanken, ihrer Hoffnungen, sie verschwanden auf den ersten Lärm von einer Gefahr. Auf diese Weise haben die Bretagner, die Vendeer, die Chouans Karl den Zehnten und die ganze königliche Familie unter einer schwachen Bedeckung ihre Stra-

ßen

ßen und ihre verstummten Wege durchziehen gesehen, ohne daß dieses tiefe Unglück irgend eine Erinnerung, irgend eine Verheißung, irgend einen Beweis von Ergebenheit und Liebe hervorgelockt, irgend einen Muth entzündet hätte. In Frankreich sind alle verderbt, die auf irgend eine Weise hervorragen: der Soldat that seine Pflicht, nicht minder das Volk, nur die Notabilitäten suchten ihren Nutzen.

Die Karlisten — so nennt man diejenigen, welche Karl den Zehnten im Jahre 1830, Ludwig den Achtzehnten im Jahre 1815, Ludwig den Sechzehnten im Jahre 1790 in Stich gelassen haben — die Karlisten, sage ich, existiren: sie sind lebenslustig und zahlreich; sie haben ihre Kräfte im Westen und im Süden organisirt; sie haben ihre Journale, ihre Prediger, ihre Eilboten; Zeit und Mühe und Geld, alles wenden sie an. Das Einzige, was sie nicht in Gefahr bringen, ist — ihre Person. Diese ist ihnen mehr werth, als die gesellschaftliche Stellung, welche sie der Restauration verdanken, und um welche die Revolution sie gebracht hat; und wenn Berechnung und Furcht sich in Verschwörungen mischen, die nur durch Gefahren und Opfer bestehen, so kann man wohl Unruhen vorhersagen, eine Umkehr aber läßt sich nicht absehen.

In den ersten Rang der liberalen Parteien muß man die Bonapartisten stellen. Sie haben in Frankreich über eine so große Allmende von Ruhm und Unglück, von Siegen und Unfällen zu gebieten, sie haben Europa und die Welt so vollständig ausgefüllt, sie können so sicher auf die Bewunderung der Zeitgenossen und auf die der Nachwelt rechnen, daß ein großer Theil der Begebenheiten Frankreichs ihnen angehören sollte. Es giebt kein Dorf, keine Hütte,

wohin das Jahr 1815 nicht irgend einen von den Kriegern zurückgesendet hätte, welche von Arkole bis Waterloo die Gefährten des großen Feldherrn waren; keinen, der nicht voll wäre von dem Grandiosen des Kaiserreiches, und von dem unermeßlichen Ruhme, der den Kaiser umgab. Sein bloßer Name könnte noch immer den Despotismus ins Leben zurückrufen und die Aristokratie populär machen. Allein diese Partei bedarf der Häupter. Die, welche sie zurückgelassen hat, folgten dem Kaiserreiche, um ihr Glück zu machen, und warfen sich vor der Restauration in den Staub, um das Errungene zu erhalten. Dies sind also nicht Menschen, wie eine Verschwörung sie fordert. Immer werden sie ein gewisses Mißtrauen wecken; sie sind ihren Verheißungen so oft untreu geworden, daß die Gläubigkeit des Volks, wie groß man sich dieselbe auch denken möge, stets an ihrer Redlichkeit zweifeln wird.

Was vermöchte ausserdem wohl eine Partei, deren Füße in St. Helena, deren Leichnahm in Frankreich und deren Kopf in Oesterreich ist? Meint man, daß der Kaiser und seine Oligarchie den Sohn an Diejenigen ausliefern werde, welche den Vater verrathen haben? daß Franz der Erste im J. 1831 das thun werde, was er in den hundert Tagen versagte? Würde er es thun, ohne sich die oberste Leitung der Begebenheiten Frankreichs vorzubehalten? Würde sich Frankreich mit einem Fürsten befassen, der sich auf seinem Thron nur mit der Erlaubniß eines auswärtigen Kaisers bewegen könnte? Auch hier sehe ich nur Symptome von Unruhen; einen Beweggrund zur Umkehr aber vermag ich darin nicht zu entdecken.

Jetzt kommt die Reihe an die Republikaner. Ich be-

diene mich dieses, durch den Gebrauch in Umlauf gesetzten Ausdrucks; das Nachfolgende mag ihn erklären. Vor allem muß ich bemerken, daß keinesweges die Rede ist von jenen großen Bürgern Griechenlands und Roms, welche, mit edler Verleugnung ihres Vermögens, ihrer Familie und ihrer selbst, es sich zur Pflicht machten, dem Vaterlande alles aufzuopfern, welche, wie Curtius, sich in den Abgrund stürzen, wie Cincinnatus zur Pflugschaar zurückkehren, wie die Gracchen von ihrer Bahn nur dadurch abgebracht werden können, daß man sie ermordet. Die Zivilisation ist nicht mehr dieselbe: die Menschen haben sich mit ihr verändern müssen. Weit leichter werden wir unsere Beispiele in den Republiken Italiens antreffen. Auch da fand man mehr Haß gegen die Unterdrücker, als Liebe für die Freiheit, mehr Lüsternheit nach Vorrechten, als Neigung zur Gleichheit, mehr Herrscher-Durst, als Verlangen, die Regierung nach billigen Gesetzen zu regeln; kurz, mehr Parteigeist, als Vaterlandsliebe. Dem Adel die Macht nehmen, um das Bürgerthum damit zu bekleiden, den Adel vom Degen durch den Adel vom Zahlbrett, den Adel von Seide durch den Adel von Wolle ersetzen, und dabei keinen anderen Zweck verfolgen, als die Usurpation des Adels und der Macht — dies wurde, einen langen Zeitraum hindurch, zu Genua, zu Florenz, zu Pistoja für Vaterlandsliebe gehalten. Ganz gleich kommen wir diesem Vorbilde nicht; die Zivilisation hat mehrere von den Zügen verwischt, welche die Aehnlichkeit vollständig machen würden. Wir wollen indeß eine bürgerliche Pairie, ein bürgerliches Ministerium; wir wollen, daß das Bürgerthum sich in allen obrigkeitlichen Aemtern festsetze, hier auf Lebenszeit, dort erblich.

Die Rohan würden es nicht besser gemacht haben, und Massena hätte nicht mehr verlangt, und über diese politischen Prärogativen hinaus, halten wir sehr gewissenhaft persönliche Vorrechte fest, und die Spottnamen von Baron und Graf, von Markis und Herzog erfreuen unseren republikanischen Pöbel, wie sie einst der Eitelkeit eines Reichsschatzmeisters oder eines Kapitoul von Toulouse schmeichelten. Diese Aristokratie, welche mit demokratischen Prinzipien prunkt, ist schwer zu begreifen; doch ich führe nur Thatsachen an, die Zeit allein wird sie erklären können.

Seitdem die Royalisten sich diesen Liberalen entgegen gestellt haben, ist ihre Rolle verändert; sie haben sich vor ihnen gefürchtet, und um auch Andere mit ihrer Furcht anzustecken, haben sie die blutigen Schatten Robespierre's und Marats aufgerufen; ihrer Versicherung nach schwebten die Schrecknisse von 1793 über unsern Häuptern, wie das Schwert des Damokles. Von 1820 bis 1830 haben sie Keinem Furcht eingejagt; denn Die, welche in Frankreich alles über den Haufen werfen sollten, erschienen mehr in dem Lichte von Schlachtopfern, als von Henkersknechten, so sehr waren sie umstellt von der Polizei, verfolgt von den Gensd'armen, angehäuft in den Gefängnissen, geschleppt auf das Blutgerüst. Die Republikaner von 93, bewaffnet mit dem nivellirenden Beile, stürzten von der gesellschaftlichen Leiter alles, was das Haupt erhob. Die Liberalen der Restauration hingegen kletterten von Sprosse zu Sprosse, um sich unter den zeitgenössischen Superioritäten niederzulassen; sodann forderten sie für sich erst das Lebenslängliche; sodann das Erbliche; sodann gruppirten sie unter sich eine kleine plebejische Aristokratie, welche hundert Thaler

Steuer zahlt, und endlich, als die Revolution von 1830 den Liberalen von 1830 einige Rippenstöße versetzte, setzten sie die Aristokratie auf einen kleineren Fuß; kurz, mit einer gewissen Ungeschicklichkeit, die wohl in Anschlag gebracht zu werden verdient, setzten diese Demagogen das Wahlrecht auf zweihundert Franken. Von dem besiegten Volke der Restauration, und von dem siegreichen Volke des Julius wird noch nicht viel Aufhebens gemacht. Die revolutionären Abgeordneten haben zwar die Wähler und die Wahlfähigen bestimmt, und sehr weise hat die revolutionäre Charte den alten und den neuen Adel, die Majorate und die Substitutionen beibehalten; was aber den Bürgertitel betrifft, so haben die Republikaner darüber noch nicht ein Wort gesagt. Um Baron oder Herzog zu werden, muß man sich um Siegelbriefe bewerben; um jedoch französischer Bürger zu werden, weiß ich bis auf den heutigen Tag nicht, an welches Gesetz, an welche Behörde man sich zu wenden hat. Welches Recht würde außerdem dieser Titel verleihen? Man muß sogar Wähler seyn, um die Ehre zu haben, einen Municipal-Rath zu wählen. Alle Länder regieren sich thatsächlich; Frankreich macht es umgekehrt, es regiert sich durch Worte. Seit langen Jahren reden Republikaner, Patrioten, Liberale unablässig von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Diese Wörter nehmen sich in ihren Reden recht staatlich aus; doch in der Wirklichkeit und in ihren Gesetzen haben sie bis zu dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, nur Vorrechte und Prärogativen geschaffen. Die Vorwürfe, welche man ihnen macht, heben mit einer Lüge an, und endigen mit einer Verläumdung; und bei dem allen, wenn sie eine Aristokratie für das Volk sind,

dem sie keinen Theil der von ihnen in Anspruch genommenen Immunitäten abtreten wollen, so sind sie eine wahre Demokratie für den Adel, dessen Prärogativen sie theilen möchten, nachdem er sie so lange ausschließend besessen hat. Weil sie dies Monopol berühren, so schreit der Adel über Demagogie, und weil sie diese Privilegien nicht auf das Volk ausdehnen, so findet Frankreich die Freiheit und die Gleichheit nur in ihren Reden wieder.

Die Republikaner unserer Tage haben einen Ursprung, den man kennen muß, um ihren gegenwärtigen Zustand gehörig zu würdigen. Die Gegenwart zu fassen, muß man zur Vergangenheit zurückgehen. Der Schrecken von 1815, die Aufpasser, die Zwischenträger, die Prävotal-Höfe, die Gemetzel des Südens, die Einkerkerungen, die Proskriptionen, die Beaufsichtigungen, die Aufhebung der individuellen Freiheit, die Einführung der Zensur: dies alles hatte das ganze Land aufgereizt. Die Ordonanz vom 15ten Sept. 1816 ließ glauben, daß man auf konstitutionellen Wegen zur Freiheit gelangen könnte, und diesen Glauben theilten meine Freunde und ich während der ganzen Restauration. Die konstitutionellen Bemühungen einiger Schriftsteller, einiger Abgeordneten, die so stark ausgesprochene Meinung des Landes, und die Zeit, als Hülfsmacht, schienen uns das wahre Repräsentativ-System in Frankreich herbeiführen und befestigen zu müssen. Doch es gab Geister, welche das Ministerium Villele mit seiner schlangenartigen Feinheit in Schrecken setzte: sie glaubten an eine Wiederauferstehung der alten Ordnung der Dinge, und argwöhnischer, ungeduldiger und verwegener faßten sie den Gedanken, eine von dem Auslande eingesetzte Macht mit Gewalt zu zer-

stören. Von dieser Zeit an bildeten sich auf mehreren Punkten des Landes Insurrections-Klubbs, ein mit Verschwörungen beschäftigter Karbonarismus. Sei es nun, daß sie keine Dynastie hatten, welche sie an die Stelle derjenigen, welche vertrieben werden sollte, bringen konnten, oder daß sie wirklich die Tugenden von Republikanern hatten; genug sie konspirirten für die Republik. Die Stifter dieser Widerstands-Mittelpunkte, waren ein kleiner, aber edler Theil des Landes: sie träumten von Aristides und Cato, sie machten sich gefaßt auf jedes Opfer, sie trotzten allen Gefahren; ihre Seele, rein, wie ihr Alter, öffnete sich den großmüthigsten Gefühlen, den hochherzigsten Erwartungen; sich ein Vaterland schaffen, dasselbe mit der Freiheit ausstatten, seine Unabhängigkeit nach außen, sein Glück im Innern sichern, inmitten eines Volks von Gleichen als Brüder leben, zum Wohlseyn gelangen, Frankreich aufklären und von allen Unterdrückungen, allen Privilegien befreien — dies waren die Täuschungen dieser jungen, glühenden, auf Alles gefaßten Gemüther. Hörte man sie reden, so glaubte man im Plutarch zu lesen; sie wiegten sich in Träumen von Griechenland und Rom, gereinigt von allen Eroberungen der Zivilisation. Es waren hohe Tugenden, verschönert durch edle Einsichten, und als sie, nach überstandenen Schrecken und Gefahren, mir von ihren Hoffnungen und Wünschen erzählten, erweckten sie in meinem Innern die lebendigste Sympathie, und um zu glauben, daß ihre Wünsche in einer Monarchie Verbrechen gewesen, mußte ich mich daran zurückerinnern, daß einige Köpfe auf dem Blutgerüst gefallen waren.

Sehr bald schloß sich an diesen Platonismus der Re-

publiken eine schmutzige Schaar von Intriganten an: Elende, denen es nicht um Verbesserungen zu thun war und die nur zum Umsturz trieben, begehrliche Seelen, deren Raubgier hinter einer Revolution nur Gold und Aemter sah. Die Gewalt hatte nichts zu befürchten von dieser Jugend, welche sich in einem glücklichen Traum wiegte, und den Schlummer verlängerte, um die Zukunft mit Täuschungen und Lügen zu bevölkern. Rein von dem Schmutz der Erde, hatte sie noch nicht mit dem Leben gerungen: aber die Ehrgeizigen hatten, Mann gegen Mann, sich mit allen Unsauberkeiten der Politik gemessen; sie wollten zu Ende kommen; sie stellten um sich her alle Antipathien, alle Unzufriedenheiten, allen Jammer, den die Restauration veranlaßt hatte. Unter den Muthigsten suchten sie diejenigen aus, deren Glaube sich mit Martyrerthum vertrug; sie erfüllten diese mit patriotischen Faseleien, und trieben sie zur Empörung. Die Schaffote färbten sich mit Blut, und dies Blut war das Zeichen, daß die Verschwörung wie eine Macht gefürchtet wurde.

Als jetzt die Furchtsamen oder Vorsichtigen die eingeführte Gewalt hin und her wanken sahen, hörten sie auf, ihr ihre Hülfe zu gewähren. Eine unfreiwillige Sympathie mit Verschwörungen eröffnete ihnen plötzlich das Verständniß. Wie abgeneigt der Republik sie auch seyn mochten: so verbanden sie sich doch mit den Begünstigern derselben. Man erblickte die Aristokraten mitten unter Demagogen, das Privilegium mitten in der Gleichheit, und feigherzige Menschen gebehrdeten sich wie Revolutionäre, um die Revolution in eine unzeitige Geburt zu verwandeln. Vollendete Thatsachen haben ihre Vorhersehungen so gut gerecht-

fertigt, daß man von ihnen sagen könnte, sie hätten in die Zukunft gelesen. Ich halte hier inne; denn die Zeit ist noch nicht gekommen, wo die Wahrheit ganz unumwunden gesagt werden kann.

Die Revolution brach aus; wer kennt nicht die drei Julius-Tage! Mit ihr veränderte sich alles: die Menschen und die Dinge. Drei Parteien verdienen indeß vor allen ausgezeichnet zu werden: die Republikaner, welche geblieben sind, was sie waren; die Republikaner, welche es noch immer gegen den älteren Zweig des Hauses Bourbon sind, weil dieser ihnen nichts gegeben hat, die jedoch aufgehört haben, Republikaner gegen den jüngeren Zweig zu seyn, weil dieser sie zur Theilung der an der Restauration gemachten Beute zugelassen hat; endlich die Doktrinäre, rechtschaffene Leute, welche selbst nicht an ihre Doktrinen glauben, welche aber sehr wohl wissen, daß die Regierungen in Frankreich nicht lange vorhalten, und daß man für ihr Geld derjenigen dienen muß, die heute existirt, und daß es klug ist, die Bettlerhand derjenigen zu reichen, die morgen existiren wird. Unter dem Konsulat konspirirten diese Leute für das Kaiserthum; unter dem Kaiserthum für die Restauration; unter der Restauration brachten sie die 221 in Reih' und Glied; sie führten uns hierauf zu den drei Julius-Tagen, und seit der Revolution verwirren sie unsere gesellschaftliche Stellung dergestalt, daß . . . Doch ein Historiker erzählt; die Propheten allein verstehen sich darauf, die Zukunft vorherzusagen. Ich muß endlich wohl von den Menschen reden, die man wegen ihrer Masse Frankreich nennen könnte: Stoff, den man besteuert und zu Rekruten verbraucht, schwerkräftig unter allen Regierungs-

Moden, und von keinem anderen Wunsch belebt, als daß man ihm den Frieden verleihe, und so wenig Geld als immer möglich abnehme.

Die Doktrinäre bilden nicht eine politische Sekte; sie sind eine Coterie von Schlauköpfen, die sich darauf verstehen, alle Gewalten zu ihrem Vortheil zu benutzen. Die Ligue, die Fronde, die konstituirende Versammlung, die gesetzgebende, das Kaiserthum, die Restauration, die Revolution — alle hatten ihre Doktrinäre, nur nicht der Konvent; er hatte kein Geld zu geben, und die Aemter, die er vergab, waren der Weg zum Blutgerüst. Da konnte, wie man begreift, nichts die Begehrlichkeit und die Raubsucht in Versuchung führen. So lange die drei Tage Gefahren mit sich führten, gab es keine Doktrinäre; als es aber zur Theilung der Beute kam, da warteten die Doktrinäre nicht, bis Rappel geschlagen wurde: sie waren unter den Waffen, die Taschen leer, die Hände geöffnet, voran die Muthigen, voran die Fähigen. Als Füchse kamen sie geschlichen, um als Löwen zu theilen. Da sah man Männer, welche unter Napoleon die Usurpation, im Jahre 1814 die krumme Linie, zu Gent die Legitimität, im Jahre 1815 die Proskription vertheidigten: — Männer, welche die Aufpasser, die geheimen Ankläger und die Assassinen des Süden. duldeten; Männer, welche für den Marschall Ney die Todesstrafe, aber für die Mörder des Marschalls Brune keine Richter fanden; Männer, welche die individuelle Freiheit, so wie die der Presse, suspendirten, die Beaufsichtigungen, die Proskriptionen, das Gesetz wegen der Verdächtigen erfanden, und (um alles mit einem Worte zu sagen)

die ersten Jahre der Restauration brandmarkten; Männer, welche, von dem Königthum als gebrandmarkte Werkzeuge verworfen, sich von der Freiheit in's Schlepptau nehmen ließen, um gegen die Monarchie zu konspiriren, nachdem diese so unverschämt geworden war, daß sie ihnen nicht länger ihre Gehalte bezahlte. Außerhalb der Kammer war ihre vorzüglichste Sorge dahin gerichtet, die Konspiratoren gegen das Schaffot zu sichern, damit die ihrer Schutzwehren beraubte Monarchie keinen Sturm aushalten möchte, und, auf allen Seiten zusammentrümmernd, sich dem Raube preiszugeben genöthigt würde. In der Kammer waren sie voll Achtung für das Königthum; nur der Sturz der Minister lag ihnen am Herzen, um Ministerien verschleudern zu können. Zweihundert und ein und zwanzig Abgeordnete gingen in die Falle; geblendet durch die Doktrinäre, glaubten sie nur Portefeuilles zu berühren, und sie zerbrachen Kronen. Diese Abgeordneten meinten es ehrlich, nur wurden sie am Narrenseile geleitet; sie glaubten konstitutionelle Freiheit zu gewähren, und sie zerrissen die Konstitution, indem sie dem Königthume ihre Minister aufdrangen. Der Rednerstuhl erschütterte den Thron, und der Thron, in Gefahr gebracht, mußte auf seiner Huth seyn gegen die Feindseligkeit, welche die Doktrinären angeregt hatten. Diese Menschen verderben alles, was sie berühren. Im Jahre 1815 wollten sie Gewalt schaffen; sie schufen aber nur Schrecken. Im Jahre 1829 wollten sie Freiheit schenken; sie gaben aber nur Anarchie. Sie allein riesen die verhängnißvollen Ordonanzen ins Leben, welche, ihrerseits, fürchterliche Kämpfe gebaren. Diese Menschen waren un-

sichtbar in der Gefahr; für die Intrigue kamen sie wieder zum Vorschein. Königthum, Land, Verwaltung, Heer, alles wurde von ihren Händen zerbrochen. Sie machten tabula rasa, um sich niederzulassen; allein die Probe war bald vollendet, und Frankreich sah in ihnen nur Polizei-Männer und Intriguanten.

Sie sahen, daß die Bewegung mit ihnen durchgehen würde; sie schufen sich also zu Männern des Widerstandes um; denn sie fühlten sich bedroht in den Aemtern, welche sie an sich gerissen hatten. Als Männer offener Meinung, reinen Herzens und erhabener Denkweise sich erhoben, verwandelten sie sich in Männer der rechten Mitte (du juste milieu), stellten sich zwischen Gutes und Böses, ebenso gleichgültig gegen das eine, wie gegen das andere, und dies alles nur, um sich auf ihren Plätzen zu behaupten. Sie sahen, daß sie den ganzen öffentlichen Haß auf sich geladen hatten, und behaupteten nunmehr, daß man, um Minister zu seyn, gehaßt werden müsse; mit dieser Bedingung hätte man ihnen, Gott verzeihe es mir! alle Portefeuilles geben können. Allein Haß und Verachtung sind traurige Wechselbriefe; man konnte leicht protestiren, und die Zahlung verweigern. Sie wurden aus dem Palast der Gewalt auf die Straße geworfen; und als sie nun nicht länger von oben herab intriguiren konnten, fingen sie an, von unten hinauf zu intriguiren. Bis jetzt haben sie alles verloren, und was sie zu verlieren noch bestimmt sind — ich weiß es nicht. Im Jahre 1818 waren sie die Todfeinde der Royalisten, weil die Royalisten die Gewalt berührten; sie nannten sie Ultras, Voltigeurs, Narren, Pin-

sel. Im Jahre 1830 wurden sie Todfeinde der Liberalen, weil sie die Revolution leiten wollten, die sie nicht gemacht hatten; sie nannten sie Anarchisten, Demagogen, Republikaner; eine Frage der Intrigue verlarvten sie mit Politik; einer Frage der Gewalt gaben sie den Anstrich der Freiheit; und in beiden Epochen fehlte es ihnen eben so wenig an Betrogenen, als den Theriaks-Krämern an Kunden.

Damals, wie jetzt, bildeten wir eine konstitutionelle Opposition; doch, uns zur Seite, hatte sich ein Verschwörungs-Heerd gebildet, welcher die Royalisten als Feinde, die Konstitutionellen als Furchtsame behandelte. Die reinen Republikaner ließen der Reinheit unserer Absichten Gerechtigkeit wiederfahren. Sie haben sich nicht getäuscht. Wir sind unter der Revolution, was wir unter der Restauration waren; und was wir heute sind, das werden wir auch morgen seyn. Die Freiheit gegen die bestehende Gewalt zu bestätigen; dies ist unser Tagwerk. Doch die intriguirenden Republikaner bedienten sich der Freiheit, um die Gewalt anzugreifen, wie sie sich gegenwärtig der Gewalt bedienen, um die Freiheit zu unterdrücken. Damals waren sie Demagogen, und ihre Heftigkeit trieb sie aus der Dunkelheit an's Licht. Alle diese Phrasen von Unterdrückung und Despotismus, alle diese abgedroschenen Amplifikationen, welche die Revolution geboren hat, wurden in den politischen Versammlungsörtern, in den Klubbs, in den Ventas aufgefrischt, und mancher Redner glaubte diesem veralteten Schnickschnack dadurch den Anstrich der Neuheit zu geben, daß er ihm die pathetische Beredsamkeit des Melodrama's und die Sackträger-Deklamation der Boulevards

ließ. Die ehrlichen Republikaner ließen sich täuschen. Darüber traten die Julius-Tage ein, und die Thraseas der Restauration wurden zu Tigellinen der Julius-Revolution. Gierig nach Fraß, heulend nach Fütterung, warfen sie sich auf die obrigkeitlichen Aemter; die einträglichsten Stellen bezeichneten die verwerflichsten Angestellten; wüthend rannten sie als Republikaner gegen die Royalisten an, und kaum hatten sie derselben Stellen eingenommen, als sie, noch immer wüthig, sich als Royalisten gegen die Republikaner wendeten. Diese Pinsel (ich meine die Reinen), von diesem Abfall betroffen, sprachen von Ueberläufern, von Verräthern, von Renegaten! Der Freund verläugnete den Freund, der Bruder den Bruder. Wo man Vaterlandsliebe, Muth und Tugend wahrzunehmen geglaubt hatte, fand man nur Niederträchtigkeit, Verderbtheit und Verkäuflichkeit. Das Gold hatte sich in Koth verwandelt. Anstatt sich in ihren Mantel zu hüllen, wagten die wirklichen Republikaner, sich offenen Angesichts zu zeigen. Sie ließen ihre geringe Anzahl sehen, die sie hätten verbergen sollen; so auch ihren Unwillen, den sie hätten verlarven sollen aus Schaam. Doch beim Anblick derer, welche rein geblieben waren, sah man die Wuth der Apostaten auflodern; ihre Gegenwart war eine Anklage. Man beschuldigte, und es fehlte nicht an Gegenbeschuldigungen. Späherei, Angeberei, Gefängniß, nichts ist unversucht geblieben. Ihre Zahl war klein, wie die der Rechtschaffenen aller Meinungen; allein mit dieser kleinen Zahl setzte man drei und dreißig Millionen Franzosen in Schrecken. Stieß die Gewalt auf irgend ein Hemmniß, so lag dieß in den

Republikanern. Brachte Hunger einen Aufstand zu Wege, so fiel wiederum die Schuld auf die Republikaner. Selbst in der Vendee findet man sie wieder, und zuletzt werden sie noch die Niederlage der Polen, und die furchtbare Geißel der Cholera als ihr Werk zu verantworten haben. Hier klagt die Apostasie die Standhaftigkeit und Treue an, und ich sage vorher, daß man keine reinen Republikaner mehr auf der Straße finden wird an dem Tage, wo die apostatischen Republikaner die Gewalt werden aufgegeben haben. Alsdann wird der alte Haß des Karbonarismus und der Verschwörung erloschen seyn im Mangel an Nahrungsstoff.

So verhält es sich mit dem Sturm, der unseren politischen Horizont durchwühlt. Alle diese verderblichen Winde durchfurchen die Volksmassen in allen Richtungen; und diese Massen bilden fast die ganze Nation. Was sie fordern ist: Einheit, Friede, Freiheit, Volkslehre, Staatshaushalt. Allein man erhält sie in dem Zustande der Angst, der Furcht und des Elends. Was verschlagen uns, dem Volk, alle die Raubgesellen und Ehrgeizigen, die sich unter einander bekämpfen! Frankreich fragt nur, was man für dasselbe gethan hat. Erlaubt es uns die Zeit, so werden wir versuchen, genauer anzugeben, was es forderte und was es nicht erhalten hat. Wir werden sehen, daß die öffentliche Wohlfahrt das Ziel der Bestrebungen aller Männer von Ehre und Rechtschaffenheit war; wir werden sehen, daß das Böse uns von Männern ohne Meinungen gekommen ist; von Doktrinären in allen Epochen, von Ueberläufern aus allen Partheien, von Schmarozzern der

Gewalten. Alsdann werden wir den Rechtschaffenen den ihnen gebührenden Tribut entrichten; und als gewissenhafte Royalisten, oder legale Patrioten werden sie in dem Schrei unseres Gewissens eine gleiche Gerechtigkeit und eine entsprechende Huldigung erkennen.

J. P. Pages.

Zur Beruhigung eines Fürchtenden.

Die Hannoversche Zeitung des laufenden Jahres enthält in ihrer 16ten Nummer unter der Ueberschrift Deutschland einen Artikel, der beherzigt zu werden verdient, sofern er das Problem der gegenwärtigen Zeit auf eine eigenthümliche Weise zur Sprache bringt. Ein Fürchtender spricht in diesem Artikel, und diesen Fürchtende macht seinem Herzen durch nachfolgende Bemerkungen Luft:

„Warum sollten wir es leugnen? Die Fortbildung der Verfassungen vieler Bundeslande ist seit kurzem in den grellsten Widerspruch mit dem bisherigen Bildungsgange unserer deutschen Bundes-Verfassung getreten. Die Stimme der Kammern begehrte Oeffentlichkeit, Preßfreiheit, ungeschmälerten Antheil an der Gesetzgebung und Steuerbewilligung; mit einem Worte, sie begehrt Einrichtungen, welche es fortan jeder deutschen Regierung unmöglich machen, ohne Hülfe der öffentlichen Meinung zu bestehen. Von der andern Seite ist die Bundes-Versammlung, welche die gemeinsamen Angelegenheiten Deutschlands zu besorgen hat, ihrer Einrichtung nach, unzugänglich für jede Einwirkung, welche von der Bevölkerung der einzelnen Staaten ausginge; sie stand von jeher sehr isolirt da, ist es aber vollends geworden, seit kurze Protokoll-Auszüge uns genügen müssen, seit für die deutschen Zeitungen ein Verbot besteht, noch etwas mehr, als diese wörtlich aufzunehmen, während

alles, was lebendiges Interesse für die Deutschen hat, in den geheimen Protokollen verschlossen bleibt. Nur so viel wissen wir gleichwohl, daß der Bundes-Versammlung, als solcher, viele Dinge mißfallen, welche von Bundes-Regierungen ihren Ständen eingeräumt sind.

„Die Fortdauer eines solchen Zustandes giebt den traurigsten Befürchtungen Raum. Ein ganz starres Prinzip ist aufgestellt, eine chinesische Mauer, an welche ein immer fluthendes Meer anbrauset. Schon haben unverhehlte Widersprüche gegen einzelne Bundesbeschlüsse Statt gefunden. Kann man sich hiernach verhehlen, daß, zu gelegener Zeit, Widersetzlichkeiten eintreten werden, daß, wenn der Europa umkreisende Kriegssturm doch einmal losbricht, die Bundes-Ordnung im entscheidenden Augenblick leicht gar nichts gelten werde, indem jeder Regierung am Ende nur die Seite zu erwählen übrig bliebe, auf der sie ihres Volks gewiß ist? Dergleichen ist uns schon laut prophezeiht. Wir, unseres Theils, sind weit entfernt, alle diejenigen, welche so die Raben unserer Zukunft machen, zu den flachen Bewunderern des französischen Revolutions-Glücks zu zählen: wir kennen unter ihnen wohldenkende Männer, die Frankreich nicht lieben, die es fürchten, die sich erinnern, daß Deutschland den Franzosen niemals mehr als ein Werkzeug bedeutet hat; aber sie wollen nicht, daß die Errungenschaft von deutschen Volksrechten wieder zu Grunde gehe; sie wollen dieser gewiß werden, selbst im Nothfalle durch fremde Hülfe.

„Denen, die sich dergestalt ohne Zurückhaltung äußern (und leugne, wer da kann, daß diese Ansicht immer mehr Raum gewinnt), werden wir zwar nie aufhören, zu ent-

gegnen: „das, was Ihr wollt, ist Revolution; seht, wo sie gehauset hat, ihre Früchte an dem versunkenen Gesetz, an der verschwundenen Sicherheit der Person und des Eigenthums, an dem handgreiflich gänzlichen Mangel alles dessen, was Ihr auf einem, gegen die göttliche und menschliche Ordnung anstoßenden Wege zu erringen hoffet; wie es auch komme, herrschen werdet Ihr nicht, und für Euer angestammtes Recht habt Ihr mehr Aussicht bei angestammten Fürsten, als bei Ausländern." So werden wir sagen, aber eine andere Frage ist, ob wir es mit Erfolg thun werden. Dies ist kein Zeitalter außerordentlicher Tugenden, am wenigsten der Enthaltsamkeit. Zu dem noch Unversuchten sind die Tage leichter Verführbarkeit gekommen. Läßt sich erwarten, daß die Stimme der Mäßigung durchdringen werde, so lange schlagende Thatsachen der Leidenschaft das Wort reden? Denn dem ist wirklich so, daß den Deutschen Alles, was sie im Einzelnen bauen, durch einen einstimmigen Bundestags-Beschluß niedergerissen werden kann. Dem ist wirklich so, daß der Einfluß von Staatsmännern, welche in der Weiterbildung der Verfassungen einen Umsturz sehen, bisher überwiegend gewesen ist. Dem ist wirklich so, daß eine der wichtigsten Umgestaltungen des vorigen Jahres erst durch die Julius-Revolution möglich geworden ist.

„Es geht über die sittliche Kraft des Menschen, daß er in Ansehung der eigentlichen Lebensfragen in anhaltender Spannung bleibe; gänzliche Gefühllosigkeit, oder auch eine jähe That der Leidenschaft ist die Folge davon bei den Einzelnen, bei der Gattung aber, die sich immer aus frischem Blute verjüngt, gewöhnlich das Letztere.

„Darum muß dieser schroffe, die Gewissen verwirrende Widerspruch in Deutschland enden, wenn wir Heil hoffen sollen, und sittliche Beruhigung. Wir müssen in jedem Winkel Deutschlands auf Vertheidiger zählen dürfen, sobald es die Sache aller Deutschen gilt. Die Empfindung davon ringt in allen Männern vaterländischer Art nach Bewußtsein; und schon fehlt es nicht an Projekten mancherlei Farbe zu einer Mittelbehörde, aufgestellt zwischen dem höchsten Bundesrathe und dem Volke. Sie weisen in ihrer rohen Gestaltung auf eine tiefgähnende Kluft in unserem Staatsrechte hin. Die Verwirklichung liegt freilich in weiter Ferne; die Gegenwart aber fordert die schnellsten und wirksamsten Heilmittel.

„Wir haben einen Staat in Deutschland, der den wunderbaren Speer besitzt, welcher zugleich verwundet und heilt: das Vaterland hat ihn manchmal mit Zorn, öfter mit Bewunderung betrachtet. Er besitzt die Kraft, auch dieses Mal zu heilen nach beiden Seiten hin, wie es Noth ist, oder, damit wir nicht zu viel sagen, er kann uns helfen, die nächste Gefahr zu überstehen. Oesterreich hat viel deutsches Blut in sich, aber es wird beherrscht von den Bestimmungen seines wunderbar zusammengesetzten Staats; es muß seinen eigenen Sternen folgen; es kann fortan nicht schöpferisch in Deuschland wirken. Preußen kann es; und wenn es auch will, so folgt es nur seiner Bestimmung. An dem Tage, da der König von Preußen in seinem Staate die Reichsstandschaft begründet, wird der gesetzliche Deutsche wieder aufathmen; er hat die Versicherung, daß bei der Freiheits-Entwickelung Gesetz wohnen werde, daß unseren Dynastien ihre Ehre verbleibe, daß aber

auch fortan die Bundes-Versammlung in ihre Berathungen die leitenden Ideen aufnehmen und allmählig dem Grundgesetze einverleiben werde, welche das gute heimische Recht sicher stellen vor jeder verderblichen Einwirkung, sei es von Osten, oder von Westen. Dann aber wird es sich zeigen, welche Kraft noch übrig ist in der vaterländischen Gesinnung so vieler Einzelnen, denen bis jetzt die Bahn verschlossen blieb, weil sie weder die Form der Freiheit wollen, welche leicht ausgeprägt von außen kommt, noch den Versuchen, die wichtigsten Krisen der Menschheit auf bloß polizeilichem Wege zu beendigen, die Hand bieten mögen.

„Mag immerhin die Frage hier unentschieden bleiben, ob Preußen nicht schon längst den nothwendigen Schritt mit Entschlossenheit hätte thun sollen; wir, unseres Theils, bejahen sie unbedingt. Daß die französische Freiheit nicht die heilbringende sei, das wissen wir wohl. Preußen auch. Wir wissen zugleich, daß es mit der scenischen Erscheinung einer Stände-Versammlung nicht gethan sei, daß ein guter König etwas bedeute, so wie eine in vielen Theilen löbliche Verwaltung u. s. w. Aber wir wissen ebenfalls, daß es mit der halben Wahrheit nicht gethan sei, und behaupten, daß die preußischen Wortführer des Gegentheils nicht mehr als diese gesagt haben, unter beständigen Bemühungen, durch öftere Wiederholung dieser halben das Fazit einer ganzen herauszubringen. Fern sei es von uns, sie deßhalb anzuklagen, in sofern sie, aus überreiztem Vaterlandsgefühl, durchdrungen von den Erinnerungen einer höher stehenden Zeit sprechen; aber ungern hören wir sie mit dem histori- schen Prinzip, oder gar mit ihrem Christenthum klimpern, am ungernsten, wenn sie von nöthigen Vorbereitungsjah-

ren reden, während welcher man auf dem Trockenen schwimmen lernen müsse, von ruhigen Zeiten, die man abzuwarten habe, da es sich doch gerade darum handelt: ob man es nicht wagen dürfe, ruhige Zeiten herbeizuführen. Preußen schritt wahrhaft vor, als es noch rege vorbereitete, auf die große Sache der Reichsstände, das Unternehmen wagend, rüstete; seit es diese auf unbestimmte Zeit zurückgeschoben, ist in den Grundeinrichtungen kein Fortschritt sichtbar. Die Charaktere sind seitdem nicht kräftiger geworden, die Gesichter vornehmer und andächtiger, die Selbstbelobungen zudringlicher und ausgesponnener.

„Legen die redlichen und einsichtigen Männer Preußens die Hand auf's Herz! Wagen sie die Frage:

„„Wird Preußen, wie die Zeit steht, ohne eine Reichsstandschaft in genügender Selbstständigkeit als Staat unter den Staaten des Welttheils dastehen können, und Deutschland schützen können in der Stunde der Gefahr, und Deutschlands sicher seyn, und Deutschland seiner?““

mit Ja zu beantworten?

„Ist das der Fall, so kann Ihnen diese müßige Rede nichts anhaben.

„Wenn aber nicht — — — doch auch dann tadeln sie immerhin, ermäßigen sie, schelten sie, was gesagt ist; aber stellen nur nicht länger in Abrede, daß unser deutsches Gemeinwesen an einer Wunde krankt, die, vom rauhen Winde dieser Zeit getroffen, leicht zur Todeswunde werden kann.

„Schon dies zu erkennen wäre Gewinn:“

So der Fürchtende in der Hannoverschen Zeitung.

Wir setzen uns vor, die von ihm aufgeworfenen Fra-

gen zu beantworten, und zwar so, daß wir dabei allen, von ihm als unzulässig bezeichneten Ausflüchten entsagen; — daß wir folglich weder auf ein historisches Prinzip, über welches sich keine Rechenschaft geben läßt, zurückgehen, noch mit dem lieben Christenthum klimpern, noch endlich das Unmöglichste von allen — die Kunst, auf dem Trocknen schwimmen zu lernen — versuchen werden.

Zur Sache!

Jedes Zeitalter hat seinen eigenthümlichen Charakter, welcher sich abschließt in gewissen vorherrschenden Ideen oder Chimären, wie der Stand der Wissenschaft diese mit sich bringt. Der Charakter des gegenwärtigen Zeitalters nun schließt sich ab in Ideen oder Chimären, deren Gegenstand das politische System ist. Ohne auf das zurückzugehen, was die Erfahrung aller Zeiten, dieser Angelegenheit betreffend, aussagt, verlangt man: Reichsstände; zwei Kammern, von welchen die eine aus gewählten, die andere aus erblichen Mitgliedern zusammengesetzt ist; ungeschmälerten Antheil an der Gesetzgebung, freie Steuerbewilligung, Oeffentlichkeit aller Verhandlungen, Preßfreiheit, und diese in dem möglich-größten Maße. Von dem, was das Wesen der menschlichen Gesellschaft fordert, damit diese fortdauern und sich vollständiger entwickeln könne, ist fast gar nicht die Rede. Autorität, welche den Ausschlag giebt, wird als Despotismus bezeichnet. Diesem zuvorzukommen, kennt man kein wirksameres Mittel, als Theilung und Gleichwägung der öffentlichen Gewalt, die man vor allen Dingen in gesetzgebende und vollziehende sondert, und demnächst so ordnet, daß die Hervorbringung des Gesetzes das gemeinschaftliche Werk der drei Staatsgewalten ist, die sich in Wahl-

kammer, Pairs-Kammer und Thron darstellen. Diese Ordnung der Dinge gilt für die einzige, welche die Benennung einer „konstitutionellen" verdient. Neben ihr ist jede andere unbedingt verwerflich, und wer sich ohne Reichsstände, Kammern, Oeffentlichkeit und Preßfreiheit behelfen wollte, würde, wie gut es auch bei ihm hergehen, d. h. wie gesichert bei ihm auch die öffentliche Ordnung mit allem, was sich daran in Freiheit, Wohlstand und intellektueller Bildung knüpft, seyn möge, sich immer nur als einen Barbaren, wo nicht gar als einen Feind des menschlichen Geschlechtes darstellen.

Forscht man dem Ursprunge dieser Ansicht (um nicht zu sagen: dieses Wahnes) nach, so macht man ganz unfehlbar die Entdeckung, daß sie entstanden ist aus den falschen Auslegungen eines Montesquieu und eines Delholme, sofern Großbritanniens Verfassung der Gegenstand dieser Auslegungen war. Dies würde jedoch ohne allen Nachtheil geblieben seyn, wenn man in Frankreich nicht, vom Jahre 1789 an, den unseligen Versuch gemacht hätte, Großbritanniens Verfassung auf ein Reich zu übertragen, das auf diese Uebertragung von keiner Seite vorbereitet war. Ohne alle Uebertreibung darf man sagen, daß alles, was Frankreich und mit ihm die ganze europäische Welt in dem Zeitraum von drei und vierzig Jahren erduldet hat, nichts mehr und nichts weniger ist, als die natürliche Wirkung jenes ersten Versuchs, in welchem Necker und der Graf Mirabeau (wie verschieden Beide auch in jeder andern Hinsicht seyn mochten) zusammentrafen. Alle Phasen der französischen Revolution, als da sind: Konvent, Direktorium, Konsulat, Imperatur, Restauration und Julius-

Revolution sind hervorgegangen aus der ewig unfruchtbaren Bemühung, die Gewalt zu theilen und das Resultat dieser Theilung mit sich selbst in's Gleichgewicht zu setzen. In allen nur möglichen Gestalten hat die verdrängte große Autorität, ohne welche eine große Gesellschaft nicht fortdauern kann, sich wiederherzustellen versucht: doch wie hätte ihr irgend einer dieser Versuche gelingen können, so lange der Wahn fortdauerte, „daß Zwietracht die Quelle guter Gesetze werden und Freiheit die Ordnung beherrschen müsse?“ An diesem Wahn scheiterte der eben so offene als glänzende Despotismus Napoleon Bonaparte's; und an eben diesem Wahn ist der behutsame, schleichende und verlarvte Paläologismus Karl's des Zehnten gescheitert, welcher die Dinge auf den Punkt zurückführen wollte, wo die Revolution ihren Anfang genommen hatte. Was seit den letzten Julius-Tagen des Jahres 1830 geschehen ist, sagt nichts weiter aus, als daß fehlerhafte Einrichtungen, die nicht für solche erkannt werden, sich durch sich selbst vollenden wollen, d. h. daß in allen den Fällen, wo es an der richtigen Einsicht, oder auch an dem guten Willen, dieser Einsicht zu folgen, fehlt, nur das Uebermaß des Bösen der Anfang des Guten werden kann.

Hat eine drei und vierzigjährige Erfahrung einen Werth, so liegt auf flacher Hand, daß alle gesellschaftlichen Vortheile, welche aus der Zerstörung einer großen Autorität hervorgehen sollen, erlogen sind; daß in Reichsständen nicht die Kraft liegt, die man ihnen so freigebig beimisset; daß Kammern, denen die Erzeugung guter Gesetze übertragen ist, für diesen Endzweck gar nichts leisten; daß die freie Steuerbewilligung zu einer gränzenlosen Verschuldung führt,

welche nur damit endigt, daß sie die Arbeit verleidet; daß eine nicht gezügelte Preßfreiheit die allgemeine Verwirrung bis zum Wahnsinn steigert, und daß der Begriff von Volks-Suveränetät, aus welchem sich das Konstitutionelle der gegenwärtigen Zeit entwickelt hat, als das Grab aller gesellschaftlichen Ordnung, so wie aller wahren Freiheit, sofern diese immer nur eine gesetzliche seyn kann, angeschaut werden muß.

Glücklicher Weise verhält es sich mit den gesellschaftlichen Erscheinungen nicht so schlecht, daß sie nicht einer Regel unterworfen wären, die sich in natürlichen Gesetzen auffinden läßt. Allem Unwahren und Falschen ist eine Gränze gesetzt, über welche es nicht hinaus kann; und diese Gränze zeigt sich in unsern Tagen auf eine so unverkennbare Weise, daß alle des Nachdenkens Fähigen darin Beruhigung und Trost schöpfen können. Um alles mit Einem Worte zu sagen: die Gränze, von welcher hier die Rede ist, liegt in der Reform, welche der Verfassung Großbritanniens bevorsteht. Durch sie sind alle die Urtheile annullirt, welche jemals über Englands Staatsgesetzgebung, als allein heilbringend und beseligend, seit etwa achtzig Jahren gefällt worden sind; durch sie ist also das System getheilter und zu einem. Gleichgewicht unter einander erhobener Gewalten mit allem, wodurch es aufrecht erhalten und beschützt werden soll, der Verdammniß preisgegeben. Nur wenige Jahre sind noch erforderlich, um alle Geister und Gemüther von dem Irrthum zu befreien, worin sie so lange gelebt haben; die Erscheinungen der brittischen Welt in der nächsten Zukunft werden Allen, welche Augen haben, zu sehen, und Ohren, zu hören, auf das Evidenteste darthun,

wie ein fehlerhaftes System, wenn es mit Konsequenz durchgeführt wird, zwar die Kraft hat, Außerordentliches zu bewirken, wie aber gerade in dieser Kraft seine Verderblichkeit steckt,* indem es nicht verfehlen kann, die Nerven der Gesellschaft so anzuspannen, daß sie reißen müssen. Was bezweckte England in seiner Bill of rights vom Jahre 1689? Gute Gesetze, mäßige Besteuerung, inneren Frieden, Sicherheit des Eigenthums. Was hat es erhalten? Bleiben wir bei dem Umstande stehen, daß seine National-Schuld alljährlich mit 40 Millionen Pfund Sterling verzinset werden muß: so haben wir hierin den sichersten Maßstab für das Gute, das aus einem System getheilter und zum Gleichgewicht erhobener Gewalten hervorgeht, sollte darin von jeher auch bei weitem mehr Schein als Realität enthalten gewesen seyn.

Eins kann, in Folge der Reform-Bill, als vollkommen entschieden betrachtet werden; namentlich das Uebergewicht des Unterhauses über das Oberhaus im brittischen Parliamente. England ist demnach hinsichtlich seiner gesellschaftlichen Organisation auf gleiche Linie mit Frankreich getreten; und was daraus hervorgehen wird, kann denen nicht zweifelhaft seyn, welche in den Erscheinungen des Staatslebens noch etwas mehr erkennen, als ein bloßes Spiel des Ungefährs. Was sich mit der größten Zuverlässigkeit vorhersehen und vorhersagen läßt, ist, daß alle frühere, über Englands Verfassung gefällte Urtheile, sofern sie diese Verfassung als musterhaft darstellten, in sich selbst zusammenfallen werden. Was aber wird aus dem Konstitutionellen der gegenwärtigen Zeit, wenn das, was bisher von Reichsständen, getheilter Gewalt, Kammern-Sy-

stem, Oeffentlichkeit der Verhandlungen in Dingen der Gesetzgebung, Preßfreiheit, als nothwendiger Ergänzung dieser Oeffentlichkeit u. s. w. mit eben so viel Unverstand als Leichtgläubigkeit ausgesagt worden ist, auch nicht einmal einen Schein von Wahrheit mehr für sich haben wird? Täuscht uns nicht Alles, so werden die nächsten drei Jahre hinreichen, um das Konstitutionelle, das sich gegenwärtig als das Rettende und allein und ausschließlich Beglückende ausbringen möchte, dergestalt zu diskreditiren, daß Niemand, der gesunden Sinnes genannt zu werden verdient, sich damit wird befassen wollen.

Angenommen, dieser Zeitpunkt sei bereits eingetreten, angenommen also, das Zeitalter sei über den bezüglichen Werth politischer Systeme vollständiger belehrt, als es nach allen seinen Aeußerungen zu seyn scheint: — würde man, in dieser Voraussetzung, der Regierung eines großen Landes noch einen Vorwurf daraus machen, daß sie es nicht der Mühe werth gefunden, auf das Konstitutionelle der gegenwärtigen Zeit einzugehen, um — es läßt sich kaum begreifen, aus welcher Art von Großmuth — eine allgemeine Verirrung zu theilen, die nicht in ihrem Wesen lag? Wie nun diese Frage sich ganz von selbst beantwortet, so erkennt man darin, was es mit dem Vorwurfe auf sich hat, den ein Fürchtender in der Hannoverschen Zeitung dem Könige von Preußen darüber macht, daß er noch immer nicht die Reichsstandschaft in seinem Staate begründet habe. Verhielte es sich mit dieser Schöpfung so, daß ihre Nützlichkeit keinen Augenblick verkannt werden könnte: so würde man sich glücklich schätzen, einen Vorzug zu haben, wäre es auch auf noch so kurze Zeit. Diese Nützlichkeit ist je-

doch im höchsten Grade problematisch; und weil sie dies ist, so wünscht man, daß ein großer Staat hinter einem gegebenen Beispiele nicht zurückbleiben möge, weil es sonst an dem Solamen miseris, socios habuisse malorum, fehlen könnte.

Wenn Preußen, seit dem Wiener Kongreß, die Reichsstände nicht in sein politisches System aufgenommen hat: so kann es dazu allerlei sehr gültige Beweggründe gehabt haben, unter welchen das bekannte Vestigia me terrent obenan zu stehen verdienen würde. Einer von den Hauptbeweggründen aber lag unstreitig in den Veränderungen, welche die Bundes-Akte über Deutschland brachte. Das alte Kaiserreich war zusammengestürzt unter den Stößen, welche der Westen geführt hatte; und eine Wiederbelebung desselben würde, nachdem alle seine Elemente eine andere Gestalt und Richtung angenommen hatten, unausführbar geblieben seyn. Sollte nun die Idee „Deutschland" oder „deutsches Reich" fortdauern: so blieb, unter den einmal obwaltenden Umständen, nichts Anders übrig, als das ehemalige Kaiserreich in einen Staatenbund zu verwandeln. Hierbei nun traten alle die Schwierigkeiten ein, welche neun und dreißig Suveränetäten, bei gleichen Rechten, darbieten. Die Schöpfung des Bundestages, wie nothwendig sie auch seyn mochte, wenn für Deutschland ein Schatten von Einheit übrig bleiben sollte, war also keine so leichte Sache, wie diejenigen glauben, die ihre Freude nur im Tadel finden. Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands, so wie Erhaltung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten, war der Zweck des Bundes, und erreicht wurde dieser Zweck durch eine solche Abstufung der

Autorität, welche den größeren Staaten beim Abstimmen das Uebergewicht gab. Der 13te Artikel der Bundes-Akte machte eine landständische Verfassung zur Bedingung des politischen Lebens aller Bundesstaaten. Der Zweck dieser Verfügung läßt sich nicht verkennen. Im Uebrigen war der Ausdruck sehr allgemein; denn wer begreift nicht, daß Landstände in Beziehung auf ein Königreich von 12 Millionen etwas ganz Anderes sind, als Landstände in Beziehung auf einen Staat, der nur Eine Million, oder nur eine halbe, oder auch noch weniger in sich schließt? Dazu kam noch der Umstand, daß Landstände im neunzehnten Jahrhundert nicht so aufzufassen waren, wie Landstände in irgend einem früheren Jahrhundert, d. h. bei einem geringeren Entwickelungsgrad der Gesellschaft. Vor allen Staaten Deutschlands hatte Preußen eine starke Aufforderung, mit der größten Vorsicht und Behutsamkeit zu Werke zu gehen. Als deutsche Hauptmacht konnte es in dieser wichtigen Angelegenheit nicht fehlgreifen, ohne ganz Deutschland in Verwirrung zu bringen. Es beschränkte sich, wie man weiß, auf Provinzial-Ständeversammlungen; und schon gegenwärtig darf man Deutschland dazu Glück wünschen, daß es nicht weiter gegangen ist; denn hätte es angefangen mit einer Verfassungs-Urkunde, Charta genannt, und hätten sich, im Gefolge derselben, alle die Erscheinungen eingestellt, welche ein Regierungs-System, wie das französische oder das brittische ist, begleiten — Erscheinungen, die in letzter Instanz nur anzeigen, daß die große Autorität, ohne welche es keinen gesellschaftlichen Frieden und keine Ordnung giebt, bis zur höchsten Kraftlosigkeit diluirt ist: — ich frage nicht, was, unter solchen Umständen, aus

Preußen geworden seyn würde, wohl aber frag' ich, bis zu welcher Auflösung es mit dem ganzen deutschen Staatenbund unter dieser Voraussetzung würde gekommen seyn? Ueber das monarchische Prinzip sind in den letzten zehn Jahren nur allzu viel spöttische Bemerkungen gemacht worden. Gleichwohl war dieses Prinzip das einzige, wodurch Deutschlands Bundes-Verfassung beschützt werden konnte. Es wurde dadurch nichts weiter angedeutet, als daß die gesellschaftlichen Leidenschaften gezügelt werden müssen, wenn ein politisches System Bestand gewinnen soll; und was in dieser Andeutung wahr ist, stellt sich auf die Frage dar: welches Schicksal über Deutschland kommen würde, wenn an der Stelle seiner nur allzuzahlreichen Monarchien eben so viele Republiken wären, deren Schwindelgeist sich mit keiner Art von Ordnung, mit keinem Bestand verträge? Ich folgere hieraus, wie ich glaube, mit dem besten Rechte, daß ganz Deutschland dem Könige von Preußen und seinen ersten Rathgebern nur Dank dafür schuldig ist, daß Preußen, anstatt auf die konstitutionellen Ideen der letzten sechszehn Jahre einzugehen, seinen inneren Frieden durch solche Gesetze und Anordnungen bewahrt hat, welche, ohne der Freiheit und Betriebsamkeit seiner Bürger im mindesten zu schaden, ja welche diese Freiheit und Betriebsamkeit in einem kaum glaublichen Grade erhöheten, die königliche Autorität nur befestigt und verstärkt haben.

Wir wenden uns jetzt getrost der Frage zu, womit der Fürchtende in Nr. 16. der Hannoverschen Zeitung seine Rede schließt.

Diese Frage lautet, wie folgt:

„Wird Preußen, wie die Zeit steht, ohne eine

Reichsstandschaft in genügender Selbstständigkeit als Staat unter den Staaten des Welttheils dastehen können, und Deutschland schützen können in der Stunde der Gefahr, und Deutschlands sicher seyn, und Deutschland seiner?

Gern würden wir die Beantwortung dieser dreifachen Frage demjenigen überlassen, der dazu mehr befähigt ist, als wir; da jedoch ein Solcher, so viel wir wissen, bis jetzt noch nicht hervorgetreten ist, so machen wir getrost den Anfang mit der Beantwortung, erklärend, daß wir uns glücklich schätzen werden, wenn unser Versuch die Folge hat, daß die Wahrheit in ein noch helleres Licht gestellt wird.

Was nun die erste Frage: „ob Preußen, wie die Zeit steht, ohne eine Reichsstandschaft in genügender Selbstständigkeit als Staat unter den Staaten Europa's bestehen könne?“ betrifft: so scheint sie uns durch und durch homogen mit der Frage: „Thut Preußen wohl daran, daß es die konstitutionellen Ideen der gegenwärtigen Zeit verwirft, um seine eigene Bahn mit desto größerer Sicherheit zu beschreiben?“ Diese Frage nun muß mit Nein! beantwortet werden, wenn das Konstitutionelle der gegenwärtigen Zeit von einer solchen Beschaffenheit ist, daß jede Protestation gegen dasselbe zu einer Absurdität wird, die sich nicht verantworten läßt; wenn die Wahrheit ausschließend auf Seiten der Herren Rotteck, Welker u. s. w. ist; wenn die Redaktoren der deutschen Tribune und des Westboten für politische Intelligenzen gelten dürfen, über welche man nicht hinaus kann. Anders steht die Sache, wenn dies nicht der Fall ist, wenn das, was sich als das Absolute und Alleingültige in der Zeit ausbringen möchte, nichts weiter

ter ist, als ein Phantom, welchem nachgelaufen zu seyn zur Schande gereicht, weil sich darin nichts weiter spiegelt, als die vollendetste Unbekanntschaft mit den Gesetzen, welche den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens zum Grunde liegen. Da es sich nun, in unserer Ueberzeugung, mit dem Konstitutionellen der gegenwärtigen Zeit nicht besser verhält, und da, in unserer Vorhersicht, die nächsten Jahre hinreichen werden, es in seiner Nacktheit und Erbärmlichkeit darzustellen: so behaupten wir, daß Preußens Selbstständigkeit im Zurückbleiben hinter diesem Konstitutionellen nicht nur nicht leiden, sondern zunehmen werde. Wir sind hiervon so überzeugt, daß wir, wenn es die Mühe belohnte, genau angeben könnten, was Preußen das Uebergewicht zu geben verspricht.

Die zweite Frage: „wird Preußen Deutschland schützen können in der Stunde der Gefahr?" schließt einen handgreiflichen Widerspruch in sich: denn woher soll für Deutschland die Gefahr kommen, wenn das Konstitutionelle, das man ihm aufzudringen strebt, das Schützende ist? Eigentlich sollte die Frage auf Preußen gestellt seyn und lauten: „Wer wird Preußen retten im Augenblick der Gefahr, wenn es sich anhaltend dem Konstitutionellen der gegenwärtigen Zeit entzieht?" Oder hat etwa der Fürchtende, ganz gegen seinen Willen, gefühlt, daß die Gefahr nur für die konstitutionellen Staaten Deutschlands, keinesweges aber für Preußen vorhanden sei? Für diesen Fall hat seine Logik ihm einen argen Streich gespielt, indem sie ihn hat etwas sagen lassen, was er nicht sagen wollte.

Die dritte Frage: „wird Preußen Deutschlands sicher seyn können und Deutschland Preußens?" beantwortet sich,

wie wir glauben, am natürlichsten, wenn man sich klar macht, was allem Vertrauen zum Grunde liegt. Dies nun kann nie die Idee der Schwäche seyn; denn was könnte wohl die Schwäche leisten? Ist es nun nicht die Idee der Schwäche, so muß es die der Stärke seyn. Wie nun stellt sich das Verhältniß der konstitutionellen Staaten zu den nicht-konstitutionellen in Hinsicht des Vertrauens? Seltsame Erscheinung, daß in denjenigen Staaten, die sich vorzugsweise konstitutionelle nennen, nichts besteht: ein Gedanke verdrängt den andern, ein Wechsel folgt auf den andern, und wenn der Partheikampf die Spitze erreicht hat, über welche er nicht hinaus kann, so tritt irgend eine Revolution ein, die zwar für die letzte ausgegeben wird, in der Regel aber nur die Brücke zu einer zweiten ist. In den nicht-konstitutionellen Staaten hingegen, die man gemeinlich die absoluten nennt, findet von allem diesen das Gegentheil Statt: ihr Gang ist ebenmäßig, sie verschmähen keine Fortschritte, sie eignen sich also das bewährte Gute an; aber, um zu dem Besitze desselben zu gelangen, übereilen sie eben so wenig, als sie übertreiben. Die natürliche Folge hiervon ist, daß jene nicht aufhören, sich selbst zu mißtrauen und eben deßhalb auch des Vertrauens zu andern unfähig sind, es sei denn, daß die Furcht gebiete, und daß diese, indem sie Vertrauen zu sich selber haben, von dem Mißtrauen, das man in sie setzt, unberührt bleiben. Die konstitutionellen Staaten Deutschlands werden sich im Irrthum befinden, so oft sie sich von Preußen bedroht, oder auch gefürchtet glauben; weder das Eine noch das Andere wird jemals der Fall seyn, so lange Preußen sich darin gleich bleibt, daß es Verfassungs-Urkunden

verschmäht und seinen gesellschaftlichen Frieden lieber auf die Gegenseitigkeit des Vertrauens zwischen Volk und Fürst, als auf die Auslegung eines vieldeutigen Grundgesetzes stützt. Dahingegen werden die konstitutionellen Staaten sich niemals irren, so oft sie auf Preußens Beistand rechnen in dem Falle, daß der Staatenbund in Gefahr gerathen sollte. Wahrlich, sie sind kein Gegenstand weder des Neides noch der Furcht für Preußen. Dieses beklagt höchstens, daß die Mittel, welche es angewendet hat, seine Mit-Staaten vor den Tribulationen, denen sie gegenwärtig ausgesetzt sind, zu bewahren, in einem so hohen Grade haben verkannt werden können. Zu diesen Mitteln gehörte vor allem der freie Verkehr unter Deutschlands Bundesstaaten. Wäre es so vertrauensvoll, als es angeboten wurde, angenommen worden: so würden die Staaten des mittleren Deutschlands schwerlich von den Forderungen zu leiden haben, welche gegenwärtig an deren Regierungen gemacht werden, ohne daß man sich darüber genaue Rechenschaft ablegt.

Wir bitten also den Fürchtenden in Nr. 16. der Hannoverschen Zeitung, sich um Preußens willen keine Sorge zu machen, und vielmehr (sofern dies seines Amtes seyn sollte) dahin zu wirken, daß die neue Verfassungs-Urkunde des Königreichs Hannover so ausfalle, daß Deutschland mit ihr als Staatenbund fortdauern könne; denn wenn dies nicht der Fall seyn sollte, so würde wahrlich viel dadurch verdorben werden.

Zum Schlusse noch ein kurzes Wort über die Metapher, nach welcher Preußen einen Speer besitzen soll, der zugleich verwundet und heilt.

Von einem spanischen oder italiänischen Dichter des

sechszehnten Jahrhunderts auf die schönen Augen seiner Dame angewendet, mag diese Metapher geistreich seyn; und Niemand wird es streitig machen, daß sie in dieser Beziehung zum mindesten galant ist. Doch von einem Publizisten des neunzehnten Jahrhunderts auf Preußen angewendet, ist sie weder geistreich, noch galant; jenes nicht, weil sich nicht begreifen läßt, wie man zugleich verwunden und heilen kann; dieses nicht, weil, wenn man etwas Verbindliches sagen will, der Widerspruch nicht zur Seite stehen darf.

Vorausgesetzt, daß Preußen sich frei erhält von der Manie, die sich des mittleren Deutschlands bemächtigt hat, wird es eben so wenig verwunden, als verwundet werden, aber mit seiner Hülfe immer da bereit seyn, wo die Noth am größten ist.

B.

Neu-Holland

oder

so bilden sich große Reiche.

(Aus dem Englischen.)

Ein Kontinent, vermöge seiner Entlegenheit sehr lange der übrigen Welt verborgen, ängstlich gesucht, als sein Daseyn noch hypothetisch war, allmählig hervortretend aus der Dunkelheit, dem entzückten Auge der Erforschung seine Schätze entfaltend und die Eingebornen sehr entfernter Gegenden durch seine Anlagen nach seinen Ufern lockend — ein solches Kontinent bildet einen Gegenstand, der unserer gespanntesten Aufmerksamkeit würdig ist. Als Heerd, von welchem der Zivilisations-Strahl ausgeht, der sich dereinst über die zerstreuten Inseln des großen Ozeans verbreiten, und gleich einer südlichen Morgenröthe, queer durch die Scheidewand einer Hemisphäre dringen wird, ist Neu-Holland recht eigentlich dazu gemacht, die Einbildungskraft in einem nicht geringen Grade anzuregen. Als Wohnsitz eines Reichs, das, die Künste und Wissenschaften aller Regionen der Erde vereinigend, seinen Einfluß über Ge-

genden ausdehnen wird, an welche die starke Hand europäischer Erkenntniß ihren eisernen Griff gelegt hat, gewährt es dem Auge, welches die Nebel der Zukunft zu durchdringen strebt, das Bild jenes „Horns", das sehr groß ward gegen Süden und gegen Osten, und nach dem lieblichen Lande, selbst nach den Schaaren des Himmels, von welchen einige auf den Boden geworfen und zertreten wurden."

Doch, wenn wir den Blick in die Zukunft Denjenigen überlassen, welche daran Freude finden: so sehen wir vor uns eine Region von grünenden Höhen und blumigten Thälern und majestätischen Wäldern, ausgestattet mit der wilden Schönheit ungezähmter Natur, durchschnitten von tausend flimmernden Strömen, mit einem Gürtel von emporstrebenden Hügeln, deren Vordergrund von den Wogen eines ruhigen Sees bespült wird, und jenseits der blauen Gebirge, welche ihre Häupter in den klaren Himmel erheben, die großen Ebenen im Innern, die sich weiter erstrecken, als die Kraft des menschlichen Auges reicht. Der Känguru hüpft spielend in den sonnigen Waldöffnungen, der Emu schießt längs der grünen Wiese, Heerden von Kackadu's bedecken die Zweige der Eukalyptus-Bäume, und der schwarze Schwan, mit seinem schlanken Hals und seinem gehobenen Fittig, segelt anmuthig auf dem Busen des stillen Gewässers, an dessen Ufern der Ornithorhynchus, halb Vogel halb vierfüßiges Thier, den sichern Ort sucht, wo er seine Eier niederlegen kann. Myriaden funkelnder Insekten flattern unter den schönen Blumen, über welche der Honigvogel mit summenden Schwinglein dahin streift, während die behutsame Schlange schweigend unter den Büscheln des schlanken Grases fortschleicht. Der Herr der

Schöpfung — ach, wie tief ist er gesunken! Doch ein anderer tritt an seine Stelle, und der Rauch aus der Hütte des Weißen wirbelt hoch unter den Mimosen mit verflochtenen Zweigen. Städte erheben sich in der Wildniß; die Eiche des Waldes beugt sich unter der Axt; der Arbeiter bestellt die Felder, und das Ufer hallt wieder von dem Freudenruf des Matrosen.

Nicht unwahrscheinlich sind einige Theile dieses grossen Landes von spanischen Seefahrern schon zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts entdeckt worden; die Holländer aber waren die Ersten, welche zu Anfang des siebzehnten einige positive Kenntniß von demselben erhielten. Im Jahre 1616 landete Kapitän Dirk Hertog mit dem Schiffe Eendracht von Amsterdam an der Insel, welche seinen Namen führt, und untersuchte einen Theil der entgegenstehenden Küste, dem er den Namen seines Schiffes gab. Im Jahre 1618 umschiffte ein anderer Holländer, Namens Zaachen, den nördlichen Theil des Kontinents. Auf diese folgten mehre Andre derselben Nation, unter welchen der berühmte Abel Jansan Tasman besonders genannt zu werden verdient. In Folge der Entdeckung dieser Männer erhielt das Land im Jahre 1662 den Namen Neu-Holland, den es, über alle Frage hinaus, behalten muß. Im Jahre 1668 besuchte Dampier, auf einer Seeräuberfahrt, die Nord-West-Küste, und im Jahre 1699, nach einer Fahrt von sechs Monaten, ankerte in der nach Hertog benannten Bay der erste authentische Entdecker. Mehre Seefahrer der spanischen, holländischen und portugiesischen Nation streiften an verschiedenen Theilen der Küste, deren niederschlagender Anblick wenig Aufmunterung zu einer sorgfältigen Erfor-

chung gewährte. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts traten die Engländer und Franzosen an die Spitze der See-Entdeckungen, und Neu-Holland, sammt den zerstreuten Inseln der australischen Gewässer, gingen allmählig aus der Dunkelheit hervor. Bougainville, Cook, la Perouse, Vancouver, Labillardiere, Flinders, King und Andere geringeren Schlages, haben den größten Theil der Küstenlinie erforscht und die Produktionen ihrer Nachbarschaft beschrieben. Allein unsere Kenntniß von Neu-Holland ist fast gänzlich auf die Küste beschränkt, und ein großer Theil derselben muß annoch erforscht werden, oder ist auf eine sehr oberflächliche Weise in Augenschein genommen worden.

Neu-Holland in der südlichen Hemisphäre, zum Theil innerhalb des Wendezirkels, gelegen, liegt zwischen dem 9 und 38 Gr. südl. Breite, und zwischen dem 112 und 153 Gr. östlicher Länge. Von gediegener Form, mehr ausgestreckt von Westen nach Osten hat es fast 2000 (engl.) Meilen in der Länge und 1700 in der Breite. In einem geographischen Gesichtspunkte ist es unmittelbar verbunden mit Van Diemens-Land, Neu-Seeland, Neu-Guinea, dem indischen Archipelagus, Indien und China, mit welchen es bereits Handelsbeziehungen unterhält, so wie mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung, mit Isle de France und mit Großbritannien. Die Küsten sind, im Allgemeinen, nicht eingezahnt durch tiefe Meerbusen, welche die Erforschungen erleichtern könnten; auch hat man bis jetzt nicht die Mündung eines breiten und schiffbaren Stromes entdeckt, auf welchem man mit Leichtigkeit in das Innere eindringen könnte.

In seiner Zusammensetzung bietet dieses verschiedene

Anomalien dar. Die Gebirge anderer Kontinente laufen gewöhnlich in der Richtung ihrer Länge, die von Neu-Holland hingegen sind in steilen Erhöhungen aufgestellt, welche es gewissermaßen umkreisen. Die Ufer sind gewöhnlich offen und bieten nicht selten mauerähnliche Abhänge dar, welche sich auf Meilen ausdehnen; die Küsten sind meistens unfruchtbar und uneinladend; das reichste Land befindet sich am Fuße der Gebirge, hinter welchen unermeßliche Ebenen von erstaunlicher Fruchtbarkeit liegen. Es ist bisher kein Strom von einer dem Umfange des Landes entsprechenden Größe entdeckt worden. Die Vegetation ist so abweichend und eigenthümlich, wie die Formen des thierischen Lebens, und die Eingebornen konstituiren eine Raße, welche sich von allen andern durch charakteristische Züge physischer und moralischer Bildung unterscheidet. Doch, da, bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntniß dieser ausgedehnten Region des Erdballs, jede allgemeine Beschreibung derselben voreilig und unbefriedigend ausfallen würde: so ziehen wir es vor, eine Ansicht von denjenigen Theilen zu geben, welche, nachdem sie von Großbritannien aus kolonisirt worden, allein der zivilisirten Welt einigermaßen bekannt sind.

Neu Süd-Wales, diese allgemeine Benennung für den östlichen Theil von Neu-Holland — eine Benennung, welche Cook der unermeßlichen Küsten-Linie gab, die er auf seiner ersten Reise entlang fuhr — erstreckt sich vom Kap York in 10½ Gr. südlicher Breite, dem Punkte, auf welchem sich das Kontinent am meisten an Neu-Guinea nähert, bis Wilson's Vorgebirge in Baß's Straße, gegenüber von Van Diemens-Land. Doch, obgleich die Zivilisation sich

bloß über einen kleinen Theil der Küste ausgedehnt hat, so sind, da es an nebenbuhlenden Kolonien fehlt, die Gränzen unbestimmt und die Sache steht so, daß England die ganze östliche Hälfte von Neu-Holland für sich in Anspruch nimmt.

Der Anblick der Küsten ist im Allgemeinen nichts weniger als einladend; sie bestehen aus Klippen von Sandstein und Schiefer, und aus anderen Felsen, in deren Mitte sich sandige und steinigte Unterlagen befinden. Es giebt zahlreiche Baien, Meerbusen und Zugänge, doch von geringem Umfange in Vergleich mit der Größe des Kontinents. Unter den ersten sind zu bemerken: Moreton Bay, Broken Bay, Botany Bay, Jervis Bay, Bateman Bay und Twofold Bay. Gute Hafen kommen auf einigen Theilen der Küste selten vor, während andere Theile damit reichlich versehen sind. Port Macquarrie, Camdens Hafen, Port Stephens, Port Hunter, Port Jackson und Port Hacking verdienen besonders erwähnt zu werden. Port Jackson ist einer der schönsten Hafen von der Welt; er soll geräumig genug seyn, um alle europäische Fahrzeuge in sich aufnehmen zu können. In der Nähe der Küsten befinden sich wenige Inseln von einiger Größe, wohl aber zahlreiche Inselchen, Felsen und Sandbänke, welche die Schifffahrt fast gefährlich machen, während, in einiger Entfernung, eine Barriere von Korallen-Riffen sich erstreckt, an welcher die See sich mit Heftigkeit bricht, in deren Innern das Wasser jedoch immer sanft bleibt.

Der größere Theil der östlichen Küste Neu-Hollands wird auf eine Entfernung, welche zwischen wenigen Meilen und hundert variirt, durch eine unregelmäßige Kette ab-

schüssiger Berge gedeckt, die in verschiedenen Richtungen laufen, die aber meistens dem Ufer mehr oder weniger parallel liegen. Diese Erhöhungen führen die allgemeine Benennung der „blauen Berge." Ihre gewöhnliche Höhe reicht nicht über 3000 Fuß hinaus, wiewohl man annimmt, daß die nach Norden gerichteten das Doppelte dieser Höhe erreichen. Diese Gebirge bilden in jedem Theile, wo sie untersucht worden sind, unübersteigliche Barrieren; auch wurde der erste Durchgang erst vor funfzehn Jahren aufgefunden. Nur eine einzige große Oeffnung ist in dieser Kette entdeckt worden; sie tritt unter dem 21 Breite-Grad ein, und es wird angenommen, daß ein breiter Strom durch sie hingeht.

Es ist zu bemerken, daß in diesen Gebirgsreihen keine Urfelsen entdeckt sind. Granit kommt erst jenseits derselben vor, und es wird behauptet, daß er über einen Raum von 200 Meilen verbreitet ist. Der Distrikt um Bateman's Bay her, scheint aus ursprünglichem Schieferstein mit Quarz-Adern gebildet. Die blauen Berge bestehen meistens aus Sandstein, welcher Adern und Massen von Quarz, Schiefer, Kalkstein und anderen untergeordneten Felsarten, zugleich aber Porphyr, Grünstein und Basalt enthält. Die Gegend zwischen Port Hunter und Broken Bay gehört der Kohlenbildung an, und bietet Lager von Sandstein und Schiefer mit vegetablen Eindrücken, Eisenerde und Kohle dar, von welcher letzten unermeßliche Lager vorhanden sind. Das häufige Vorkommen von Kohle in diesem Distrikt hat einer kleinen Stadt an dem Hunters-Fluß ganz natürlich die Benennung von New-Castle zugewendet. Gyps und Felssalz werden gleichmäßig angetroffen. Es würde viel

leichter seyn, als es vortheilhaft und nützlich ist, zu sagen, welche Mineral-Substanzen in Neu Süd-Wales angetroffen sind — Gold und Silber z. B.; im Großen aber ist von der Geologie dieses Landes so viel als gar nichts bekannt: dieses Landes das in zukünftigen Perioden ohne allen Zweifel reichliches Material für die Künste liefern und ganz neue Phänomene für Vervollständigung der Erd-Theorien hergeben wird.

Die Oberfläche des Erdreichs, das sich zwischen den blauen Bergen und der Küste dehnt, ist höchst mannigfaltig und bietet Szenen von großer Schönheit dar. Der Boden ist thonhaltig, meistens von gelblicher oder röthlicher Farbe und wasserdicht; doch kommen, wie man leicht erwarten wird, häufig Abweichungen vor, von welchen einige dem Landbau ungemein günstig sind. An den Ufern der Ströme, vorzüglich aber an denen von Hawkesbury (welche jedoch plötzlichen Ueberströmungen sehr ausgesetzt sind) ist das Land angeschwemmt und von außerordentlicher Fruchtbarkeit. In einer Entfernung von vier bis fünf Meilen vom Gestade ist der Boden gemeinlich sandig, und überwachsen mit verkrüppelten Eukalypten und zahlreichen Stauden, unter welchen eine erstaunliche Fülle der lieblichsten Blumen anzutreffen ist. Dies ist der unfruchtbarste Theil; und wenn wir ihn vergleichen mit den unangebauten Heiden und Triften Europa's, so müssen wir uns damit begnügen, daß eine verständige Bestellung ihn leicht in gutes Land verwandeln könnte. Jenseits dieser Zone besteht der Boden aus Dammerde, welche auf Lehm ruht; er bringt Wälder von prächtigen Bäumen hervor. In einer Entfernung von etwa funfzehn Meilen vom Ufer nimmt die

Gegend ein sehr schönes Aeußere an. Der Boden ist ein reicher Lehm und bringt eine schwelgende Vegetation hervor. Die Bäume nehmen an Zahl und Größe ab; kein Unterwald; die Hügel und die Thäler mit den schönsten Kräutern bedeckt. Jenseits der Berge ist der Boden meistens von der besten Beschaffenheit; er bringt eine Vegetation hervor, welche zur Weide wie geschaffen ist, und schwere Erndten aller Art zuläßt.

Da die Bergketten in nicht allzu großer Entfernung von der Küste laufen und nach dem Innern zu abschüssig werden, während sie einen jähen Absturz nach der See hin darbieten: so sind die Ströme, welche in der letztern Richtung von ihnen herrühren, gewöhnlich von kleinem Umfange. Die Flüsse strömen nicht immer in gerader Richtung nach dem Meere, sondern viele derselben laufen der Küste parallel in einem Theile ihrer Bahn. Sie scheinen, wie Herr Berry in einer „Denkschrift über die Geologie eines Theiles von Neu Süd-Wales" bemerkt, fortschrittlich an Größe zuzunehmen, so wie wir uns nordwärts vom 36 bis zum 31 Grad Breite fortbewegen. Die größten sind: Hastings, Manning, Hunters Fluß und Hawkesbury. Auch Brisbane's Fluß, welcher sich in Morreton-Bay ergießt, ist von beträchtlicher Größe. Jenseits der blauen Berge ist der Macquarrie-Strom, welcher 80 Meilen von der Küste entspringt, verfolgt worden bis zum 30 Gr. 45 M. südl. Breite und 147 Gr. 10 M. östl. Länge, wo er sich in einen großen mit Rohr bewachsenen Sumpf zu verlieren scheint. Der Lachlan, ein anderer Fluß jenseits der Berge, welcher sich gleichfalls in Sümpfe verliert, ist bis auf 500 Meilen von Sidney verfolgt worden, und seine

Länge, nach seinen Krümmungen berechnet, hat man auf 1200 Meilen abgeschätzt. Das Land, wo diese Ströme endigen, ist flach, den Ueberschwemmungen sehr ausgesetzt und eben deßhalb gänzlich entblößt von Einwohnern. Nur sehr wenig Seen sind in den verschiedenen Theilen des Landes entdeckt worden. Längs der Küste giebt es hinter sandigen Ufern zahlreiche Niederungen, in welchen der Mangelbaum reichlich wächst. Alle Ströme sind plötzlichen Ueberfluthungen ausgesetzt, welches von ihrer Nachbarschaft an den Gebirgen und von der Ebenheit der Thäler herrührt.

Faßt man die Ausdehnung der Ostküste Neu-Hollands ins Auge: so wird man ohne Mühe begreifen, daß das Klima große Verschiedenheiten darbieten muß. Wir werden jedoch unsere Bemerkungen auf den angebauten Theil von Neu Süd-Wales beschränken. Die Sommermonate sind Dezember, Januar und Februar, wo die mittlere Wärme etwa 74 Gr. Fahrenheit beträgt. Obgleich das Thermometer bisweilen auf 90 Gr. und selbst auf 100 Gr. und noch höher steigt: so ist doch die Hitze nicht so niederdrückend, wie man wohl glauben möchte; denn während des Tages weht regelmäßig ein Seewind, der gegen Abend von einem westlichen Landwind abgelöset wird. Gewitter sind, während der Sommermonate häufig, wo sich denn der Regen in Strömen ergießt, und das Grün, das dem Verschwinden nahe gebracht ist, wieder herstellt. Im März ist die Witterung unstätt und regnigt, und die stärksten Fluthen treten mit dieser Jahreszeit ein. Gegen die Mitte des April wird die Witterung beständig, und im Mai ist sie hell und erfreulich; der Durchschnittsstand des Thermometers beträgt 60 Gr. In den Wintermonaten sind die Mor-

gen und die Abende kühl, und die Nächte ungemein kalt, obgleich das Thermometer nicht unter 25 Gr. fällt. Die mittlere Temperatur ist etwa 52 Gr. und des Nachmittags steht das Thermometer selten auf 68 Gr. Es regnet selten; Nebel dagegen sind häufig, so wie auch Reife, welche nach dem Innern zu noch heftiger werden. In den Frühlingsmonaten September, Oktober, November sind zwar die Nächte kalt, die Tage aber werden allmählig wärmer. Selten tritt anhaltender Regen ein; doch leichte Schauer kommen anfangs von einer Zeit zur andern vor, und so wie die Jahreszeit vorrückt sind Donnerschläge mit heftigen Regengüssen und Hagel nicht selten. Während des Sommers gerathen Gras und Wälder bisweilen in Brand und verzehren sich in großer Ausdehnung; ein Nordwestwind versengt die Vegetation und löset den Boden in leichten Staub auf.

Auf den Bergen ist das Klima gemäßigter. Schnee fällt während des Winters und liegt bisweilen mehre Tage ohne zu schmelzen. Heftige Regengüsse, welche schwere Fluthen hervorbringen, treten öfters ein. Jenseits der Berge sind die Winter kälter und die Sommer heißer, als an der Küste.

Intermittirende Fieber, in nicht waldigen Ländern so gewöhnlich, sind in diesem Lande ganz unbekannt. Die vorherrschenden Krankheiten sind Lungen- und Unterleibskrankheiten. Die letztern treffen hauptsächlich die ärmeren Klassen, und die neu-angelangten Kolonisten. Jene beginnen gewöhnlich in einer früheren Lebens-Periode und endigen, wegen Vernachlässigung, bisweilen mit Abzehrung. Bemerkenswerth ist hierbei jedoch, daß schwindsüchtige Per-

sonen, welche aus Europa anlangen, sich durch eine Niederlassung in Neu Süd-Wales Erleichterung verschaffen. Europäische Kinderkrankheiten sind hier gänzlich unbekannt; und es ist gegenwärtig vollkommen erwiesen, daß das Klima gesund und für den Anwuchs der Bevölkerung höchst zuträglich ist.

Seit jener Zeit, wo Botany Bay mit seiner reichen Fülle von schönen Blumen — mit einer Fülle, wie das Auge der Wissenschaft sie niemals wahrgenommen hatte — die Blumenfreunde, welche Cook auf seiner ersten Reise begleiteten, entzückte, ist Neu-Holland berühmt geblieben wegen der Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit seiner Pflanzen-Produktionen. Die Vegetation der nördlichen Küsten hat einen tropischen Charakter, sofern sie mit Palmen und hochstaudigen Farrenkräutern untermischt ist. „Neu Süd-Wales," sagt ein eleganter Schriftsteller, „ist ein großer Blumengarten; aber man trifft in diesem Lande keine einzige Szene an, aus welcher ein Maler eine Landschaft bilden könnte, ohne den wahren Charakter der Bäume gröblich zu entstellen. Sie haben keine Seitenzweige und werfen keine Massen von Schatten; doch wird dafür diesem Umstande, welcher so wenig vegetable Fäulniß verursacht, die Gesundheit des Klima's in großer Allgemeinheit zugeschrieben." Diese Behauptung ist augenscheinlich absurd; denn, wenn ein Land Szenen der höchsten malerischen Schönheit hervorbringt (wie achtungswerthe Schriftsteller dies von Neu Süd-Wales behaupten): so können Eigenthümlichkeiten in dem Charakter der Vegetation allerdings seltsame Wirkungen hervorbringen, doch die Bildung einer guten Landschaft zu verhindern vermögen sie nicht

nothwendig. Seltsam, daß „eine Masse von Vegetation, welche Pioniere erfordert, wenn man sie durchdringen will,“ keine Massen von Schatten werfen soll. Seltsam, daß „Weinstöcke und Lianen, welche die Bäume wie eine Boa-Schlange umwickeln und den Weg bekränzen,“ daß „Thäler, welche den Reisenden an Humboldt's Beschreibungen süd-amerikanischer Vegetation erinnern,“ daß Palmen mit breiten Blättern, welche dem Kohlbaume an Größe gleich kommen, prächtige Zedern und herrliche Blumen minder geeignet seyn sollten für ein Gemälde, als ein Haufen Haselnußbüsche, oder eine Reihe von Erlen. Seltsam, daß der Illavarra-See, dessen wilde Indianer in ihren Kanots, dessen schöne Hügel, und „der Geist von dem Allen,“ in der Meinung desselben Schriftstellers „einen Maler verdienen.“ Nach Sir James Smith wird Neu-Holland nicht leicht einen Dichter bilden oder begeistern; „denn, da scheint kein Uebergang der Jahreszeiten in dem Klima zu seyn, um die Hoffnung anzuregen, und Herz und Fantasie auszudehnen.“ Wäre dem also, so würde der Schade eben nicht groß seyn; und was die zukünftigen Zeitalter betrifft, so hoffen wir, die Kolonisten werden sich vortheilhafter beschäftigen, als mit Reimerei. Sicherlich aber liegen Elemente der Poesie in allem, was wir von dem Lande wissen; in seinen buntgeschmückten Thälern, in seinen durchbrochenen Gebirgen, in seinen weiten Wäldern, in seinen unbegränzten Ebenen, in seinen sonnigen Himmeln, in seinen fluthbespülten Gränzscheiden, in seinen geheimnißreichen Einöden. Die Blitze zucken, die Donner rollen, die Ströme ergießen sich und „die Winde erheben ihre Stimmen“ und der große Ozean brauset in Neu-Holland, wie in Alt

England. Sind gleich daselbst keine Götter und sehr wenig Göttinnen, um die verrosteten Räder eines Epos in Gang zu bringen, keine Schlachten zwischen nebenbulenden Völkern, um die Posaune des Ruhms ertönen zu machen, keine Pesten, um die Bevölkerung der Städte hinzuraffen: so ist doch die Natur daselbst eben so schön, als irgendwo, und waltet daselbst derselbe „große Geist" und dasselbe Verlangen nach einem vollkommneren und minder schwankenden Zustand.

Fast alle Bäume sind immer grün; aber ihr Laub ist in der Regel dünn und der Farbe nach einförmig. Frühling, Sommer und Herbst gehen vorüber, ohne daß ein Farbenwechsel sich kenntlich macht. Die Myrtazäen sind in großer Fülle vorhanden; die zu dieser Familie gehörigen Bäume bilden vier Fünftel des Waldes. Auch die Mimosäen sind in Neu-Holland sehr zahlreich, und tragen nicht wenig dazu bei, daß die Vegetation ihren besonderen Charakter hat. Von jenen sind die Eukalypten die bemerkenswerthesten, so wie die nützlichsten. Die Fasern-Rinde, welche ein hartes, dauerhaftes und gerad gerunzeltes Holz giebt, wird zu Masten verbraucht. Was man in den Kolonien Mahagony nennt, ist auch eine Art von Eukalyptus, die ein hartes schweres Holz von rother Farbe giebt. Der blaue Gummi (Eucalyptus piprita), welcher im ganzen Lande angetroffen wird, gewährt gleichfalls ein hartes schweres Holz, das zum Schiffsbau gebraucht wird. Die Eiche oder Casuarina wird benutzt zu Schindeln, zu Einfassungen und Verzierungen. Die Zeder, welche am Hunters Fluß und auf den fünf Inseln in Menge wächst, ist ein sehr schätzbares Holz zu Stellmacher-Arbeiten. Ver-

schiedene andere Bäume werden für gewöhnliche Zwecke verbraucht; so die Melia Azedarach, Rosenholz (Trichilia glandulosa), Gelbholz (Xanthorrhaea) u. s. w. Kurz, hier giebt es eine Fülle von Holz, von dem verschiedensten Charakter, zu allen Zwecken. Die Wälder werden von den Seefahrern und Reisenden als ungemein schön beschrieben, wegen der großen Massen von Waldgrün, welche sie in den Ebenen und Thälern darbieten, und wegen der Eigenthümlichkeit des Anblicks und der Wirkung. Obgleich in den Wäldern die grasartigen Pflanzen ranzig und unnahrhaft sind, während sie in den offener liegenden Theilen grob und trocken zu seyn pflegen: so gewähren doch in den reichen, an die Gebirge gränzenden Distrikten und in den Ebenen jenseits derselben, lange Striche von schwelgerischen Gräsern dem Hornvieh und den Schafen reichliche Weide, und das erstere wird in den Wildnissen von Neu Süd-Wales bald eben so zahlreich seyn, als in den Pampas von Süd-Amerika. An eingebornen Pflanzen, welche zur Nahrung des Menschen gebraucht werden könnten, fehlt es in Neu-Holland auf eine auffallende Weise. Der Sago und die Kohlstrauch-Palmen, eine Art von Arum, und einige wenige andere, sind die einzigen, welche genannt werden können.

Das größte eingeborene Thier von Neu Süd-Wales ist der Kängâru, von welchem Jeder so viel gehört hat, daß eine Beschreibung desselben langweilig und ohne Nutzen seyn würde. Es gewährt einen Hauptnahrungs-Artikel für die eingeborenen Stämme, und wird von den Kolonisten zu Pferde gejagt in Distrikten, wo die Wälder dünn sind. Von diesem Geschlecht giebt es eine kleinere Art, welche

unter der Benennung von Busch-Kängaru bekannt ist; und noch eine, dieser ähnlich, wenngleich nicht viel größer, als eine Ratte, und eben deßwegen Kängaru-Ratte genannt. Der Wombat, der in Van Diemens-Land zu Hause gehört, ist auch in einigen Theilen von Neu-Holland sehr verbreitet. Die meisten Quadrupeden gehören zu dem Geschlecht der Beutelthiere, weil sie ihre Jungen in einem unvollkommenen Zustande gebären, und sie in einem Beutel mit sich führen, wo sie so lange an den Zitzen hängen, bis sie Stärke genug gewonnen haben, um selbst in der Welt auftreten zu können. Große reißende Thiere, wie Löwen, Tiger, Leoparden und Hyänen giebt es nicht; wohl aber einen eingebornen Hund von der Größe eines Fuchses, und in der Regel von einer dunkelrothen Farbe mit einem buschigen Schweife. Eben so wenig giebt es hier wiederkäuende Thiere, welche in anderen Ländern größeren Umfanges so zahlreich sind. Der Ornithorhynchus, oder Wasser-Maulwurf, welcher, der Beschreibung nach, jedem bekannt ist, war ehemals sehr häufig, ist aber jetzt in der Kolonie sehr selten. Fliegende Füchse, oder große Fledermäuse, welche den Vampyren von Java und Süd-Amerika gleich kommen, so wie fliegende Oppossums, kommen in den Wäldern vor. Seehunde verschiedener Art, nicht selten von gewaltiger Größe, finden sich zahlreich in den Seen; so wie auch Delphine und andere zum Wallfischgeschlecht gehörige Thiere.

Kein Land bringt eine größere Mannigfaltigkeit von Vögeln hervor; eine Aufzählung, selbst der merkwürdigsten unter denselben, würde mehr Raum einnehmen, als uns hier gestattet ist. Adler und Falken sind zahlreich, und unter

unter den letztern ist eine schöne rein weiße Spezies. Der Emu, welcher zum Geschlecht der Strauße gehört und fast eben so groß und schnell ist, läßt sich in großen Heerden auf den Ebenen sehen, und ist beinahe zahm gemacht. Die Menura oder Lyra ist ein großer Vogel von zierlicher Gestalt, mit einem Schweife, welcher dem Instrumente gleicht, von welchem der Name hergeleitet ist, wiewohl dieser Schweif sich nicht durch Schönheit der Farben auszeichnet. Der Regent-Vogel, der Scharfschütze (rifle-man), mancherlei Arten von Papageyen und Tauben, und zahlreiche kleinere Vögel von verschiedenen Geschlechtern, können an Schönheit schwerlich übertroffen werden. Es ist indeß merkwürdig, daß keiner von den Vögeln Neu-Hollands das Organ des Gesanges zu haben scheint; ihre Versuche zu singen, endigen meistens auf eine unmusikalische Weise, nicht selten sogar in seltsamen Tönen; die Klänge einiger sind klagend und angenehm, während die Klänge anderer dem Klatschen einer Peitsche, dem Geschrei des Esels, oder dem Bellen eines Hundes gleich kommen. Wasserhühner, Ibisse, Reiher, Störche und andere Wassertreter besuchen die Sümpfe und die Ufer. Es giebt Pelikane von riesenmäßiger Größe, Rothgänse und Seevögel von zahlreichen Arten. Enten und Gänse sind gleichfalls in großer Menge vorhanden. Jeder hat etwas von dem schwarzen Schwan vernommen; man muß aber nicht glauben, daß diese rara avis wirklich schwarz, oder daß es der europäische Schwan sei, mit einem vom Klima geduldeten Gefieder. Es ist eine besondere Art von dunkelbrauner Farbe, mit einem rothen Schnabel und schwarzen Füßen. Die Vögel von Neu-Holland stehen, ihrem allgemeinen Charakter nach,

in näherer Verwandschaft mit denen des indischen Archipels, als mit denen des südlichen Amerika's. In der That, mehre Arten sind beiden Ländern gemeinsam. Wenige sind sogar Neu-Holland und dem europäischen Kontinente gemeinsam, welches auch der Fall ist mit der Vegetation, indem etwa vierzig Arten von Phanogamos-Pflanzen in beiden Ländern vorkommen. Die Seltenheit der zum Hühner-Geschlecht gehörigen Vögel in Neu-Holland, wo es nur wenige Arten von Wachteln und Rebhühnern giebt, ist eine andere bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, welche dem Mangel wiederkäuender Thiere entspricht.

Turteltauben sind in großer Menge in dem Golf von Carpentaria und auf einigen anderen Punkten der östlichen Küste vorhanden. Eidexen von großem Umfange und seltsamer Form sind häufig; so auch Schlangen verschiedener Arten, von welchen einige giftig und andere sehr groß sind. Unfälle sollen nur sehr selten vorkommen, obgleich der Hundertfuß, die Tarantel und verschiedene Arten von Skorpionen den Katalog der von den Menschen gefürchteten Thiere verstärken. Austern und Schaalfische können in jeder Quantität verschafft werden. Die Seen und Flüsse wimmeln von Fischen. Was die zahllosen Geschlechter von Insekten, Mollusken, Zoophyten u. s. w. betrifft, welche die Naturforscher zum Theil schon bekannt gemacht haben, so wissen wir darüber nichts zu sagen, was von besonderem Interesse für Diejenigen seyn könnte, welche sich nicht vorzugsweise mit dem Studium der Naturgeschichte beschäftigen.

Als Kapitän Swan im Jahre 1686 auf dem Cygnet an der Nord-West-Küste von Neu-Holland landete, nahm

Dampier, der ihn begleitete, zuerst Notiz von den Einwohnern, „als dem jämmerlichsten Volke von der Welt.“ „Die Hottentotten,“ so fährt er fort, „sind, wenn man sie mit jenen vergleicht, Edelleute. Sie haben keine Häuser, kein Vieh, kein Federvieh; sie sind schlank, gestreckt, dünn, mit langen Gliedern; sie haben starke Köpfe, runde Stirnen und große Augenbraunen; ihre Augenlieder sind immer halb geschlossen, um die Fliegen von ihren Augen abzuhalten (denn diese Insekten sind hier so beschwerlich, daß kein Fächeln sie von den Gesichtern vertreiben kann), so daß sie von Kindesbeinen an ihre Augen niemals öffnen, wie andere Leute, und eben deßwegen nicht in die Ferne sehen, obgleich sie ihre Köpfe in die Höhe halten, als ob sie nach etwas blickten, das über ihnen ist. Sie haben große Flaschen-Nasen, volle Lippen, weite Mäuler; die beiden Vorderzähne der Ober-Kinnlade fehlen allen, ohne Ausnahme; sie haben auch keinen Bart. Ihr Haar ist kurz, schwarz und kraus; ihre Haut kohlschwarz, wie die der Neger von Guinea. Ihre einzige Nahrung sind Fische, die sie bei niedrigem Wasserstande fangen; mit Steinen machen sie kleine Dämme über Wasserengen. Zu einer Zeit, wo unser Boot zwischen den Inseln nach Wildpret ausgelaufen war, entdeckte es eine Schaar von diesen Leuten, die von einer Insel zur andern schwammen; denn sie haben weder Boote, noch Kanots, noch ausgehöhlte Bäume.“

Dies Gemälde scheint keine Uebertreibung zu enthalten; denn alle Schriftsteller kommen darin überein, daß sie die Neu-Holländer als diejenigen darstellen, welche auf der Leiter des Menschengeschlechts am tiefsten stehen, wiewohl kein Grund vorhanden ist, mit Einigen zu glauben, daß

sie das verbindende Glied zwischen Mensch und Orang-Outang bilden.

Die Neu-Holländer sind der Neger-Raße näher verwandt, als jeder andern, wiewohl sie ganz entschieden hinter den afrikanischen Geschlechtern in intellektueller Kraft zurückstehen. Unter den Eingebornen der verschiedenen Theile der Küste sind beträchtliche Unterschiede bemerkt worden: diese sind jedoch nicht hinreichend, um eine wesentliche Verschiedenheit festzustellen; und obwohl die Ureinwohner von Van Diemens-Land wolligtes Haar haben, während die von Neu Süd-Wales dergleichen schlichtes tragen, so gehören doch beide Stämme ganz augenscheinlich derselben Raße an. Sie sind von gewöhnlicher Statur, bisweilen bedeutend lang, fast nie verunstaltet. Ihre Köpfe sind, der Wirklichkeit nach, nicht breit, wiewohl sie es zu seyn scheinen, gemäß der Länge ihres Haars und der Dünnheit ihres Körpers, ihrer Arme und Beine. Der Vorkopf ist klein und abschüssig, die Augenbraunen vorragend, die Augen klein, die Nase dick mit ausgebreiteten Nüstern, die Backenknochen hervorspringend, der Mund weit, die Lippen dick, das Kinn zurückgezogen. Die Farbe ihrer Haut ist tief braun oder schwärzlich; ihr Haar ist schwarz und entweder schlicht oder kraus, das letztere mehr oder weniger. Sie fassen leicht, sind sehr reizbar, unversöhnlich in ihrer Rachlust, gleichgültig gegen die Folgen, unvorsichtig und einer anhaltenden Dankbarkeit durchaus unfähig. Obgleich sie die Fähigkeit der Nachahmung in einem hohen Maße besitzen, so fehlt ihnen doch Beurtheilung und Nachdenken; und da ihre Zwecke und Bedürfnisse nicht über die Gegenwart hinausreichen, so sind sie der Vervollkommnung unfähig, so

lange ihre Gewohnheiten sich nicht durch eine allmählige Revolution in ihren physischen und intellektuellen Beziehungen verändert haben. Sie haben keine Zivil-Regierung, keine Religion, keine festen Sitze. Ihre Sorgen beschränken sich auf die Herbeischaffung der Mittel zur Befriedigung ihrer nächsten Begierden. Sie sind gänzlich verlassen von jedem Schaamgefühl, und selbst diejenigen, welche lange mit Europäern verkehrt haben, treten in den Straßen und in den Häusern ohne alle Bedeckung auf. „Die anhaltendsten Versuche,“ sagt Herr Field, „welche gemacht worden sind, oder noch gemacht werden, sie zur Niederlassung zu bewegen und ihnen die Bequemlichkeiten des Lebens werth zu machen, sind vergeblich geblieben; sie lassen sich durch Nichts gewinnen. Sie sind zum Theil von Kindesbeinen an in unsern Erziehungs-Anstalten aufgewachsen; und doch haben, in einem reiferen Alter, die Wälder sie verführt, und in ihnen jene wilden Instinkte geweckt, ihre Nahrung in den Bäumen und ihre Pfade durch die Wälder zu finden.“

Ihre Nahrung besteht aus solchen wilden Thieren, als sie sich in den Wäldern verschaffen können; aus Honig, den sie sich dadurch verschaffen, daß sie die höchsten Bäume durch Einkerbungen ersteigen; aus Fischen, Insekten und Raupen; außerdem aus Wurzeln und Stängeln einiger wenigen Pflanzenarten. Die Kängarus tödten sie mit einer Art von hölzernem Speer; bisweilen fangen sie dieselben auch in Schlingen, Bogen und Pfeil aber haben sie nicht. Fische verschaffen sie sich durch einen gegabelten Stecken, oder mit Netzen, welche aus der inneren Baumrinde gefertigt sind, oder auch mit einem Haken, geschnitten aus

der Schaale der Perl-Auster. Ihre Wohnungen sind aus Stücken von Baumrinden zusammengesetzt, und häufig nach allen Seiten offen, nur nicht nach derjenigen, von welcher der Wind bläset.

In der Anfertigung und Handhabung ihrer Waffen zeigen sie bedeutenden Scharfsinn und Geschicklichkeit. Getheilt in kleine Stämme, von welchen jeder das Recht anspricht einen besonderen Theil des Territoriums zu benutzen, haben sie häufig Streitigkeiten und Gefechte, welche indeß nicht einen so gefährlichen Charakter annehmen, wie die ziviliſirter Nationen. Obgleich sie häufig beschwerlich gewesen sind, und bisweilen Verletzungen an den Kolonisten ausgeübt haben: so sind sie doch nicht furchtbar, da sie selten schaarenweise kommen und durch den Knall des Feuergewehrs leicht in Schrecken gerathen.

Es ist fast unnöthig zu sagen, daß die Weiber dieser Wilden zur niedrigsten Sklaverei herabgewürdigt sind. Vielweiberei, obgleich gestattet, wird selten geübt. Ihre Art der Bewerbung besteht darin, daß man der Schönen aufpaßt, oder sich in ihre Hütte schleicht; und nachdem man sie durch einen Schlag mit einem hölzernen Schwert auf den Kopf betäubt hat, führt man sie von dannen, um die Hochzeit zu vollenden. Der Mann kann das Weib verstoßen, sobald es ihm gefällt, und eine zweite Verbindung eingehen; das Weib hingegen ist, im Falle begangener Untreue, einer schweren Bestrafung unterworfen.

Bei keiner Gelegenheit haben die Eingebornen auf ihre Freiheit verzichtet, und nichts ist in ihrem Urtheil beklagenswerther, als ein Bedienter, oder Sklave. Sie machen sich bisweilen verbindlich zur Verrichtung von Diensten;

allein sie können dabei nicht festgehalten werden, da sie so geneigt sind, inmitten der Arbeit davon zu laufen. Man beschuldigt sie der Treulosigkeit und Bösartigkeit; doch einige Schriftsteller geben ein vortheilhafteres Zeugniß von ihrem Charakter. Wir begreifen leicht, daß standhafte Güte und Menschlichkeit die sichersten Mittel sind, den Zustand dieser unglücklichen Geschöpfe zu verbessern, und daß die Barbarei selbstsüchtiger Eigenthümer und anderer gewissenloser Leute, deren in der Kolonie weit mehr vorhanden sind, als für ihr Gedeihen wünschenswerth ist, nothwendig dahin wirkt das Rachgefühl der Eingebornen zu unterhalten.

Die Kolonisation Neu-Hollands von Großbritannien aus, hatte ihren Ursprung in der Nothwendigkeit, welche dem letztern Lande durch den Ausgang des amerikanischen Krieges aufgelegt wurde, sich nach einer entfernten Gegend umzusehen, welche zur Aufnahme solcher Individuen paßte, die sich durch ihre Verbrechen des längeren Aufenthalts im Geburtslande unwürdig gemacht hatten. Durch die Entdeckungsreisen des Kapitäns Cook war ausgemittelt worden, daß die östlichen Küsten von Neu-Holland einen guten Boden und ein angenehmes Klima hätten; und im Jahre 1786 beschloß die Regierung, daß ein Theil dieser Küste zur Niederlassung verwendet werden sollte. Demgemäß segelte Kapitän Philipp mit einem starken Konvoi ab, um in Botany Bay, wo er den 20. Januar 1788 anlangte, eine Kolonie anzulegen. Die Gesellschaft, welche theils aus Ueberwiesenen, theils aus Mitgliedern einer Zivil-Regierung bestand, fing ohne Zeitverlust mit dem Bau einer Stadt und mit der Bearbeitung des Bodens an; doch als bei Fort Jakson, 12 Meilen nördlich, ein vorzüglicherer Platz

aufgefunden war, wurde die Kolonie dahin verlegt. Hier wurde eine Stadt, Sidney genannt, in einer günstigen Lage angefangen, und rasche Fortschritte beschleunigten den Aufbau. Bald darauf wurde eine zweite Stadt an der Spitze von Port Jakson, funfzehn Meilen von Sidney begonnen, welche die Benennung Paramatta erhielt. Der Boden wurde gereinigt, eingeschlossen, besäet, und was zum Lebensunterhalt für die Kolonie eingeführt war, wurde sorgfältig aufbewahrt. Doch die Kolonie wurde aus einer inneren Quelle mit Zerstörung bedroht. Die überwiesenen Verbrecher, an ein müssiges und liederliches Leben gewöhnt, wollten mit Arbeit nichts zu schaffen haben, störten den Frieden der Gesellschaft durch flagrante Verbrechen, und vernichteten die Vorräthe der Regierung, während die Zufuhr aus England höchst unsicher war. Ungeachtet dieser und anderer Schwierigkeiten schritt die Kolonie mit erstaunlicher Schnelligkeit vor, und nach sehr kurzer Zeit sahen sich mehre ihrer Mitglieder im Stande, ohne den Beistand der Regierung zu subsistiren. Das Horn- und Schaafvieh, welches eingeführt war, vermehrte sich in einem wundervollen Grade; und obgleich neue Schwierigkeiten aus dem schandvollen Betragen der Verworfensten unter den überwiesenen Verbrechern entstanden, so offenbarte sich doch nebenher die größte Thätigkeit. Nach und nach fand eine entschiedene Veränderung in der Denkungsweise des Volks Statt, und die Kinder Derjenigen, welche ihrer Liederlichkeit treu blieben, wurden von den Eltern getrennt und von der Regierung erzogen. Inzwischen waren Gebäude für die Regierung und für die Truppen errichtet, Schulen gestiftet und Wege durch die Wälder gebahnt worden. Kurz: eine voll-

ständige Niederlassung war bald zu Stande gebracht, und gegenwärtig befindet sich die Kolonie in einem weit gedeihlicherem Zustande, als man geneigt seyn möchte zu glauben, wenn man der Hindernisse gedenkt, welche beseitigt werden mußten, und zugleich den kurzen Zeitraum erwägt, welcher seit dem Beginn verflossen ist. Es ist ein wundervolles Ding, in einer entlegenen und barbarischen Region, welche durch unermeßliche Meere von dem Heerd der Zivilisation gesondert ist, einen Distrikt zu entdecken, der, vor etwa funzig Jahren mit dem unbrauchbaren Ertrag eines, von einem Pfluge nie durchschnittenen Bodens bedeckt war, jetzt aber verwandelt ist in fruchtbare Felder, welche mit dem Produkt mehrer Klimate und mit künstlichen Weiden ausgestattet sind, auf denen Heerden weiden, die ihren Ursprung in den fernsten Ländern haben, so wie mit Gärten, welche strotzen von Früchten aus den kalten Regionen Europa's und aus den Gewürz-Inseln Indiens. Wo der australische Wilde in Wäldern umherschweift, um eine dürftige und erbettelte Subsistenz zu suchen, kann man jetzt den brittischen Landwirth wahrnehmen, umgeben mit allem, was sein Herz zu wünschen vermag, sich selbst genug inmitten des Ueberflusses, den er sich durch seine Betriebsamkeit geschaffen hat. In diesen Baien, wo der Seehund und der Delphin, ungestört von Menschen, ihre Beute verfolgten, werden jetzt Schiffe aus den entferntesten Theilen der Erde wahrgenommen. An diesen Ufern, dessen sparsame und elende Bewohner nie das Antlitz eines Fremden gesehen hatten, erscheinen gegenwärtig die Bewohner Amerika's, Indiens und die verschiedenen Nationen Europa's, getrieben von dem Verlangen nach Verkehr, das der zivi-

lisirten Welt einen eben so starken Antrieb giebt, wie das, wodurch der wilde Bewohner des Waldes zur Jagd getrieben wird. Die Künste und Manufakturen der am meisten vorgeschrittenen Völker des alten Kontinents blühen in diesem Lande des Südens. Die Institutionen und Gewohnheiten, welche aus der Kollektiv-Erfahrung der Zeitalter entspringen, werden übergetragen auf die Wiege eines jungen Volks; und die Welt darf sich darüber freuen, daß England bestimmt ist den Süden zu bevölkern, so wie es bereits den glücklichsten Theil der westlichen Welt bevölkert hat.

Der Theil der Ost-Küste von Neu-Holland, welcher am meisten erforscht ist, und worin sich die englischen Kolonien befinden, dehnt sich vom 30 bis zum 36 Gr. südlicher Breite aus. Er ist in Distrikte oder Grafschaften getheilt worden, welche auf folgende Weise benannt sind: längs der Küste Ayr, Durham, Northumberland, Cumberland und Camden; und hinter denselben, nach dem Innern zu, Cambridge, Roxburgh, Westmoreland und Argyll.

Sidney, die Hauptstadt von Neu Süd-Wales, liegt im 33 Gr. 55 M. südlicher Breite und im 151 Gr. 25 M. östlicher Länge, ungefähr sieben Meilen von der Einfahrt in Port Jakson. Es steht auf zwei Erhöhungen, mit einem dazwischen durchgehenden Thal. Das Wasser ist in der Regel tief genug, um Schiffen, auch wenn sie schwere Lasten tragen, die Annäherung bis dicht an die Felsen zu gestatten. Anfangs wurden die Häuser auf eine unregelmässige Weise gebaut; doch den meisten Mängeln und Gebrechen, welche hieraus entsprangen, ist abgeholfen worden, und die Straßen werden jetzt nach einem festen Plane an-

gelegt. Die Gebäude waren auch in der Regel klein, obgleich einige wohlhäbige Leute hübsche Wohnungen hatten; doch diese kleinen Häuser machen größeren Platz. Man findet in Sidney regelmäßige Märkte, öffentliche Erziehungs-Anstalten, eine Bank, Sparbanken, Tagblätter, Manufakturen verschiedener Art, Destillir-Anstalten, Dampfmaschinen, stattliche Magazine, kurz, alle Bequemlichkeiten und Einrichtungen, welche eine Stadt gleicher Größe in England vereinigen würde. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 10,000; doch der Raum, welchen die Stadt einnimmt, ist im Verhältniß zur Bevölkerung sehr groß. Sidney liegt ungefähr sieben Meilen von Port Jakson; und funfzehn Meilen weiter, an der Spitze des Hafens ist die Stadt Paramatta gelegen. Diese ist weit geringer, als Sidney; denn sie enthält nur eine Bevölkerung von 2000. Unter anderen Institutionen hat sie eine Schule zur Unterweisung und Zivilisation der Eingebornen, von welcher jedoch nur sehr wenige Gebrauch machen. Etwa dreißig Meilen von Sidney liegt die Stadt Windsor, welche an einem von den Armen des Hawkesbury gelegen ist. Sie enthält eine Bevölkerung von etwa 1000. Der Distrikt ist bemerkenswerth wegen seiner ausnehmenden Fruchtbarkeit; doch sind die Saaten Ueberschwemmungen ausgesetzt, welche unregelmäßig eintreten. An den Ufern des Georg-Flusses, in einer Entfernung von etwa funfzehn Meilen von Sidney, liegt die Stadt Liverpool. Obwohl das Land in der Nachbarschaft dieser Stadt nicht sonderlich ist, so hat diese doch wesentliche Vortheile von ihrer Zentral-Lage zwischen Sidney und den reichen Distrikten des westlichen Landes. New-Castle, eine kleine Stadt, ungefähr 60 Meilen nörd-

lich von Port Jakson, an der Mündung des Hunter-Stroms gelegen, ist eine Straf-Niederlassung für nicht zu bessernde Verbrecher, welche hier in Kohlen-Minen, mit Kalkbrennen und mit Herbeischaffung des Zimmerholzes beschäftigt werden. Die Kohle wird leicht gewonnen, weil die Lagen fast bis an die Oberfläche reichen. Der Kalk wird bereitet aus verbrannten Austerschaalen, welche man haufenweise am Ufer findet.

Die von Sidney am meisten entfernte Niederlassung ist Moreton Bay, unter dem 27 Gr. Breite. Es ist eine Strafniederlassung und im gegenwärtigen Augenblick darf das Publikum in der Nachbarschaft kein Land in Beschlag nehmen. Ueber Moreton Bay hinaus, nach Süden hin, streckt sich eine Küstenlinie, deren Eigenschaften in einem hohen Maße unbekannt sind, bis man nach Port Macquarie unter 30 Gr. 40 M. Breite gelangt, das gleicherweise eine Strafniederlassung ist. Dieser Distrikt ist sehr geeignet für Viehzucht, hat aber nur wenig Ackerland. Zwischen dem Manning-Fluß und Port Stephans giebt es eine Strecke Land, welche aus einer Million Morgen besteht, die im Jahre 1824 an die Australische Landbau-Gesellschaft überlassen sind. Von Port Stephans bis Newcastle giebt es eine Abwechselung von Sandschellen und Mooren, mit Stellen, die zur Viehweide gebraucht werden. Der Distrikt von Hunters-Fluß, welcher aus reichen Strecken angespülten Bodens und Weidegrund besteht, ist der Garten und Kornboden von Neu Süd-Wales genannt worden. Nichts übertrifft die Schönheit der oberen Thäler dieses Distrikts, dessen Ganzes bereits in Beschlag genommen ist. Von New-Castle kommen wir über einen aus

Kohlenlagen zusammengesetzten Distrikt zum Hawkesbury-Fluß, und treten in den Cumberland-Distrikt, welcher die Stadt Sidney, Mittelpunkt und Hauptstadt von Neu Süd-Wales, so wie die gedachten anderen Städte in sich schließt. Südlich von Sidney, bis nach Shoal-Hafen ist eine Reihe von lieblichen Undulationen, welche anziehende Szenen enthält, aber keinen guten Boden hat, und folglich keine Kultur verträgt. Besser sind die inneren Theile; allein der Boden ist durch und durch lehmig, bei heißem Wetter einer Ausdorrung, bei anhaltendem Regenwetter einer Verwandlung in Pfützenzustand ausgesetzt. Jener Distrikt, den man Kuhweiden nennt, etwa zwölf Meilen von Liverpool, ist einer von den schönsten der Kolonie, und über diesen hinaus ist der Weide-Distrikt von Argyll.

Gehen wir von den Emu-Ebenen, auf der einzigen gangbaren, fast funfzig Meilen langen Straße, über die blauen Gebirge: so gerathen wir zunächst in ein Land, das nach Süd-Westen abhängt, durchbrochen und unfruchtbar ist, und wenig Kolonisten zählt. Haben wir die Niederlassung Bathurst an dem Macquarrie erreicht, so gerathen wir in weitgestreckte Ebenen, die kein Bauholz, dafür aber einen guten Boden haben und mit Schaafen und Hornvieh bedeckt sind. Boden und Klima sind der Kornerzeugung gleich günstig; doch wird, wegen der Entfernung von Sidney, kaum noch mehr Korn erzeugt, als das Bedürfniß der Kolonisten fordert. Das ganze Land längs dem Macquarrie, bis wir in die Marschen gelangen, wo es sich, der Voraussetzung nach, endigt, ist ungemein geeignet für Schaafe und Rindvieh. Die einzige andere Strecke des Innern, deren in diesem Zusammenhange gedacht werden

muß, ist Liverpool-Ebene, nord-westlich gelegen von den Quellen des Hunter-Stroms. Auch dieser Distrikt ist ungemein zur Viehzucht geeignet.

Das in der Kolonie hergebrachte Agrikultur-System unterscheidet sich nicht wesentlich von demjenigen, das in England befolgt wird. In manchen Distrikten ist das Land sehr dünn mit Holz bedeckt, während in andern, vorzüglich an den Ufern der Flüsse, der Wald sehr dicht, und außerdem der Boden mit Sträuchern und Schlingpflanzen bedeckt ist. Die Bäume Neu-Hollands sind in der Regel bemerkenswerth wegen der Härte ihres Holzes, so daß in Fällung derselben hier weniger vorgeschritten wird, als in Süd-Amerika. Die Bäume werden sodann in Klötze zerschnitten, welche man mit großer Mühe in Haufen zusammenwälzt, um verbrannt zu werden; worauf das Land zwischen den Stümpfen, welche zwei bis drei Fuß aus dem Boden hervorragen, aufgerissen oder gepflügt wird. Nachdem die Stümpfe mehre Jahre gestanden haben, sind sie hart und trocken geworden und werden nun ausgebrannt. Die erste Erndte, die man erhält, ist in der Regel Mais, welcher vom September bis Dezember gepflanzt wird. Sodann folgt Waizen, worauf Mais und Waizen abwechseln, so lange das Land zu tragen fortfährt. Der Kolonist reinigt hierauf einen andern Fleck und gönnt dem ersten eine Erholung. Waizen wird im März und April ausgestreut und im November geerndtet; Mais, welcher unmittelbar darauf gepflanzt wird, reift im Februar, so daß zwei Erndten auf demselben Boden gemacht werden können. Hafer, Gerste und Roggen gedeihen nicht so gut, als Waizen, und werden wenig gebaut. Bohnen sind durchaus fehlgeschlagen,

und obgleich Erbsen besser fortkommen, so werden sie doch selten in größerer Masse gewonnen. Der in Neu Süd-Wales hervorgebrachte Waizen ist, der Qualität und dem Gewichte nach, jedem vorzuziehen, der in Europa erzeugt wird. Vier und zwanzig Bushel Waizen per Morgen werden als eine gute Erndte betrachtet, obgleich im reichen und von Wasser überströmten Lande von dreißig bis vierzig Bushel erzeugt werden. In der letztern Art von Boden, giebt Mais von achtzig bis hundert Bushel per Morgen. Junger Waizen wird leicht von Raupen zerstört, so wie ganze Distrikte Gras. Das Korn ist dem Wurme unterworfen, so daß es nicht eine längere Zeit in Tasten oder auf Kornböden aufbewahrt werden kann.

Kohlarten, Karrotten, Turnips, Zwiebeln, kurz alle Arten von europäischen Vegetabilien, gerathen in den Niederungen und in gutem Boden. Obgleich Kartoffeln erträglich gedeihen, so bleiben sie doch weit zurück hinter denen von Neu-Seeland und Van Diemens-Land, von wo große Quantitäten nach Sidney ausgeführt werden. Johannisbeeren und Korinthen kommen nur in kälteren und höheren Gegenden fort. Aepfel und Birnen sind in der Regel ungemein schmackhaft. Pfirsiche, Aprikosen, Pomeranzen, Kirschen, Mandeln, so wie zahllose andere Früchte erreichen in freier Luft den höchsten Grad von Vollkommenheit; Weintrauben gedeihen in den meisten Lagen, so wie auch Himbeeren, Stachelbeeren und Melonen. Kurz, kein Land kann besser mit Früchten versehen seyn.

Es sind Versuche gemacht worden, englische Gräser anzubauen, doch nur mit beschränktem Erfolge. Klever sprießt im Frühling verschwenderisch hervor, verschwindet

im Sommer und lebt zum Theil im Herbste wieder auf; doch zwei bis drei trockene Jahreszeiten sind hinreichend, um ihn gänzlich auszurotten. Dasselbe gilt von angebauten Futterkräutern. Luzern und Wicke gewähren jedoch in feuchten Jahreszeiten reichliche Erndten, und Turnips kommen sehr gut fort. Aber es würde abgeschmackt seyn, zu behaupten, daß Neu Süd-Wales in Fruchtbarkeit hinter England zurückstehe, bloß weil es nicht dieselbe Art von Pflanzen in gleicher Vollkommenheit hervorbringt.

Die offenen Wälder und reichen Triften von Neu Süd-Wales sind recht eigentlich dazu geschaffen, Heerden emporzubringen. In den bevölkerten Distrikten werden sie bei Tage von einem Hirten geführt und zur Nacht in Hürden eingeschlossen; doch in den entfernteren Theilen dürfen sie wandern, wohin sie wollen, obgleich immer unter der Aufsicht eines Hirten. Die Raßen stammen aus England, doch sind sie wesentlich verändert durch Ankömmlinge aus Indien und vom Kap der guten Hoffnung. Sie haben sich in einem erstaunlichen Grade vermehrt, und die grossen Züchter, indem sie, um der auf sie eindringenden Zivilisation auszuweichen, genöthigt sind, nach Westen vorzugehen, sind die natürlichen Erforscher der jenseits der Gebirge befindlichen Regionen.

Auch Pferde werden in der Kolonie zahlreich, und ihnen begegnet, was dem Hornvieh wiederfahren ist: die Raße ändert sich, und zwar so, daß die ursprünglich aus Indien und vom Kap eingeführten Pferde mit englischen Gestütt-Pferden vermischt werden.

Doch das wichtigste Kapital für die Kolonie sind die Schaafe, von welchen bereits unermeßliche Heerden vorhanden

handen sind. Da die künftige Wohlfahrt der Kolonisten in einem sehr hohen Grade von der Beschaffenheit der von ihnen ausgeführten Wolle abhangen wird, so ist die Behandlung ihrer Heerden ein Gegenstand vitaler Wichtigkeit für sie. Dank sei es der erstaunlichen Zunahme an Hornvieh, das ohne alle Pflege in den Wäldern gedeiht: das Schaaf kann als Nahrungs-Artikel nicht zu einem hohen Geldwerth ausgebracht werden. Nur um der Wolle willen ist es ein Gegenstand der Pflege und Zucht, und daraus folgt von selbst, daß die Raßen vorgezogen werden, welche dafür bekannt sind, daß sie diesen Artikel in der besten Qualität erzeugen. Das Klima von Neu Süd-Wales aber scheint für diesen Endzweck recht geeignet. Die natürlichen Weiden sind in der Regel gesund und üppig, wiewohl sie, nach anhaltender Dürre, leicht verbrennen, wo denn das junge Gras, welches nachwächst, allzu saftig und zart ist, und leicht Krankheiten erzeugt. Die Schaafe sind denselben Krankheiten unterworfen, wie in England, namentlich der Lungenfäulniß, der Räude und der Klauenfäulniß; und nur durch eine angemessene Aufmerksamkeit in Züchten und in der Fütterung, kann jene feine Wolle, welche bereits einen Stapel-Artikel der Ausfuhr ausmacht, in hinreichender Quantität gewonnen werden. Außer der Sorgfalt, welche angewendet werden muß, die Schaafe auf eine angemessene Weide zu treiben, bedürfen sie des Hirten und seiner Hunde zum Schutz gegen die große Zahl von Dingos oder wilden Hunden, welche in manchen Distrikten die Wälder durchschwärmen und große Zerstörungen unter den Heerden anrichten.

Wirthschafts-Knechte werden aus den angelangten Ver-

brechern gewählt, nachdem diejenigen beseitigt sind, welche der öffentliche Dienst erfordert. Sie müssen zehn Stunden des Tages arbeiten, und werden von denen, die sie gebrauchen, reichlich mit Nahrung versehen. Hat ein Ueberwiesener sich während einer gewissen Periode gut betragen, so erhält er einen Erlaubnißzettel, der ihn berechtigt, sich niederzulassen wo es ihm gefällt, und sich nach Belieben zu beschäftigen. Freie Knechte, aus Britannien bezogen, verlassen ihre Herren gewöhnlich weit früher, als sie ihnen vorzüglich nützlich geworden sind.

Mancherlei Manufakturen sind in der Kolonie errichtet, z. B. für Seife, Licht, Salz, wollene Tücher, Hüthe, irdenes Geräth, Seiler-Arbeit u. s. w. Seehundshäute, Thran, Sandelholz und andere Artikel, welche von den benachbarten Seen und Gestaden kommen, werden in großen Quantitäten ausgeführt.

Ochsen- und Hammelfleisch, Hörner, Häute, Talg und lebendiges Vieh, bilden gleichfalls Ausfuhr-Artikel; der Haupt-Artikel aber, derjenige, auf welchem die Wohlfahrt von Neu Süd-Wales hauptsächlich beruht, ist Wolle, wovon unermeßliche Quantitäten, theils nach England, theils nach anderen Ländern gehen.

Es läßt sich leicht denken, daß der Gesellschaftszustand in Neu Süd-Wales, und vornehmlich in der Hauptstadt, nicht der einladendste sei. Wo die Masse der Bevölkerung aus Personen besteht, welche wegen Begehung der schreiendsten Verbrechen aus ihrem Geburtslande vertrieben worden sind, da sind Jahre, vielleicht Menschenalter, erforderlich, ehe alles in Harmonie tritt. Die Zwietracht wird noch verstärkt durch die Heftigkeit des Partheigeistes; denn,

die Kolonisten sind in mehre politische Sekten gesondert, die sich gegenseitig verabscheuen. Ein großer Theil der überwiesenen Verbrecher läßt wenig Hoffnung zu einer Sinnesveränderung übrig. Manche sind zu verschiedenen Zeiten auf fremden Schiffen davon gelaufen, oder sie haben sich auch in die Wälder gerettet und von hier aus Mord und Diebstahl verübt; da ihnen jedoch die Wälder keine Unterhaltsmittel gewähren, so sind sie gewöhnlich nach wenigen Wochen mit Freuden zurückgekehrt.

Da der größere Theil des fruchtbareren Distrikts der Zentral-Portion von der Ost-Küste Neu-Hollands bereits in Beschlag genommen und bevölkert ist: so können wir nicht umhin, uns darüber zu wundern, daß weder die Kolonial-Regierung, noch die des Mutterlandes bis jetzt Anstalten getroffen hat, die übrigen Theile dieses ungeheuren Kontinents zu erforschen, dessen volle Besitznahme durch brittische Unterthanen ganz handgreiflich wünschenswerth seyn würde, sowohl zum Besten des Mutterlandes, als zum Besten der Kolonien. Das Mißlingen einer neuen Niederlassung am Schwanen-Fluß auf der Westküste, darf uns nicht abschrecken von ähnlichen Unternehmungen an passenderen Oertern. Würden, von einer Zeit zur andern, Kolonien rund um die ganze Küste angelegt, so würden sie mit der Zeit zusammenwachsen, und für den Augenblick die Besitznahme des nutzbaren Grundes und Bodens durch andere Mächte verhindern. Die öffentliche Aufmerksamkeit sollte zugleich auf die Mängel und Gebrechen der bereits vorhandenen Kolonien gerichtet seyn, wenigstens in Ansehung eines angemessenen Transportes von Weibern, deren Mangel in Neu Süd-Wales die Ursache der größten Un-

zuträglichkeiten, so wie der ärgsten sittenlosen Schändlichkeit ist. Man hat berechnet, daß ein Auswurf von 50,000 weiblichen Wesen sich in den Straßen Londons umtreibt. Würden diese in Lagen versetzt, welche der Bekehrung günstig sind: so läßt sich schwerlich daran zweifeln, daß viele zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft umgewandelt werden würden. Doch welches Mittel auch ersonnen werden möge, um jenen Unbilden zu begegnen: immer bleibt es Thatsache, daß weibliche Gesellschaft der stärkste Begehr für die brittische Kolonie von Neu Süd-Wales ist *).

*) Wer sich über diesen wichtigen Gegenstand noch vollständiger unterrichten will, hat folgende Werke zu lesen: 1) Wentworts statistische, historische und politische Beschreibung der Kolonie von Neu Süd-Wales, 1819; 2) Field's geographische Denkwürdigkeiten über Neu Süd-Wales, 1825; 3) Atkinsons Nachricht von dem Zustande der Agrikultur in Neu Süd-Wales, 1826; und 4) Dawsons Australia, 1830.

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

Es giebt Wörter von so eigenthümlicher Beschaffenheit, daß ihr bloßer Klang eine lange Reihe von Begebenheiten ins Gedächtniß zurückruft.

Dieser Art ist das Wort Budget, entstanden aus dem französischen Wort pochette (Täschchen), und gegenwärtig über ganz Europa verbreitet zur Bezeichnung derjenigen Entwürfe, welche alljährlich zur Fortsetzung des Staatshaushalts gemacht werden.

Wie aber ist es möglich geworden, daß diese Entwürfe die Benennung von Budgets erhalten haben?

Die Sache erklärt sich auf folgende Weise:

Mit den Normanen Frankreichs kam die französische Sprache nach England; und darf man sich darüber wundern, daß sie die Kanzlei-Sprache wurde? Sie blieb dies mehre Jahrhunderte hindurch; und noch gegenwärtig sind die Spuren ihrer ehemaligen Wirksamkeit in den Redensarten zu entdecken, deren sich der König bei gewissen Gelegenheiten, z. B. in dem Falle bedient, wo er für gut befindet, den Resolutionen des Parliaments seine Genehmigung zu versagen. Veränderte Sprache der Regierung war jedoch nicht das größte Unglück, das durch die Normanen über England kam. Bekanntlich hatte die Revolution, welche nach der Schlacht bei Hastings (14. Okt. 1066)

eintrat, die Folge, daß das sächsische Eigenthum durch Wilhelm den Eroberer in Lehn verwandelt wurde. Solcher Lehne zählte man, bei Wilhelms des Eroberers Tode, in England nicht weniger, als 60,215. Von diesen behielt der König 1322 für sich; 28,015 blieben der Geistlichkeit; mit den übrigen wurde die Tapferkeit der Waffengefährten belohnt, welche also, gerade wie die Geistlichkeit, in der strengsten Abhängigkeit vom Könige erhalten wurden. Wie sich hieraus im Laufe der Jahrhunderte Englands Verfassung entwickelte, dies ausführlicher anzugeben ist die Sache des Geschichtschreibers. In der Natur der Sache lag, daß die Inhaber der Lehne freie Eigenthümer zu werden wünschten. Sie erreichten ihren Zweck, wenngleich sehr allmählig und nur nach Maßgabe der Fortschritte, welche die Produkten-Wirthschaft zu einer Geldwirthschaft machte. Die parliamentarische Verfassung Englands trug dazu nicht wenig bei. Von dem Augenblick an, wo die Zahl der königlichen Domänen sich verminderte hatte, und die Könige folglich genöthigt waren, Subsidien zu fordern, machte ein Schritt den andern nothwendig. Eduard der Erste, für welchen der Krieg zur Leidenschaft geworden war, seitdem er in Palästina die ersten Proben seines Heldensinnes abgelegt hatte — dieser König war bereit, alles zu thun und alles zu leiden, wofern er dadurch nur die Mittel erhielt, die Schotten zu bekämpfen. Unter ihm wurde die Theilnahme der Stadt- und Land-Deputirten an den Berathschlagungen des Parliaments gesetzlich; und sobald dies erfolgt war, hatten die Parliamente, welche früher nicht viel mehr gewesen waren, als *Hoftage*, ihren Charakter dahin verändert, daß sie nur als *Gesetzgebungsbehörde* be-

trachtet werden konnten. Freilich galt noch für Eduard den Dritten die Maxime, daß die Deputirten des Landadels und der Städte nur erscheinen sollten, um das von ihnen Gefordete zu bewilligen; allein an die Bewilligungen knüpften sich sehr bald Petitionen, und als die Könige sich daran einmal gewöhnt hatten, forderten sie, wie Eduard der Dritte es öfters that, selbst zur Beschwerdeführung auf, was denn die natürliche Folge hatte, daß man die Beschwerden der Bewilligung vorangehen ließ, und diese von der Abstellung jener abhängig machte. Schon unter Eduard dem Dritten erfolgte die Scheidung des Parliaments in zwei Häuser, unstreitig weil dieser König, um seine kriegerischen Entwürfe gegen Frankreich durchzusetzen, nicht abhängig bleiben konnte von der Bewilligung einer einzigen Kammer. Von jetzt an galt es, zu wissen, wie bewilligte Gelder verwendet waren, oder noch zu bewilligende verwendet werden sollten. So kam das Budget-Wesen in Gang. Budget war eigentlich nur der Beutel, oder die Tasche, welche die Entwürfe des Finanz-Ministers für Einnahme und Ausgabe enthielt; allein man nahm, wie es im Leben nicht selten geschieht, das continens für das contentum, und so entstand ein Sprachgebrauch, der sich in demselben Maße verallgemeinerte, worin man bisher versucht hat, Englands Verfassung auf andere Staaten zu übertragen.

So viel über die ursprüngliche Bedeutung des Worts Budget, um das Mystische, das darin für so Viele liegt, aufzuklären.

Abstrahirt man von Gesellschaftszuständen, in welchen sich die Zivilisation noch auf den untersten Stufen befindet:

so ist man zu allen Zeiten genöthigt gewesen, über Einnahme und Ausgabe im Staatshaushalt zu wachen; denn hierauf hat stets die gesellschaftliche Ordnung beruht. Zwei Umstände jedoch, die eben nicht sehr alt sind, haben bewirkt, daß man sich genöthigt gesehen hat, die Uebersichten von Einnahme und Ausgabe zum Voraus anzufertigen, und zwar mit größerer Sorgfalt und mit mehr Methode, als früher. Der eine von diesen Umständen ist die allmählige Vermehrung der Ausgaben in den neueren Staaten; der andere besteht in der Nothwendigkeit, durch die Repräsentanten der Steuerpflichtigen zum Voraus sowohl die jährlichen Opfer, welche für den Staat dargebracht werden müssen, als die Mittel und Wege, diese Opfer zu bestreiten, sanktioniren zu lassen.

Ganz unabhängig von den Mißbräuchen, welche die öffentlichen Ausgaben vermehrt haben, will in Anschlag gebracht seyn, daß die Bevölkerungen bedeutender geworden sind, und sich über Gegenden ausgebreitet haben, die man in früheren Zeiten für unbewohnbar hielt. An und für sich zeigt diese Erscheinung nichts weiter an, als daß die Summe der Subsistenz-Basen zugenommen hat, in Folge der Fortschritte des menschlichen Geistes. Die natürliche Folge davon aber ist keine andere gewesen, als daß auch die Zahl der öffentlichen Beamten gewachsen ist. Gleichzeitig ist der Krieg eine sehr zusammengesetzte Kunst geworden. Die Heere sind zahlreicher; vorzüglich seit dem Eintritt der französischen Revolution. Als diese Revolution in ihrem Prinzip angegriffen wurde, mußten National-Massen sich in Bewegung setzen, um ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen. Von der Vertheidigung gingen sie nur allzu

rasch zum Angriff über; und von jetzt an sahen sich ihre Antagonisten genöthigt, gleich starke Streitkräfte auf die Beine zu bringen, und den Gebrauch der Konskription anzunehmen: eine Rekrutirungs-Weise, welche darin besteht, daß man die ganze waffenfähige Mannschaft einer Nation, so wie sie das Alter der Mannbarkeit erreicht, zu dem Militärdienst heranzieht, um die Politik der Regierungen, welcher Art diese auch seyn mögen, zu unterstützen. Zu den Ausgaben, welche das Militär verursacht, sind viele andere gekommen, welche ihren letzten Grund in der Zunahme der Betriebsamkeit haben; solche sind die Ausgaben für gute Landstraßen, bequeme Meeres-Häfen und sogenannte öffentliche Arbeiten.

Was jedoch die Ausgaben am meisten vermehrt hat, ist die größere Leichtigkeit, Steuern zu erheben und Anleihen zu machen, welche unser Zeitalter auszeichnet: eine Leichtigkeit, deren Ursache sich nur in den Fortschritten auffinden läßt, welche gleichzeitig alle Arten der Betriebsamkeit gemacht haben. In England betrugen, unter der Königin Elisabeth, die Ausgaben nur 600,000 Pf. St. (etwa 15 Millionen Franken); und will man die Fortschritte kennen lernen, welche England seitdem in seiner Betriebsamkeit gemacht hat, so muß man sich vergegenwärtigen, daß jene sehr mäßige Summe unter Wilhelm und Maria auf 100 Millionen Franken, unter Georg dem Ersten auf 181 Millionen, unter Georg dem Zweiten auf 293 Millionen, und im Jahre 1827 unter Georg dem Vierten auf 1,347,138,525 Franken gesteigert wurde, das Pf. St. zu 25 Fr. gerechnet. Aehnliches ist in Frankreich geschehen. Die Ausgaben, welche sich unter dem Kardinal Richelieu auf ungefähr

160 Millionen Franken beliefen, erhoben sich unter Ludwig dem Vierzehnten auf 330 Millionen, stiegen gegen den Ausbruch der Revolution auf 531,533, und im Jahre 1830 betrug das Budget 979,352,000 Fr. Schwerlich wird man in der europäischen Welt, mit Ausnahme Portugals und Spaniens, so wie der Türkei, irgend einen Staat antreffen, dessen Ausgaben nicht gewachsen sind; und darf man annehmen, daß sie nur nach Maßgabe der Fortschritte wachsen konnten, welche Betriebsamkeit und Theilung der Arbeit gemacht haben: welcher Vernünftige kann sich alsdann noch gegen ihre Zunahme erklären? Gerade die Kombination der Bedürfnisse und der Hülfsquellen hat das Geschäft eines Finanz-Ministers so wichtig gemacht, daß dies Ministerium in den meisten Staaten Europa's die Angel ist, um welche sich die ganze Verwaltung dreht. Alles kommt darauf an, daß die genannte Kombination der individuellen Beschaffenheit der Gesellschaft entspreche, in welcher sie vollzogen wird.

Es dürfte sich mit den Luxus-Ausgaben, welche ein Volk sich erlauben darf, ganz anders verhalten, als mit denen, die ein Privatmann machen kann. Dieser und seine Familie können, wenn sie mehr, als zum Leben nothwendig ist, besitzen, Aufwand machen, ohne der Gerechtigkeit Abbruch zu thun; was sie verbrauchen, ist ihr Vermögen, und sie allein haben das Recht, darüber zu entscheiden, welchem Verbrauche der Vorzug gebührt. Ganz anders stellt sich die Sache in einer großen Gesellschaft, in einer Nation, wo Jeder zu der gemeinschaftlichen Ausgabe beiträgt, und wo die Mehrzahl der Steuerpflichtigen oft nicht weiß, woher sie das Nothwendige nehmen soll, indem es ihr so ganz an dem Ueberflüssigen fehlt. Diese beschweren

sich mit dem besten Rechte von der Welt, wenn man ihnen, unter dem Vorwande, daß die Nation reich ist, ein Stück Brot nimmt, damit auch sie zur Errichtung eines Triumph-Bogens beitragen mögen. Alle National-Luxusausgaben sollten billig von denjenigen bestritten werden, welche sich selbst Genüsse des Luxus gestatten. Ob nun gleich dies in den wenigsten Ländern geschieht: so kann man doch behaupten, daß da, wo die Beisteuer gemäßigt nnd nach Billigkeit vertheilt ist, der National-Luxus sehr wenig Unbequemlichkeiten oder Nachtheile nach sich zieht, weil Jeder nur eine Kleinigkeit dazu beiträgt, und sich folglich so viel als gar nichts entzieht.

Gerade nun, weil die öffentlichen Ausgaben sich sehr vermehrt haben, hat man sich genöthigt gesehen, den Entwurf zu denselben entweder durch eine National-Versammlung, Parliament, oder wie man sonst wolle, genannt, oder durch den Fürsten sanktioniren zu lassen; letzteres in den Staaten, die, im Gegensatz der konstitutionellen, absolute genannt werden. Ohne diese Vorsicht würde man sich auf Unternehmungen einlassen, die man nicht durchführen könnte. Außerdem will jede Regierung in den Augen der Darleiher die Mittel rechtfertigen, die ihr zu Gebote stehen, wenn sie sich in der Nothwendigkeit befindet, eine Anleihe zu machen. In dieser Beziehung haben die konstitutionellen Regierungen den Vorzug vor denjenigen, die nicht dafür gelten; denn, wie schwer es auch seyn möge, sich, nach den öffentlich bekannt gemachten Budgets, selbst in konstitutionellen Ländern eine richtige Vorstellung von den Ausgaben und den Einnahmen eines Staats von größerem Umfange zu machen: so erschweren doch, einerseits das Recht der

Repräsentanten, Kenntniß zu nehmen von den Dokumenten, andererseits die Kontroversen, welche sich in besonderen Ausschüssen und in den öffentlichen Erörterungen erheben, die Zurückhaltungen und Verschleierungen, wodurch die Verwaltungen ihre Gläubiger hinhalten oder täuschen möchten.

Da England der erste Staat war, wo man den Repräsentanten Rechenschaft geben mußte von dem Zustande der öffentlichen Finanzen: so war er auch der erste, welcher zum Voraus angefertigte Uebersichten von den muthmaßlichen Ausgaben und Einnahmen hatte: Uebersichten, welche die Benennung des Budgets führten. Diese Benennung wurde in Frankreich beibehalten; denn je wichtiger der Gebrauch ist, den man von einer Formalität macht, desto nothwendiger ist die Beibehaltung ihrer Benennung, vorzüglich wenn diese kurz und bündig ist. Hierin scheint es zu liegen, daß man der Uebersicht der Hülfsquellen in Frankreich dieselbe Bezeichnung gegeben hat, wie in England, wo sie durch Wege und Mittel ausgedrückt wird. Von beiden wird weiter unten ausführlicher die Rede seyn.

Vorläufig ist zu bemerken, daß eine Uebersicht von den Einnahmen und den Ausgaben, welche nur muthmaßlich ist, leicht durch den Erfolg sehr wesentlich abgeändert werden kann; gewisse Einnahmen können hinter ihr zurückgeblieben, gewisse Ausgaben über sie hinausgegangen seyn. Die Folge davon ist, daß es in den konstitutionellen Staaten, Jahr aus Jahr ein, eines zweiten Akts der Gesetzgebungsbehörde bedarf, wodurch das, was sich wirklich zugetragen hat, gesetzlich gemacht (legalisirt) wird. In Frankreich nennt man dies das „Gesetz der Rechnungen,“ oder das Gesetz, wodurch die Rechnungen eines gegebenen

Jahres bewilligt werden *). Das Budget betrifft also immer ein bevorstehendes Jahr, das Gesetz der Rechnungen hingegen immer ein abgewichenes. Ist nun eine unvorhergesehene Ausgabe dennoch gemacht und hinterher von der Legislatur bewilligt worden: so erhält diese Autorisation eine andere barbarische Benennung, nämlich die einer Indemnitäts-Bill. Im Jahre 1827 bewies ein, in Finanz-Sachen sehr bewanderter Mitglied der französischen Deputirten-Kammer (Herr Jakob Lafitte), daß vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1827, d. h. während einer Epoche, wo Europa mit sich selbst in Frieden gelebt hatte, die muthmaßlichen Einnahmen im französischen Budget die Ausgaben immer bei weitem überschritten hätten, und daß, so oft es sich um Bewilligung der Rechnungen gehandelt habe, die wirklichen Ausgaben stets hinausgegangen wären über die muthmaßlichen Einnahmen. Niemand bestritt diese Behauptung, deren Wahrheit in dem von der Regierung befolgten Verfahren auf eine unverkennbare Weise am Tage lag. So oft nämlich der Fall eintritt, daß die Einnahme nicht ausreicht für die Ausgabe, hilft sich die Regierung dadurch, daß sie den englischen Schatzkammerscheinen vollkommen gleiche Billets ausgiebt, welche Zinsen tragen und auf der Börse verkauft werden. So entsteht in Frankreich die sogenannte schwebende Schuld, welche zu einer konsolidirten wird, wenn man, mittels eines von der Regierung veranstalteten Verkaufs, sie in neue Einschreibungen in das große Buch der öffentlichen Schuld verwandelt hat. Wer sieht nicht, daß durch diesen Mechanismus das Aus-

*) La loi des comptes.

geben ungemein erleichtert ist? Wer aber ist so unerfahren, daß er nicht begreifen sollte, wie auf diesem Wege in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit die Staatsschuld eine Höhe erreichen kann, welche die hervorbringenden Kräfte der Gesellschaft nicht gewachsen sind?

In der Regel stellen sich die Auflagen während einer Kriegs-Periode fest; denn dies ist der Zeitraum, wo die Bedürfnisse des Staats Jedem einleuchten, und wo man folglich am wenigsten über außerordentliche Opfer murrt. Nach der Rückkehr des Friedens entscheidet die angenommene Gewöhnung: auf Seiten des Volks in Ertragung schwerer Lasten; auf Seiten der Regierung in Verwendung großer Geld-Summen. Dabei fehlt es nie an Vorwänden, wenn es darauf ankommt, einer Auflage Dauer zu geben: „man muß seine Verbindlichkeiten erfüllen; der Krieg hat Kosten verursacht, welche noch fortdauern.“ Auf diese Weise hat Frankreich in siebzehn Jahren, welche seit dem letzten allgemeinen Frieden verflossen sind, nicht aufgehört, Steuern zu bezahlen, welche nur während des Krieges entrichtet werden sollten. Und befinden sich nicht fast sämmtliche europäische Staaten in demselben Falle?

Es giebt rühmliche Ausnahmen; wer möchte dies bestreiten? Allein die Regel ist, daß diejenigen, welche die Zügel halten, das Geld mit ganz anderem Auge betrachten, als die Steuerpflichtigen: sie sehen darin nichts weiter, als das Mittel, ihre persönlichen Absichten zu erreichen, ihren Ehrgeiz zu befriedigen, ihrer Eitelkeit zu genügen: lauter Dinge, welche für sie identisch sind mit dem allgemeinen Wohlseyn der Gesellschaft. In ihren Augen ist der größte Finanz-Minister der, welcher das meiste

Geld zusammenrafft. Nichts desto weniger lehrt die Erfahrung, daß gerade mit Finanz-Ministern, welche strenge Staatswirthe waren, das Größte zu Stande gebracht ist. Sully, Colbert, Turgot, Struensee und welchen achtbaren Finanz-Minister man sonst noch nennen mag — sie verdanken die Achtung, worin sie bei der Nachwelt stehen, wahrlich nicht dem Vergeudungsgeiste, in welchem Nero ausrief: „Mag, nach meinem Hintritt, die Welt in Feuer aufgehen." Jene wirthschafteten so, daß die Einnahmen fast immer die Ausgaben überstiegen; und obgleich genöthigt für kriegerische oder schwache Fürsten zu arbeiten, fanden sie noch immer Mittel, eine weise Sparsamkeit in Ausgaben anzuwenden, deren Nothwendigkeit ihnen nicht erwiesen war. In Ländern, deren Regierung nicht einer gesetzlichen Kontrole unterworfen ist, dürfte diese Eigenschaft leicht die vornehmste seyn, die es geben kann. Allein sie ist selten. Vor der Revolution wurden die französischen Finanz-Minister General-Kontrolöre genannt; dies hing zusammen mit dem alten gesellschaftlichen Zustande Frankreichs, in welchem die Hauptausgaben aus dem Ertrage der königlichen Domänen bestritten wurden, und es eines Vorgesetzten bedurfte, welcher die Unter-Finanzverwalter in der Bahn der Redlichkeit erhielt. Als dieser Zustand aufgehört hatte, war die Benennung „General-Kontrolör" für den Finanz-Minister fast ohne Sinn, und für die meisten Finanz-Minister würde es wünschenswerth gewesen seyn, wenn sie, anstatt die General-Kontrole zu üben, die Kontrolirten gewesen wären. In den sogenannten Repräsentativ-Staaten ist die Kontrole den Abgeordneten übertragen, welche den allgemeinen Vortheil geltend machen

sollen. Leider muß man bekennen, daß, obgleich ihr Beruf kein anderer ist, als den Staatshaushalt zu regeln, für diesen wichtigen Zweck bisher von ihnen sehr wenig geleistet ist!

Da in jedem Budget das Kapital von den Ausgaben das Wesentlichste ist, so richten aufgeklärte Theilnehmer an der Gesetzgebung ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auf diesen Punkt. Nicht, daß die Vertheilung und Vereinnahmung der Steuern, so wie auch die Hülfsquellen der Anleihen, nicht an und für sich höchst wichtige Dinge wären; allein in allen diesen Dingen steht der Vortheil der Regierer nicht im Gegensatz zu dem der Regierten. Wenn einem Volke viel daran gelegen seyn muß, daß die Steuern solche Gegenstände treffen, welche sie ertragen können, und daß sie nach Billigkeit vertheilt werden: so ist dies auch der Regierung bequem; denn die Erhebung wird dadurch nicht wenig erleichtert, und das Mißvergnügen, das neue Steuern verursachen, in eben dem Maße verringert. Es ist daher immer leicht, sich mit der Regierung zu verständigen, wenn nur die Rede ist von Vertheilung und Erhebung der Steuern. Selbst despotische Regierungen, vorausgesetzt, daß kein Eigensinn bei ihnen im Spiele ist, überlassen diese Gegenstände gern Provinzial- oder Kommunal-Versammlungen. Uebertragen doch selbst die Türken den Primaten das Geschäft, die Steuern von den Griechen einzufordern, weil sie der Meinung sind, daß auf diesem Wege das Meiste zu gewinnen sei! Und wer von uns hätte wohl vergessen, wie Napoleon Bonaparte verfuhr, als er Kriegssteuern auflegte? Die eroberten Länder zu schonen, kam ihm nicht in den Sinn; aber die Vertheilung der Kriegssteuern, welche er

auf-

auflegte, überließ er der Obrigkeit des Landes. In wessen Händen sich auch die Gewalt befinden möge: höchst ungern bequemt sie sich zu einer Kontrole; und wird keine Rücksicht genommen auf das Wohl und Weh der Gesellschaft, oder auch auf die Dauer und die ungestörte Wirksamkeit der Gewalt selbst, so muß man bekennen, daß nichts bequemer ist, als über große Summen zu verfügen. Diese zu erwerben fehlt es nie an Personen, welche hülfreiche Hand bieten, weil sie dabei nur an Ansehn und Einfluß gewinnen können. Die Systeme, die Verirrungen, sogar die Laster der Regierenden werden darüber zu politischen Nothwendigkeiten erhoben. Nimmt sich Ludwig der Vierzehnte der vertriebenen Stuarts an, so heißt es, die Würde des Königthums erfordere dies, was auch darüber zu Grunde gehen möge. Opfert Ludwig der Funfzehnten seinen Maitressen den sauern Schweiß seiner Bauern: so fehlt es nicht an Leichtsinnigen, die selbst dies vertheidigen möchten. Ueberhaupt hat es nie an Argumenten gefehlt, um unverantwortliche Ausgaben zu beschönigen. Gemeinplätze, welche ihre Wirkung nie ganz verfehlen, sind: die Rechte des Throns, die höheren Schicklichkeiten, die Sicherheit des Staats, die Würde der Nation. Wie oft vernimmt man aus dem Munde derjenigen, welche unmäßige Gehalte beziehen: es gebe Opfer, denen kein guter Bürger sich versagen dürfe, die über alle Erörterung erhaben seien! Eine Ausgabe, deren Nothwendigkeit noch gar nicht erwiesen ist, wird als eine Sache behandelt, die keinen Streit zuläßt; und hilft nichts weiter, so rettet man sich hinter Staatsgründe, diplomatische Schwierigkeiten, die noch nicht zur Sprache gebracht werden dürfen u. s. w. Nicht ganz

mit Unrecht sagte also der Verfasser des Geistes der Gesetze: „In Europa betrüben die Edikte der Fürsten, ehe und bevor man sie gesehen hat; denn sie reden immer von ihren Bedürfnissen, und nie von den unsrigen." Wie gesagt: es giebt Ausnahmen von dieser Regel; allein sie sind selten, und dem kann nicht wohl anders seyn auf einer Entwickelungsstufe, welche mit sich bringt, daß gerade das, was in aller Wissenschaft oben an stehen sollte, die gründliche Kenntniß des Menschen und der Gesellschaft, bisher noch am meisten vernachlässigt worden ist.

Es läßt sich daher auch gar noch nicht absehen, durch welche Institution die Völker dahin gelangen werden, die Mittel kennen zu lernen, welche zu Ersparungen in den Ausgaben führen. Bekanntlich giebt es in Frankreich ein Tribunal unter der Benennung „Rechnungs-Hof." Was leistet er für den angegebenen Zweck? Er ist beauftragt, zu bewahrheiten, ob ein Rechnungspflichtiger die Summen, welche in seiner Rechnung als bezahlt aufgeführt sind, wirklich bezahlt hat; allein er ist keinesweges beauftragt, zu untersuchen, ob ein Minister nicht eine Ausgabe angeordnet hat, die er nicht hätte anordnen sollen. Sobald ein Minister eine in dem Budget aufgeführte Ausgabe beschlossen hat, ist für ihn alles, wie es seyn muß, und keine Autorität ist berechtigt, den geringsten Tadel auf ihn zu werfen; eine bloße Quitung reicht hin, um eine Ausgabe zu rechtfertigen. Ganz unwichtig ist die Kontrole der Rechtspflichtigen gewiß nicht; allein ihre Wichtigkeit ist und bleibt etwas Untergeordnetes. Das Wesentliche würde eine Kontrole für diejenigen seyn, welche Ausgaben anordnen und anbefehlen; eine solche aber giebt es nicht, und gab es

auch in jener Zeit nicht, wo es zwei Administrationen, nämlich eine für die Steuern und eine für den Schatz, gab; denn der Schatzminister konstatirte wohl zu seiner eigenen Sicherheit die Summen, welche er an die übrigen Minister abgeliefert hatte zu ihren Ausgaben; aber wie hätte er den Gebrauch kontroliren können, den sie davon machten?

Eine wahre Kontrole der Verwaltung würde Statt finden: einmal, wenn jeder Artikel der Ausgabe zum Voraus im Budget-Gesetz genehmigt wäre; zweitens, wenn ein von den Steuerpflichtigen ernannter Rechnungshof berechtigt wäre, zu untersuchen, ob die für einen gewissen Zweck bewilligte Summe nicht für einen andern Zweck verwendet worden, und sogar, ob der Minister, welcher die Auszahlung angeordnet hat, nicht Mittel besessen, um mit einem geringeren Aufwande zu demselben Ziele gelangen zu können. Allein wer begreift nicht, daß in einer so ungeheuren Maschine, wie die Finanz-Verwaltung einer großen Nation ist, eine solche Beaufsichtigung zu einem bloßen Traum wird, der jede Verwirklichung ausschließt? Soll der Fürst den Beaufsichtiger und den Beaufsichtigten ernennen, so wird die Kontrole illusorisch. Da sich für die Wahl der zu machenden Ausgaben, wie für die darauf zu verwendende Summe, nothwendig ein weiter Spielraum finden muß: so bleibt nichts anders übrig, als in der politischen Konstitution die Mittel zu finden, welche anzuwenden sind, um die Anordner der Ausgaben des Vertrauens der Steuerpflichtigen würdig zu machen. Doch wie dies anfangen? Man hat die Preßfreiheit anempfohlen. Wird sie nicht das Vertrauen vermindern, ohne dem Mißbrauch ein Ziel zu setzen? Man hat ferner den Druck der Rech-

nungen als bewährt darzustellen gewagt. Doch was sind Zahlen? und wie viel läßt sich dahinter verbergen! Schlechte Verwalter haben ihre Gründe, nicht zu spezialisiren; denn die Nicht-Spezialität gränzt an Willkür, wenn sie mit dieser nicht eins und dasselbe ist. Mit einem Verzeichniß von zahlreichen Staatsbedürfnissen gelangt man in Frankreich, wie in England, zu einem Milliard, und mit der Nicht-Spezialität macht man damit, was man Lust hat.

Eine Versammlung, von welcher man annimmt, daß sie das Volk repräsentirt, giebt der Besteuerung einen gesetzlichen Anstrich, wodurch bewirkt wird, daß die, welche die Steuer erheben, und die, welche den Betrag derselben verwenden, einer größeren Achtung genießen. Daher nun die Erscheinung, daß gerade die Nationen, welche (wie man sich darüber ausdrückt) verfassungsmäßig besteuert werden, die stärksten Lasten tragen. Dies ist so oft bemerkt worden, daß es kaum erlaubt ist, es zu wiederholen. Auch geschieht dies in diesem Zusammenhange nur, um hinzuzufügen, daß sich die Erscheinung (ganz abgesehen von den künstlichen Mitteln, welche angewendet werden können, um die Bewilligung zu erleichtern) leicht daraus erklären läßt, daß, während die Zentral-Verwalter die Ausgaben als unumgänglich darzustellen sich befleißigen, das Gewissen derer, welche diese Ausgaben zu bewilligen haben, minder beschwert wird. In nicht-konstitutionellen Staaten wissen die Minister, daß alle Verantwortlichkeit auf ihnen ruht. Sie gehen also mit den Ausgaben weit behutsamer und vorsichtiger zu Werke; und die glückliche Folge davon ist, daß in diesen Staaten weniger gezahlt wird. Der einzige Vortheil, welchen die konstitutionellen Staaten von einer

Repräsentation einerndten, liegt in der öffentlichen Erörterung. Entsteht die Frage, wie viel diese werth ist, d. h. welchen Mißbräuchen sie zuvorkommt! Denn sollte sie die Summe der Mißbräuche vermehren — wofür sich sehr viel sagen ließe — so würde man Ursache haben, sie in eben dem Maße zu verabscheuen, worin sie in diesen Zeiten beliebt, gepriesen und vertheidigt wird.

Außer den Ausgaben, von welchen im Budget die Rede ist, haben die Völker viele andere zu bestreiten, deren in der Regel gar nicht gedacht wird. Solche sind die Lokal-Ausgaben der Provinzen, der Distrikte, der Gemeinden. In gut verwalteten Ländern werden die Bedürfnisse der Oertlichkeiten, der Billigung ihrer Bewohner, oder den Abgeordneten derselben anheim gegeben. In Frankreich ist dies nicht der Fall. In diesem Lande werden die Departemental-Konseils, welche die Lokal-Ausgaben bewilligen, von dem Fürsten, oder von dessen Agenten ernannt; und da auch die Verwalter der Oertlichkeit (die Präfekten und Unter-Präfekten) von dem Fürsten ernannt werden, so ist die Folge davon, daß die Provinzen und Gemeinden von einer Art Aristokratie regiert werden, welche mit der Konstitution des Landes in Widerspruch steht. Diese Einrichtung rührt von Napoleon Bonaparte her; die restaurirten Bourbons aber sahen sich genöthigt, sie beizubehalten, um den durch die Charta vernichteten Vortheil der Einheit nicht gänzlich einzubüßen. Es ist seitdem öfters von einer Departemental- und Kommunal-Verfassung die Rede gewesen, welche den Nachtheilen einer allzuweit getriebenen Vormundschaft abhelfen sollte; allein das größte Hinderniß lag in den Kammern, so wie diese eingerichtet und zusammen-

gesetzt waren; und wollte man es genauer untersuchen, so würde sich finden, daß das, was man in Frankreich Dezentralisiren nennt, einen Widersinn in sich schließt, der sich um so weniger verantworten läßt, da man nicht genug zentralisiren kann. Dies beiläufig.

Unter den Ausgaben, welche im brittischen Budget nicht aufgeführt werden, stehen die, welche die Episkopal-Kirche verursacht, oben an. Die protestantische Geistlichkeit, welche auf die katholische folgte, trat nicht nur in den Besitz der Güter, womit die letztere ausgestattet war, sondern auch der Zehnten und übrigen Steuern, welche diese bezogen hatte. Auf diese Weise bezahlt das englische Volk eine unermeßliche Summe, die fast derjenigen gleich kommt, welche der jährliche Staatsdienst nothwendig macht *).

Und nicht anders verhält es sich mit der Armen-Taxe; sie nimmt im Budget keine Stelle ein, beträgt aber deßhalb nicht weniger als 8 Millionen Pf. Sterl. oder 200 Millionen Franken. Die Gerichtsgebühren, deren das Budget eben so wenig gedenkt, bilden eine andere nicht minder drückende Last für das brittische Volk.

In Frankreich werden zwar die Kosten des katholischen Kultus, so wie die Kosten, welche die Seminarien oder Priesterschulen verursachen, im Budget aufgeführt; was

*) Man berechnet das Einkommen der englischen Geistlichkeit auf 50 Millionen Pf. St. oder 1200 Millionen Franken. Selbst die Dissidenten müssen dazu beitragen; und was die unglücklichen Katholiken Irlands betrifft, so beruht das ihnen gefallene Loos darauf, daß, während sie die papistische Geistlichkeit dafür bezahlen, daß diese sie in ihrer Unwissenheit und ihren Vorurtheilen erhält, sie zugleich der anglikanischen Geistlichkeit tributbar sind für die Verfolgungen, die von ihr ausgehen.

man aber, wie beträchtlich es auch seyn möge, darin nicht aufgeführt findet, sind die Kosten, welche die Presbyterien und die sogenannten Accidentien, oder die Remuneration für einzelne Amtsverrichtungen, verursachen. Noch weniger findet man die Beihülfen angeführt, welche von den Ortschaften, oder vielmehr im Namen derselben, bewilligt werden. Bei dem Allen läßt sich nicht läugnen, daß Frankreich in dieser Beziehung durch die Revolution gewonnen hat. Die allgemeinen Kosten des katholischen Kultus, welche gegenwärtig auf 50 Millionen Franken angeschlagen werden, beliefen sich vor der Revolution für bloße Zehnten auf 120 Millionen, von welchen 20 für die Erhebung abgingen. Außerdem beliefen sich die Güter und die sogenannten Herrn-Rechte der Geistlichkeit auf 60 Millionen, und was in Accidentien den Priestern, so wie dem Papste zu Gute kam, war weit beträchtlicher, als es gegenwärtig ist. Dies ist also eine von den Bedingungen, unter welchen Frankreich, das vor der Revolution nur 530 Millionen für den Staatsdienst zahlte, gegenwärtig einen Milliard zu entrichten im Stande ist . . .

Wir glauben genug gesagt zu haben, um das Finanz-System der Repräsentativ-Regierungen, so weit diese sich bisher entwickelt haben, ins Licht zu stellen. Dem sinnigen Leser wird nicht entgangen seyn, daß das, was ihre Stärke ausmacht, zugleich ihre Schwäche ist. Da sich die Uebertreibung nicht wohl von ihrem Finanz-Systeme trennen läßt: so tritt, über kurz oder lang (je nachdem die Umstände sind) ein Zeitpunkt ein, wo man dem Budget die Zustimmung ganz unbedingt versagt; und dann muß eine neue Ordnung der Dinge anheben. Ehe es dazu

kommt, gehen Erscheinungen voran, die ihren Grund in der Wirkung haben, welche eine allzu weit getriebene Besteuerung auf den Preis ausübt, den der Verzehrer bezahlen muß, um die Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen. Das Leben wird nämlich allzu theuer in Ländern, deren Regierung nur durch einen weit getriebenen Aufwand besteht. Selbst mit bedeutenden Einkünften lebt man schlecht in einem solchen Lande. Kann man mit einem Einkommen von etwa zwei- bis dreitausend Thalern nicht mehr ein Hauswesen bestreiten, und erfordert dies Einkommen nicht, daß man an Ort und Stelle bleibe: so wandert man aus. In unsern Zeiten hat dies nur England begegnen können. Tausend Familien dieses Landes haben sich in Frankreich niedergelassen; vorzüglich in solchen Provinzen, wo man wohlfeiler lebt. Dergleichen Auswanderungen nun sind um so verhängnißvoller, weil sie von der Mittelklasse ausgehen, in welcher die meiste Sittlichkeit und Aufklärung angetroffen wird. Die vornehmsten und die niedrigsten Klassen wandern niemals aus; jene nicht, weil sie nicht verzichten wollen auf die Vorzüge, welche sie ihrer gesellschaftlichen Stellung verdanken; diese nicht, weil sie die Kosten der Auswanderung nicht bestreiten können, und weil sie die Sklaven der Gewohnheiten ihres Landes geworden sind. Solche friedliche Auswanderungen werden in Zukunft in eben dem Maße leichter werden, worin sich die Mittheilungen vervielfältigen, und die National-Vorurtheile in den nicht zu bezweifelnden Fortschritten der Gesellschaft verschwinden. Wie groß auch die Entfernung zwischen England und den Vereinigten Staaten Amerika's seyn möge: so hat sie doch die Auswanderung in die letzteren nicht

verhindert. Und was kann dazu allein verführt haben? Die leichtere Existenz in Amerika, verbunden mit der Gleichheit der Sprache und der Uebereinstimmung der Sitten und Gewohnheiten. Wie noch weit stärker würde die Auswanderung von England nach Amerika gewesen seyn, wenn dieses weniger entfernt wäre, und wenn man daselbst alle Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Umganges und einer alten Zivilisation wiederfände!

Die Auswanderung ist nicht die einzige Wirkung, welche allzu starke Lasten, von einer kostspieligen Regierung aufgelegt, hervorbringen; sie ist am wenigsten die schlimmste. In einem weit höheren Anschlag muß gebracht werden, daß eine übermäßige Besteuerung die Gesellschaft in ihrem Fundamente, d. h. in der Sicherheit des Eigenthums und der Personen zu Grunde richtet. Das Leben wird dadurch so schwierig, und die Ungleichheit der Glücksgüter so groß, daß alle Leidenschaften in Gährung übergehen, und daß nur allzu Viele, von einem unwiderstehlichen Bedürfnisse gedrängt, ihre Rettung in Verbrechen suchen. Jene Brandstiftungen, die in den letzten Zeiten in Großbritannien erlebt worden sind, worin hätten sie ihren letzten Grund haben können, wenn nicht in einer Besteuerung, die für die ärmeren Klassen das Leben zu einer Marter gemacht hat? Wo sind die jährlichen Verurtheilungen nach Maßgabe der Bevölkerung zahlreicher, als in England? Betrugen sie nicht von dem Jahre 1817 bis zum Jahre 1823 im Durchschnitt 13,400? Wer hierin etwas Zufälliges sehen wollte, würde nur verrathen, daß gesellschaftliche Erscheinungen nie Gegenstand seines Nachdenkens und seiner Erforschungen gewesen

sind *). Eine Regierung behandelt im Gelde die Gesellschaft; und hierin liegt es, daß sie, vor Allem, sich klar machen muß, was Geld ist.

---

*) Siehe: Statistical illustrations of the territorial extent et cet of the British empire, published by the London statistical Society, pag. 37.

(Fortsetzung folgt.)

Soll
die Stadt Frankfurt am Main
sich beeilen
dem preußisch-deutschen Handelsvereine beizutreten?

Diese Frage ist in einer Flugschrift erörtert worden, welche den Titel führt:

„Liegt es in dem Interesse Frankfurts dem nahe bevorstehenden allgemeinen deutschen Zollverein beizutreten, oder nicht?“ (Offenbach am Main 1832.)

Als Verfasser dieser Flugschrift läßt sich Niemand nennen: denn die Buchstaben Szh am Schlusse derselben sind nur einem Chiffre gleichzusetzen.

Wenn wir dieselbe Frage zum Gegenstande einer Erörterung erheben, so geschieht es keineswegs mit der Absicht, das Raisonnement unseres Vorgängers zu bekämpfen; denn wer mit demselben bekannt ist, wird ihm das Zeugniß nicht versagen, daß es nicht von der Oberfläche geschöpft ist, und folglich gründlich und anwendbar genannt zu werden verdient. Nur verstärken möchten wir dies Raisonnement; und zwar durch Gründe, welche dem Verfasser entschlüpft sind, entweder weil die Natur eines Staatenbundes ihm unbekannt geblieben, oder weil er es verschmähete, seine richtige Anschauung von derselben auf den vorliegenden Fall anzuwenden.

Herr Szh spricht in Beziehung auf Frankfurt von Selbstständigkeit. Allein was ist Selbstständigkeit in

Beziehung auf eine einzelne Stadt, ihr Umfang sei so groß er wolle? Ein Glied in einer Kette kann nie als selbstständig gedacht werden; Frankfurt aber ist nichts mehr und nichts weniger, als ein Glied in einer Kette, Staatenbund genannt. Streng genommen, fehlt sämmtlichen Mitgliedern eines Staatenbundes, wie groß oder wie klein sie immer seyn mögen, die Selbstständigkeit (Autarkie); denn alle ohne Ausnahme fühlen das Bedürfniß, sich durch einander zu ergänzen, alle haben ein gemeinschaftliches Interesse, von welchem sie sich nicht lossagen können, ohne sich aufs Wesentlichste zu schaden. Nun ist zwar nichts gewöhnlicher, als daß man die Außenwelt lieber auf sich, als sich auf die Außenwelt bezieht, oder, mit anderen Worten, daß man jeder Unterordnung, zu welcher man sich bequemen soll, abgeneigt ist: dieser Egoismus findet sich in Staaten-Vereinen eben so sicher wieder, wie in den Mitgliedern jeder gegebenen Gesellschaft. Allein er hat seine nothwendige Gränze, welche sich darstellt, sobald die Vereinzelung wirklich eintritt. Was nun Frankfurt insbesondere betrifft, so darf man wohl fragen, was es seyn würde, wenn es nicht Bestandtheil Deutschlands wäre? Als Produkt der deutschen Welt aber — wie vermöchte es wohl, sein Interesse von dem Interesse dieser Welt zu sondern? Die Wahrheit zu gestehen, wir haben es dieser Stadt keinesweges verdacht, daß sie sich, im Jahre 1828, dem mittel-deutschen Handelsvereine anschloß; ihre Lage brachte dies mit sich, selbst wenn ihre ersten Verwalter und ihre aufgeklärtesten Bürger darin (wie Herr Szh sich ausdrückt) „eine diplomatisch-merkantilische Mißgeburt sahen, der es an den nothwendigsten Bedingungen einer selbst ephemeren Existenz,

so wie an einer bindenden Kraft für die heterogenen Glieder, gebracht." Frankfurt zeigte in diesem Falle nur, daß es nicht vereinzelt bleiben wollte.

Ueber die wahre Bedeutung der Stadt Frankfurt läßt sich, glauben wir, nur dadurch ins Reine kommen, daß man sich alle Schicksale vergegenwärtigt, welche es im Laufe der funfzehn ersten Jahren dieses Jahrhunderts getroffen und damit geendigt haben, daß die ehemals **freie Reichsstadt**, in einen **Sitz für den Bundestag** verwandelt worden ist. Was also Deutschlands alte Verfassung umgestaltet hat, dasselbe hat auch die Bestimmung Frankfurts verändert. Als Abgangspunkt muß man den Lüneviller Frieden und den Hauptschluß der außerordentlichen Reichs-Deputation vom 25. Febr. 1803 ins Auge fassen. In Folge des letzteren trat der Krieg von 1805 ein, welcher noch in demselben Jahre mit dem Presburger Frieden endigte. Der Rheinbund, vorbereitet durch die Aufhebung der deutschen Kirchenstaaten, durch die Abschaffung der Autonomie in den meisten freien Reichsstädten (welche zu Bestandtheilen der Hauptstaaten umgeformt wurden) durch die Beseitigung des deutschen Ordens und der Reichsritterschaft, endlich durch die Erhebung mehrer Reichsfürsten zu unumschränkten Suveränen — der Rheinbund, sage ich, konnte nicht ausbleiben; und durch das gleichzeitige Verschwinden der deutschen Kaiserwürde war die Grablegung der alten Verfassung Deutschlands vollendet. Der Krieg, welcher in den letzten Monaten des Jahres 1806 seinen Anfang nahm, machte im Tilsiter Frieden den französischen Kaiser zum unumschränkten Gebieter über Deutschlands Kräfte. Zurückwirkend auf Frankfurt am Main übten

diese großen Begebenheiten eine Gewalt, welche von dem, was diese Stadt früher gewesen war, kaum noch mehr bestehen ließ, als den Namen. Wer erinnert sich nicht der Kriegs-Kontributionen, welche Frankfurt im Jahre 1806 zahlen mußte, ohne als freie Reichsstadt das Mindeste verschuldet zu haben? wer nicht der Entbehrungen, welche dieser Stadt durch das Kontinental-System auferlegt wurden? Zur Schadloshaltung wurde sie zum Mittelpunkt eines Herzogthums erhoben, das, nach dem Ableben des Reichs-Erzkanzlers, dem Adoptiv-Sohne Napoleon Bonaparte's bestimmt war.

Mit dem Jahre 1813 trat die Rückwirkung des gefährlichen Spieles ein, das der Kaiser der Franzosen mit der europäischen Welt trieb. Sie endigte mit der Eroberung von Paris und mit der Absetzung des Ehrgeizigen, der Karls des Großen Rolle wiederholen wollte, und diese noch übertrieb. Als nun nach dem ersten Pariser Frieden die Angelegenheiten Deutschlands geordnet werden mußten, zeigte sich auf dem Wiener Kongreß sehr bald, daß das Alte nicht wiederherzustellen war, weil alle Elemente desselben sich verändert hatten; es zeigte sich aber zugleich, daß, wenn eine Wiederherstellung dieses Alten auch möglich wäre, diese nicht räthlich seyn würde, weil dies Alte Wiederwärtigkeiten herbeigeführt hätte, die nicht zum zweitenmale erduldet werden konnten. Sofern nun die Zurückführung einer Zentral-Gewalt, wie das deutsche Reich sie in der Kaiserwürde bis zum Jahre 1806 erfahren hatte, weder möglich noch thunlich war, blieb nichts anders übrig, als das Reich in einen Staatenbund zu verwandeln, und den Reichstag durch einen Amphyktionen-Rath, Bundestag

genannt, zu ersetzen. Mit diesem rettenden Gedanken aber konnte Frankfurt am Main, vermöge seiner Lage im Mittelpunkte Deutschlands, nicht aus der Acht gelassen werden. Ehemals der Ort, wo die Kaiserkrönung mit ihren herkömmlichen Gebräuchen vollzogen wurde, stellte es sich als den natürlichen Sitz des Bundestages dar; und je weniger es, als solcher, mit irgend einer anderen Stadt verwechselt werden konnte, mit desto größerer Nothwendigkeit wurde es zu einem solchen erkoren.

Wenn also, wie Herr Szh nicht undeutlich zu erkennen giebt, gewisse Politiker Frankfurts der Meinung sind, daß man dem mittel-deutschen Handelsverein bis zum letzten Augenblick treu bleiben müsse, weil man dadurch seine Dankbarkeit gegen England an den Tag lege — gegen England, das auf dem Wiener Kongreß die Wiederherstellung Frankfurts in seine frühere Autonomie bewirkt habe: so befinden sich diese Politiker in dem größten Irrthume. Weder Lord Castlereagh, noch Lord Wellington hat dazu das Allermindeste beigetragen; denn weder der Eine noch der Andere hatte die Begebenheiten gemacht, kraft welcher das alte deutsche Kaiserreich im Jahre 1815 in einen deutschen Staatenbund verwandelt werden mußte, wovon, wie wir gesehen haben, die neue Bestimmung der, in ihre alten Reichsstandschaftsrechte wieder hergestellten Stadt Frankfurt eine natürliche Folge war. Unstreitig sahen die brittischen Diplomaten die Umwandlung nicht ungern; allein sie waren weit davon entfernt, dieselbe zu bewirken, oder auch nur zu empfehlen. An die wesentlichen Veränderungen, welche seit dem Jahre 1815 im Weltverkehr geschehen sind, dachte auf dem Wiener Kongreß Nie-

mand zu der Zeit, wo der 9. Artikel der Bundes-Akte feststellte, „daß die Bundesversammlung ihren Sitz zu Frankfurt am Main haben sollte.“ Dennoch sind es diese Veränderungen, welche die Idee eines deutschen Zoll- und Handelsvereines ins Leben gerufen haben: eine Idee, die, so viel uns davon einleuchtet, nicht länger ausbleiben durfte, wenn Deutschland, seiner Gesammtheit nach, irgend eine Persönlichkeit retten, d. h. nicht die Opfer der Prohibitiv-Systeme seiner sämmtlichen Nachbarn werden sollte.

Aus dem eben angeführten Grunde können wir mit Herrn Shz auch nicht übereinstimmen, wenn er S. 13. seiner Schrift behauptet, „daß die Wiederherstellung Frankfurts und der freien Städte überhaupt, dem Einflusse des Herrn von Stein zugeschrieben werden müsse.“ Wir haben nichts dagegen einzuwenden, daß er den Verstorbenen als einen ächten deutschen Staatsmann charakterisirt; allein, wie groß sein Einfluß auch seyn mochte, so reichte dieser doch nicht hin, um an dem, was einmal für Deutschlands Verfassung nothwendig geworden war, das Geringste zu verbessern.

Sofern nun die Rede ist von dem Entschluß, den die freie Stadt Frankfurt bei der wesentlichen Veränderung zu fassen hat, welche gegenwärtig in Deutschlands Handels- und Zoll-System vorgeht, scheint uns die Sache ganz einfach so zu liegen, „daß Frankfurts Regierung am sichersten handelt, wenn sie weniger darauf ausgeht, das künftige Schicksal dieser Stadt zu bestimmen, als dasselbe zu erwarten.“

Was könnte bei aller Beeilung, die Herr Szh so dringend empfiehlt, herauskommen? Etwa gewisse Privilegien?

Wer

Wer aber kann und wird diese bewilligen? Wahr ist, daß, wenn das Großherzogthum Baden und das Herzogthum Nassau dem preußisch-deutschen Handels- und Zoll-Vereine beigetreten sind, der Stadt Frankfurt, nachdem das Kurfürstenthum Hessen seinen Beitritt bereits erklärt hat, nichts anderes übrig bleibt, als sich dem neuen Systeme anzuschmiegen; allein kann jemals ein Nachtheil damit verbunden seyn, daß eine große Stadt eine freie Einwirkung auf eine Bevölkerung von mehr als zwanzig Millionen gewinnt? Ist nicht vielmehr der größte Vortheil damit verknüpft? und ist dieser Vortheil nicht um so bedeutender, wenn er in Verbindung steht mit einer Lage, wie die der Stadt Frankfurt in der Mitte einer Bevölkerung von 30 Millionen, und am Ufer eines schiffbaren Stromes? Was sind doch alle Privilegien gegen so überwiegende Vorzüge?

Freilich gehört dazu, daß man diese zu benutzen verstehe. Es wird eingestanden, daß die freie Stadt Frankfurt in ihrem Vermögenszustande zurückgekommen sei, und als Ursache dieser Erscheinung wird der beengte Verkehr angegeben, der in den letzten Jahren, gleich einer Gewitterschwüle, die allgemeine Thätigkeit vermindert habe. Wir sind außer Stande, zu bestimmen, ob und in wiefern diese Angabe gegründet ist. Was uns auf der Stelle einleuchtet, ist, daß die Vervielfältigung der Messen in Frankfurts Nachbarschaft das Einkommen dieser Stadt geschmälert habe. Allein ist denn ein Einkommen dieser Art etwas, worauf sich mit Sicherheit rechnen läßt? Muß eine große Stadt, welche der Sitz des Bundestages zu bleiben verdienen will, ihre Blüthe nicht vielmehr auf dasselbe Mittel stützen, woraus die gesellschaftliche Blüthe unter allen Him-

melsstrichen hervorgeht — auf Arbeit und Betriebsamkeit? Zunft-Privilegien in einer Zeit beibehalten, welche dem erbunterthänigen Zustande des Gewerbes — denn anders darf das Zunftwesen nicht aufgefaßt werden — abhold ist — kann nur zur Verarmung führen; und wenn die Kapitale, anstatt sich einträglichen Verrichtungen zuzuwenden, nur dem Papier-Handel gewidmet werden: so ist dies vielleicht das schlimmste Zeichen, das für einen kleinen Staat, welcher fortdauern will, eintreten kann. Mit Einem Worte: nicht durch ein auf neue Privilegien abzweckendes Beeiligen und Zuvorkommen kann die Wohlfahrt Frankfurts vermehrt werden, wohl aber durch den vorurtheilsfreieren und aufgeklärteren Geist seiner Bürger; durch einen Geist, der sie in neue, d. h. in solche Bahnen führt, die den Fortschritten des Jahrhunderts in Gewerben und Künsten entsprechen.

Leben und Charakter
des
Ministers Turgot.

Unter der Unzahl derer, welche das Geschick der Völker in ihren Händen tragen, befinden sich immer nur Wenige, deren Andenken auf die Nachwelt zu kommen verdient; denn haben sie sich nie von den Grundsätzen oder Vorurtheilen ihrer Zeitgenossen entfernt, was verschlägt alsdann der Name des Mannes, der nichts weiter geleistet hat, als was auch tausend Andere an seiner Stelle geleistet haben würden? Im besten Falle, der sich in Beziehung auf sie voraussetzen läßt, findet sich die Geschichte ihrer Gedanken und ihrer Tugenden in dem Gemälde der Meinungen oder Wahnbegriffe ihres Zeitalters wieder . . .

Anders stellt sich die Sache, wenn man in dieser Unzahl auf einen Mann stößt, den die Natur mit Grundsätzen oder Tugenden ausgestattet hat, die ihm ausschließend eigen sind, und wenn eben dieser Mann seinem Zeitalter so vorgreift, daß daraus eine Verkennung hervorgeht. Die Geschichte eines solchen Mannes kann alle Zeitalter, alle Völker interessiren. Sein Beispiel kann sogar sehr nützlich werden; vorzüglich in Zeiten der Krisis, wo es für die wichtigsten Wahrheiten einer Autorität bedarf, die nicht von ihnen allein herrühren kann.

Ein solcher Mann war der Minister, dessen Leben wir zu schreiben hier versuchen wollen.

Anna Robert Jakob Turgot wurde den 10. Mai 1727 zu Paris geboren. Seine Familie gehörte zu den ältesten der Normandie; und selbst in seinem Namen *) hat man seine Abkunft von jenen Eroberern des Norden wiederfinden wollen, welche, während des Verfalls der Karlovinger, Frankreichs Provinzen verheerten, bis sie in der Normandie einen bleibenden Wohnsitz fanden. Das Hospital von Condé für Noireau wurde im Jahre 1281 von einem seiner Ahnen gestiftet. Sein Ur-Eltern-Vater war einer von den Vorständen des normandischen Adels in der Ständeversammlung von 1614, und widersetzte sich muthig dem Zugeständniß, das eine schwache, mehr mit ihrem schlecht-verstandenen Vortheil, als mit der Vertheidigung der Bürgerrechte beschäftigte Regierung dem Grafen von Soissons in gewissen Grundstücken der Provinz gemacht hatte. Turgot's Vater war einen längeren Zeitraum hindurch Vorstand der Kaufleute (prévot des marchands), und erwarb sich, als solcher, durch seine gründlichen Einsichten den Beifall und die Achtung derer, welche zu beurtheilen verstanden, wie viel er für die Gesundheit und überhaupt zum Vortheil der Armen seines Wirkungskreises that.

Turgot war noch sehr jung, als folgender Zug seinen Charakter ankündigte. Das Taschengeld, das seine Eltern ihm während seiner Schuljahre gaben, verschwand in demselben Augenblick, wo er es erhalten hatte, ohne daß man errathen konnte, wozu er es verwendete. Man wollte dies wissen, und siehe! man machte die Entdeckung, daß er es

*) Man hat nämlich diesen Namen von dem Gott Thor abgeleitet.

unter seine arme Mitschüler zum Ankauf von Büchern vertheilte. Güte und Großmuth sind Gefühle, die man nicht selten bei jungen Leuten antrifft; wenn aber der Verstand solche Gefühle leitet und sie Zwecken reeller und bleibender Nützlichkeit unterwirft, dann verkündigt sich darin ein außerordentlicher Mensch, dessen sämmtliche Gefühle sich zu Tugenden ausbilden werden, weil das Vernünftige in ihm vorherrscht.

Von seinen Eltern wurde Turgot zum geistlichen Stande bestimmt: er war der jüngste von drei Brüdern, von welchen der älteste sich der Magistratur widmen, der zweite das Waffenhandwerk ergreifen sollte; denn es war in diesen Zeiten noch allgemeiner Gebrauch, über das Schicksal der Kinder nach Familien-Zwecken zu entscheiden, ohne auf ihre natürlichen Anlagen und ihre Neigungen die mindeste Rücksicht zu nehmen.

Was den jungen Turgot am meisten für den geistlichen Stand zu befähigen schien, war seine Lernbegierde, seine Bescheidenheit, die Einfachheit seiner Manieren, seine Besonnenheit und eine Art von Furchtsamkeit, die ihn von jeder Zerstreuung entfernt hielt; bei diesen Eigenschaften, so glaubten seine Eltern, werde er mit Freuden alle die Opfer bringen, welche gebracht werden müßten, um die Aussicht auf ein glänzendes Glück im geistlichen Stande zu gewinnen: auf ein Glück, das ihm in der Vereinigung seiner Talente mit seiner Geburt nicht entstehen könnte.

Doch Turgot hatte kaum das Alter erreicht, wo man des Nachdenkens fähiger wird, als er den gedoppelten Entschluß faßte, alle jene Vortheile seiner Freiheit und seinem Gewissen aufzuopfern, dabei aber die geistlichen Studien

fortzusetzen und seine Abneigung von dem Priesterstande nicht eher zu erklären, als bis der Augenblick einer unwiederruflichen Verbindlichkeit für ihn eingetreten seyn würde. Nicht, daß der geistliche Stand ihm als allzu zwangvoll erschienen wäre; er wußte, wieviel ein Richelieu, ein Mazarin, ein Dubois sich in demselben erlaubt hatten. Allein er fühlte, daß eine Verbindlichkeit, welche das ganze Leben umfaßt, zur Thorheit wird; und dabei glaubte er, daß es nicht erlaubt sei mit Eiden zu spielen, und daß man sich, ohne sich herabzuwürdigen, nicht Handlungen gestatten dürfe, welche den ergriffenen Stand in der gemeinen Meinung entwerthen. Außerdem erschrack er bei sich selbst vor der Verpflichtung, immer dieselbe öffentliche Meinung zu haben, etwas zu verkündigen, was er zu glauben vielleicht aufgehört habe, Dinge, in welchen er Irrthümer wahrgenommen, für Wahrheiten auszugeben, und sich der Nothwendigkeit auszusetzen, entweder jeden Augenblick seines Lebens zu lügen, oder großen Vorzügen zu entsagen, und sich vielleicht bedeutenden Gefahren bloßzustellen. Mit Einem Worte: er betrachtete es als ein Unglück, zwischen der Sicherheit und dem Gewissen eine Wahl treffen zu müssen.

Seine theologischen Studien fortsetzend, brachte er es dahin, daß er Prior der Sorbonne wurde: eine Art von Elektiv-Würde, welche die Doktoren des Hauses in der Regel demjenigen von den Baccalauren ertheilten, dessen Familie in dem größten Ansehn stand. Vermöge dieser Stelle mußte er zwei lateinische Reden halten; und diese im Jahre 1750 von einem drei und zwanzigjährigen jungen Mann gefertigten Arbeiten sind ein wahrhaft merkwürdiges Denk-

mal seines Geistes, nicht sowohl wegen des Umfanges von Kenntnissen, die man darin wahrnimmt, als wegen der philosophischen Anschauungen, die er sein Eigenthum nennen konnte. Man findet darin, so zu sagen, seinen ganzen Geist, so daß späteres Nachdenken und Grübeln denselben nur vollständiger entwickelt haben.

Gegenstand der ersten dieser Reden, war „der Nutzen, den das menschliche Geschlecht von der christlichen Religion gezogen hat." Er rechnete dahin: die Erhaltung der lateinischen Sprache und eines großen Theils der Werke des Alterthums; das Studium der Scholastik, die, nach ihm, die Staaten der barbarischen Zerstörer des römischen Reichs zum wenigsten vor gänzlicher Verdumpftheit bewahrt und in der Logik, so wie in der Moral und in einem Theile der Metaphysik, eine Subtilität erzeugt hatte, die nicht zur Gewohnheit werden konnte, ohne einer gesunden Philosophie die Wege zu bahnen; die Aufstellung einer allgemeinen Moral, in deren Kraft die Menschen aller Länder sich genähert hätten, während die heidnische Moral nur auf Vereinzelung hingewirkt, und weit mehr nur Bürger oder Philosophen, als Menschen gebildet habe; die Zerstörung der häuslichen Sklaverei, so wie die Leibeigenschaft; denn er wollte die letztere lieber als das Werk christlicher Maximen, denn als das der Politik von Suveränen betrachten, die so viel Ursache hatten, das Volk danieder zu halten; endlich die Geduld und Unterwerfung, welche das Christenthum einflößt, und welche, indem sie den unruhigen und turbulenten Geist der alten Völker aufhob, die christlichen Staaten vor Stürmen bewahrte und die Menschen be-

stimmte, den Frieden, die Ruhe und die Sicherheit ihrer Brüder nicht einer, wenn gleich in sich selbst gerechtfertigten Liebe zur Unabhängigkeit aufzuopfern.

Turgot war in dem Alter, wo er diese Abhandlung schrieb, aufgeklärt genug, um die Mißbräuche zu kennen, welche sich an eine Religion knüpfen, die, weil sie aus übernatürlichen Lehren besteht, das Heil der Menschen von ihrem Glauben abhängig macht, den freien Gebrauch der Vernunft als sündhafte Verwegenheit bezeichnet, und ihre Priester zu Lehrern der Völker und zu Richtern in sittlichen Dingen erhebt. Ihm war keinesweges unbekannt, daß, wenn die Regierungen Europa's jemals aufhören könnten die Schritte der Priesterschaft zu bewachen, wenn alle Diejenigen, welche Einsichten besitzen, kurz alle, deren Meinung die Welt regiert, ablassen sollten vereinigt zu seyn in dem Geiste der Duldung und der Vernunft, — daß, sag' ich, alsdann dieselben Erscheinungen wiederkehren würden, die in den verschiedenen Epochen des Mittelalters, in Folge priesterlicher Herrschsucht, es mit sich brachten, daß hier die Könige gegen ihre Unterthanen, dort die Unterthanen gegen ihre Könige bewaffnet waren, daß das Blut in Strömen floß, daß man im Namen eines Gottes mordete, den das Evangelium als den Vater des menschlichen Geschlechts bezeichnet. Allein er hielt eine solche Umwälzung für unmöglich; er sah, daß alle die Leiden, welche dem Menschengeschlechte im Laufe der Jahrhunderte zu Theil geworden waren, eine Epoche herbeigeführt hatten, wo die Rückkehr zur Barbarei nicht mehr zu fürchten sei; daß, in Folge einer sogar nothwendig gewordenen Zunahme an Einsicht und Aufklärung, der Einfluß des Geistes der Unduldsam-

keit und des Aberglaubens sich je mehr und mehr verlieren, und daß, in weniger als einem Jahrhunderte, die allgemeine Zustimmung das so glücklich begonnene Werk der Vernunft vollenden werde. Das Glück, von welchem wir bereits einen Vorgeschmack haben, und das unsere Enkel in einem höheren Maße genießen werden, ist unsern Vorfahren allerdings theuer zu stehen gekommen; allein hat denn Asien nicht fast eben so viel von der Barbarei seiner Eroberer, als Europa von der Grausamkeit seiner Priester erduldet? Und doch sind auch diese Leiden nicht zwecklos und vergeblich gewesen. Revolutionen sind auf Revolutionen, Tyranneien auf Tyranneien gefolgt, und ohne die Erleuchtung Europa's würde das menschliche Geschlecht zu einer ewigen Unwissenheit und zu rastlos wiederkehrenden Niederlagen verurtheilt seyn.

Die zweite Abhandlung Turgot's hatte das Gemälde der Fortschritte des menschlichen Geistes zum Gegenstande. Er folgte diesen Fortschritten von jenen Völkern Asiens, welche für uns die Schöpfer der Wissenschaften gewesen sind, an, bis auf unsere Tage, inmitten von Revolutionen in Reichen und Meinungen. Er setzte auseinander, weshalb die Vervollkommnung der schönen Künste durch die Natur selbst begränzt ist, während die der Wissenschaften keine Gränze kennt. Er zeigte, wie die nützlichsten Erfindungen in den mechanischen Künsten selbst in Jahrhunderten der Unwissenheit hatten entstehen können, weil diese Erfindungen sich auf Beschäftigungen beziehen, welche zu allen Zeiten nothwendig gewesen sind. Er bewies, daß die Wissenschaften ihre ersten Fortschritte der Erfindung der Schreibkunst verdanken, und wie die Buchdruckerei, indem

sie dieselben über einen größeren Raum verbreitet und zugleich ihre Dauer sichert, eben diese Fortschritte beschleunigt. Er stellte zuletzt ins Licht, wie die fortschreitenden Wissenschaften eine Folge von der Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Geistes sind, und wie dieselbe nothwendig schrankenlos ist. Diese Meinung, welche er seitdem nie aufgab, war eins von den Haupt-Prinzipien seiner Philosophie.

Gekommen war nunmehr der Zeitpunkt, wo er erklären mußte, daß er niemals dem geistlichen Stande angehören wolle. Er kündigte diesen Entschluß seinem Vater in einem Schreiben an, das seine Beweggründe enthielt. Der Vater gab seine Einwilligung.

Der von ihm erwählte Stand war der eines Requetenmeisters. Gequält vom Durst nach Erkenntniß, hatte er die Elemente aller Wissenschaften in sich aufgenommen und den Plan zu vielen Werken entworfen, die er nach und nach zu schreiben gedachte: Gedichte, Tragödien, philosophische Romane, vor allen aber ausführliche Abhandlungen über Physik, Geschichte, Geographie, Politik, Moral, Metaphysik und Sprachen gehörten in diesen Plan. Man möchte glauben, daß eine so entschiedene Leidenschaft für alles Wissenswerthe einem über jeden Ehrgeiz so erhabenen und von aller Eitelkeit so entfernten Mann, wie Turgot seinem Wesen nach war, keinen anderen Wunsch übrig gelassen habe, als sich ausschließend der Schriftstellerei widmen zu können. Dies war jedoch keineswegs der Fall. Er fühlte sich vielmehr verpflichtet, von allen Ständen gerade denjenigen zu ergreifen, worin er sich am meisten nützlich machen könnte, ohne die Wahrheit und die Gerechtigkeit

aufopfern zu dürfen. Aus diesem Grunde zog er den Posten eines Requetenmeisters jeder anderen Zivil-Anstellung vor. Als Agent der Regierung in allen den Operationen, welche auf die öffentliche Wohlfahrt den stärksten Einfluß haben, wirkte ein Requetenmeister in der alten Ordnung der Dinge — denn diese dürfen wir keinen Augenblick aus der Acht lassen — wo nicht auf den ganzen Staat, doch wenigstens auf eine Provinz ein; und die natürliche Folge davon war, daß seine Einsichten oder seine Vorurtheile, seine Tugenden oder seine Laster entweder sehr viel Gutes oder sehr viel Böses stifteten.

Turgot hatte sich auf diese neue Laufbahn dadurch vorbereitet, daß er mit der größten Sorgfalt alle die Wissenschaften studirt hatte, welche sich auf die Verrichtungen und Pflichten eines Requetenmeisters beziehen. Er hatte sich die Prinzipe der Gesetzgebung, der Politik, der Verwaltung und des Handels zu eigen gemacht. Mehre seiner Briefe aus dieser Zeit beweisen nicht bloß den Umfang seiner Einsichten, sondern zeigen demjenigen, der die damals über Gegenstände der Verwaltung vorhandenen Werke verglichen hat, daß er sich selbst den besten Theil dieser Einsichten verdankte.

Während Turgot Requetenmeister war, gab es eine Königliche Kammer, und er hatte Sitz und Stimme in derselben. Hätte er geglaubt, Nein sagen zu müssen, so würde er dabei nur seiner Ueberzeugung gefolgt seyn. Wie hätte ihm entgehen können, daß ein solcher Entschluß nicht einmal großen Muth voraussetzte?

In der That, es handelte sich nicht um Unruhen im Staate, wohl aber um Kabalen, welche den Hof theilten,

und um Streitigkeiten, deren Wichtigkeit vorübergehend war, während sie nicht aufhörten lächerlich zu seyn. Er wußte, daß die für den Augenblick unterdrückte Parthei unter einem andern Ministerium die vorherrschende werden konnte. Beschrieb er die gewöhnliche Bahn, so wurde er kaum bemerkt; entfernte er sich dagegen von derselben, so konnte er der Unterstützung einer Parthei und der Volksgunst gewiß seyn. Im Leben trifft es sich nicht selten, daß das gefahrvollste Benehmen zugleich das sicherste ist; man thut in solchen Fällen nur das Zuträgliche, während man das Ansehn gewinnt, als opferte man sich seiner Pflicht. Doch ein so fein gesponnener Ehrgeiz war ihm eben so fremd, als eine knechtische Gefälligkeit; er sagte Ja! wie er Nein! sagte, sein Betragen immer so einrichtend, wie es ihm am gerechtesten erschien. Die Volksmeinung hatte sich schon damals gegen die königliche Kammer erklärt; dies verschlug ihm jedoch sehr wenig. Ihm genügte der Beifall seines Gewissens und das Zeugniß seiner aufgeklärten Freunde. Sein Grundsatz war, in gleichgültigen Dingen die Meinung, auch wenn sie ungerecht ist, nicht zu verletzen; dabei aber hielt er es für unverbrüchliche Pflicht, ihr zu trotzen, sobald sie ungerecht und schädlich zugleich ist.

In dieser Periode seines Lebens stand Turgot in Verbindung mit den Enzyklopädisten; denn die Enzyklopädie erschien ihm als das wirksamste Mittel, die Menschen erleuchteter, glücklicher und tugendhafter zu machen, und er war der Meinung, daß ein so großes Ziel unfehlbar erreicht werde, wenn man alle Fragen untersuchte, alle Meinungen erörterte. Er selbst wurde Mitarbeiter an diesem großen Werke, für welches er fünf Artikel lieferte. Von

diesen heben wir nur den letzten hervor, weil er Turgots Ansichten von den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens am meisten ins Licht stellt.

Der Artikel war Fondation überschrieben, und enthielt Turgot's Meinung von den Stiftungen. Er bewies darin, daß, wenn Privat-Personen nicht wohl Einrichtungen (Institutionen) zu Stande bringen können, deren Plan sich mit dem allgemeinen Vortheil und mit dem Verwaltungs-System verträgt, es unvermeidlich wird, daß eine bleibende Stiftung auf die Dauer nicht ganz unnütz werde, wenn sie nicht damit endigt, schädlich zu seyn. In Wahrheit, die unausweichlichen Veränderungen in den Sitten, in den Meinungen, in den Einsichten, in der Betriebsamkeit und in den Bedürfnissen der Menschen, so wie die nicht minder unfehlbaren Veränderungen in dem Umfange, in der Bevölkerung, in den Reichthümern und den Arbeiten einer Stadt oder eines Kantons, würden den aufgeklärtesten Mann seines Jahrhunderts verhindern, eine nützliche Stiftung für das nächste Jahrhundert zu machen. Um wie viel gefährlicher und unvermeidlicher sind also die Mißbräuche, welche der hellsehendste Mann weder vorhersehen noch verhindern kann bei Stiftungen, welche fast immer das Werk der Eitelkeit, der verblendeten Wohlthätigkeit, des Eigensinnes, der Vorurtheile und der engsten oder falschesten Ansichten sind! Nachdem nun Turgot gezeigt hat, wie gefährlich ewige Stiftungen sind, beweiset er, daß die in der Zeit vorhandenen nicht länger respektirt werden dürfen, als sie nützlich sind, und daß die öffentliche Autorität in der Natur der Dinge das unbestreitbare Recht zur Abänderung derselben schöpft. Das Eigenthumsrecht auf Grund

und Boden, oder auf irgend eine Waare ist in der Natur gegründet, und Erhaltung dieses Rechts ist der Hauptbeweggrund zur Einführung gesellschaftlicher Ordnung durch eine Regierung. Das Eigenthum der Stiftungen hingegen besteht nur durch die Einwilligung der Autorität; und das Recht, dieselben umzubilden oder sie auch gänzlich aufzuheben, wenn sie unnütz oder gefährlich werden, ist eine nothwendige Bedingung dieser Einwilligung. Die Idee jeder ewigen Stiftung schließt also nothwendig die Idee einer Gewalt in sich, welche das Recht hat, sie zu verändern; und sonach ist die Nation der einzige wahre Eigenthümer der Güter, die diesen Stiftungen angehören und nur durch sie und für sie verliehen worden sind. Der Zweck dieser Auseinandersetzung ist leicht gefaßt, wenn man sich erinnert, wie allgemein sich die öffentliche Meinung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gegen Klöster und Stifter erklärt hatte. Turgot nahm sich wohl in Acht, die Folgerungen zu entwickeln, welche aus seinen Prinzipen hergeleitet werden konnten; er hielt dafür, daß es Umstände giebt, worin man dem Publikum die Mühe der Anwendung anheim geben muß; er begnügte sich also damit, daß er die Prinzipe aufgestellt hatte, nach welchen für einen so wichtigen Gegenstand die Gränze gefunden war, wo das natürliche Recht aufhört und das Recht der Gesetzgebung eintritt.

Turgot hielt für die Enzyklopädie noch mehre andere Artikel in Bereitschaft, als die gegen dies umfassende Werk in Gang gebrachte Verfolgung ihn verhinderte, daran noch ferner Theil zu nehmen. Nicht daß er aus Ehrgeiz oder aus Schwäche sich von den Enzyklopädisten gesondert hätte;

denn schwerlich hat jemals ein Staatsmann seine Verachtung der Vorurtheile und seinen Unwillen gegen die Hindernisse, welche dem Fortschritt der Wahrheit entgegen treten, offener und standhafter an den Tag gelegt. Ihn bestimmte ein ganz anderer Beweggrund. Es war nämlich gelungen, die Enzyklopädie als das Werk einer Sekte darzustellen; und in seiner Ansicht konnten heilsame Wahrheiten nur dabei verlieren, wenn man sie einem Werke einverleibte, das dieser gut oder schlecht begründeten Beschuldigungen unterlag. Er hielt alle Sekten für schädlich, und er war dazu um so mehr berechtigt, weil nichts in ihm war, wodurch er zu einer Sekte gepaßt hätte: er, auf welchen jene Verse Lukans gemacht schienen, worin von Cato gesagt wird:

Secta fuit servare modum, finemque tenere,
Naturamque sequi, patriaeque impendere vitam,
Non sibi, sed toti genitum se credere mundo.

Ganz Unrecht hatte Turgot gewiß nicht. Denn eine Sekte mag aus dem Verlangen, die Geister zu beherrschen, hervorgegangen seyn, oder, wie die der Enzyklopädisten, ihre Entstehung der Verfolgung verdanken: immer werden die Einzelnen, aus denen sie zusammengesetzt ist, verantwortlich für die Verirrungen und Fehlgriffe, die von jedem Einzelnen ausgehen. Die Nothwendigkeit vereinigt zu bleiben, zwingt sie, Wahrheiten zu verschweigen oder zu bemänteln, welche Männer verletzen können, an deren Zustimmung oder Beifall der Sekte gelegen ist. Man ist zugleich genöthigt, eine Art von Lehrkörper zu bilden; und die Meinungen, welche denselben ausmachen, werden, wenn ihrer Annahme keine Prüfung vorangeht, mit der Zeit zu

bloßen Vorurtheilen. Das Wohlwollen beschränkt sich auf Einzelne; doch der Haß und der Neid, den jeder von ihnen anregt, dehnt sich auf die ganze Sekte aus. Wird diese Sekte von den aufgeklärtesten Männern einer Nation gebildet, und ist Vertheidigung von Hauptwahrheiten der Gegenstand ihres Eifers, so wird das Uebel noch viel größer. Alles, was als wahr und nützlich vorgeschlagen wird, sieht sich ohne Prüfung verworfen. Die Mißbräuche und Irrthümer aller Art gewinnen Vertheidiger in der fast unermeßlichen Schaar jener Stolzen und Mittelmäßigen, welche Todfeinde Derer sind, die zur Berühmtheit gelangen. Kaum ist eine Wahrheit ausgesprochen, so wird sie von denen, deren Vortheil durch ihre Verbreitung leiden würde, mit dem Namen der schon verhaßten Sekte gebrannmarkt, und die Folge davon ist, daß man weniger auf sie achtet. Turgot war demnach überzeugt, der größte Schaden, den man der Wahrheit zufügen könne, bestehe darin, daß man ihre Freunde und Vertheidiger zwinge, eine Sekte zu bilden; und mit dieser Ueberzeugung verband sich für ihn der Gedanke, daß Wahrheitsfreunde keinen größeren Fehlgriff begehen könnten, als wenn sie in die ihnen gelegte Falle eingingen. Außerdem sagte ihm unstreitig ein unmittelbares Gefühl, daß für einen Staatsmann sich nichts weniger paßt, als einer Sekte anzugehören.

Ersatz für das, was er an der Freundschaft der Enzyklopädisten eingebüßt hatte, fand er in dem fast täglichen Umgange mit dem Herrn von Gournai, der, nachdem er lange Kaufmann gewesen war, zuletzt die Stelle eines Intendanten des Handels bekleidete. Erfahrung und Nachdenken hatten den Herrn von Gournai über die damals so

sehr

sehr verkannten Prinzipe der Handelsverwaltung aufgeklärt. Er wußte aus unmittelbarer Anschauung, daß die Verbote fremder Waaren und die verhinderte Ausfuhr roher Erzeugnisse, welche der Volksbetriebsamkeit förderlich werden sollen, den natürlichen Lauf des Handels immer nur hemmen; daß der, einem besonderen Handelszweige bewilligte Schutz, dem Handel im Allgemeinen schadet; daß jedes Privilegium zu kaufen, zu verkaufen, zu manufakturiren, anstatt die Betriebsamkeit zu beleben, diese in den Bevorrechteten nur in Intriguengeist verwandelt, und in den übrigen erstickt; daß alle die Verordnungen, deren öffentlicher und eingestandener Zweck kein anderer ist, als das Volk vor Mangel zu bewahren und ihm das Nothwendige um einen billigeren Preis zu verschaffen, die ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen; mit einem Worte, daß alle diese Verkehrungen der Furchtsamkeit und Unwissenheit, alle diese aus einem, auch in die Handelsgesetzgebung eingedrungenen Geiste des Macchiavellismus herrührenden Gesetze nichts weiter hervorbringen, als Belästigungen und ganz unnützen Aufwand. Es läßt sich kaum behaupten, daß die Idee des freien Verkehrs in Gournai's Kopfe weniger ausgebildet gewesen sei, als sie in dem berühmten Werke jenes Engländers ausgebildet ist, der, nach wenigen Jahrzehnten, als Gesetzgeber für alle Gegenstände der Staatswirthschaft auftrat. Turgot zog den größten Nutzen von seinen Unterredungen mit dem Herrn von Gournai, indem er sich die von diesem aufgeklärten und tugendhaften Manne entdeckten Wahrheiten zu eigen machte. Ueberzeugt, daß volle und unbedingte Freiheit das einzige nützliche und gerechte Gesetz für den Handel ist, lernte er von dem Herrn von

Gournai alle einzelnen Vortheile dieser Freiheit, so wie alle einzelnen Nachtheile des Prohibitiven kennen, zugleich aber auch alle die Einwände lösen, welche ihren Ursprung theils in der Unkenntniß derer, die Handels-Spekulationen leiten, theils in den Vorurtheilen der Kaufleute selbst, oder vielmehr in dem Eigennutze beglaubigter Negotianten haben; denn diese lieben beschränkende Verordnungen, weil dadurch die Konkurrenz am sichersten beseitigt wird.

Herr von Gournai starb im Jahre 1759; und Turgot, der sich für den Ruhm seines Freundes interessirte, weil er fühlte, daß dieser Ruhm Frankreich zu Gute kommen werde, sammelte die Materialien zu einer Lobrede auf seinen Freund. Mit großer Klarheit und Bestimmtheit setzte er in derselben die Grundsätze des Herrn von Gournai, die nun auch die seinigen geworden waren, auseinander; und diese Lobrede, welche Turgot als eine bloße Skizze betrachtete, enthält die einfachste und vollständigste Auseinandersetzung der wahren Prinzipe der Gewerbs- und Handelsfreiheit, indem sie zugleich ein Muster für die Art und Weise ist, wie man verdienstvollen Männern nach ihrem Hintritt huldigen sollte.

Turgot war bestimmt, Provinzial-Intendant zu werden. Wie viel Mühe er sich nun auch bereits gegeben hatte, um alle die Kenntnisse einzusammeln, die ihm für diese seine Bestimmung nützlich werden konnten: so fühlte er doch, daß es ihm an Erfahrung fehlte. Indem er es aber für unstatthaft hielt, seine Belehrung auf Kosten der ihm anvertrauten Provinz zu vollenden, bat er den Herrn de la Michaudière, in dessen Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe er ein großes Vertrauen setzte, um die Er-

laubniß, ihn auf den Reisen begleiten zu dürfen, die er in seiner Intendanz zu machen pflegte, um unter seiner Anleitung die praktischen Kenntnisse einzusammeln, welche die Theorie nicht zu geben vermag.

Welche Früchte diese Reisen brachten, läßt sich nicht so genau angeben, wie sich mit Bestimmtheit behaupten läßt, daß sie für einen so gut vorbereiteten und so philanthropischen Mann, wie Turgot war, nicht anders als sehr bedeutend seyn konnten.

Im Jahre 1761 wurde er zum Intendanten von Limoges ernannt.

Direkt war das Ansehn eines Intendanten im ehemaligen Frankreich von geringem Umfange; denn alles beschränkte sich auf Spezial-Befehle zur Ausführung der allgemeinen Befehle, die er vom Ministerium erhielt, auf die vorläufige Entscheidung gewisser Angelegenheiten, auf das Abmachen einiger Finanz- und Handels-Prozesse, wobei noch eine Appellation an den Intendanz-Rath gestattet war. Hierin schlossen sich gewissermaßen alle Verrichtungen eines Intendanten ab. Dabei aber war er der Mann der Regierung: er hatte ihr Vertrauen; sie sah nur mit seinen Augen und handelte nur durch ihn; auf die Rechnungen, welche er ablegte, auf die Nachrichten, welche er einzog, auf die Denkschriften, welche er einreichte, entschieden die Minister in allen Angelegenheiten, und zwar in einem Lande, wo die Regierung alle Gewalten vereinigte, und wo eine lückenreiche Gesetzgebung nichts so sicher mit sich brachte, als daß man auf alle drückte, und daß man rastlos einwirkte. Vielleicht hätte die öffentliche Autorität der Intendanten größer, und ihr geheimer Einfluß geringer seyn

sollen; alsdann hätten sie für ihre Vergehen und Fehlgriffe zur Verantwortung gezogen werden können. Wie die Sache einmal stand, waren sie immer durch die höchste Autorität gedeckt, und alle wider sie erhobenen Klagen schienen ein Angriff auf die Regierung zu seyn. Es war also bisweilen eben so schwer, einen Intendanten ohne tyrannischen Despotismus aufrecht zu erhalten, als ihn zu verurtheilen, ohne eine gefährliche Anarchie in Gang zu bringen.

Als Turgot zur Intendanz von Limoges ernannt war, erhielt er von dem Herrn von Voltaire ein Schreiben folgenden Inhalts: „Einer Ihrer Kollegen schreibt mir, daß ein Intendant nur dazu da ist, Wehe zu thun; ich hoffe, Sie werden beweisen, daß er sehr viel Gutes thun kann.“ Voltaire verstand sich darauf, mit Erfolg zu loben; und man darf wohl sagen, daß er das große Ansehn, worin er als Schriftsteller stand, hochherzig benutzte, um Frankreich Dienste zu leisten, die Niemand von ihm erwartete.

Ein Schreiben von Voltaire, wie das so eben angeführte, konnte nicht ohne Wirkung bleiben; am wenigsten bei einem Manne, wie Turgot war.

Doch, ehe wir diesen Achtungswerthen auf seinem Intendanten-Posten beobachten, sei es uns erlaubt, einige Bemerkungen über den allgemeinen Geist derjenigen Epoche voranzuschicken, in welche seine Wirksamkeit fällt.

Das theologisch-feudale System, worin Frankreich seit der Eroberung Galliens durch die Franken, unter mancherlei Wechseln desselben, gelebt hatte, näherte sich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, auf eine, wenn auch nicht erkannte Weise, dem Abgrunde, in welchen es

am Schlusse desselben Jahrhunderts zu stürzen bestimmt war. Von Religions-Kriegen konnte nicht mehr die Rede seyn; denn mit der Autorität des Papstes war das Ansehn der katholischen Geistlichkeit gesunken, und seit dem letzten verunglückten Versuche, welchen Ludwig der Vierzehnte zur Ausrottung des Protestantismus gemacht hatte, war man sehr allgemein zu der Ueberzeugung gelangt, daß in Sachen des Glaubens Duldung geübt werden müsse. Auf gleiche Weise hatten die Eroberungskriege aufgehört; denn diese waren nur eine Angelegenheit des Feudal-Adels, der seine Umstände durch sie zu verbessern hoffen durfte. An ihre Stelle waren die Kolonial- und Handels-Kriege getreten, deren letzter Zweck, auch wenn dieser nicht ganz deutlich gedacht wurde, kein anderer war, als das menschliche Geschlecht in engeren Zusammenhang mit sich selbst zu bringen. Die seit Ludwig dem Vierzehnten nothwendig gewordenen stehenden Heere gaben der Regierungsgewalt eine Intensität, die jeden Widerstand zu Boden schlug. Auf der andern Seite war die Grundbedingung des neuen Systems eine solche Behandlung der Gesellschaft, wodurch man die Wahrscheinlichkeit gewann, daß es nie an den Mitteln zur Aufrechthaltung des neuen Systems fehlen werde. Wer nachhaltig nehmen will, muß geben können. Diesem Grundsatze gemäß fing man an, die Gesellschaft für etwas zu halten, was in früheren Zeiten nicht geschehen war. Man fand es sogar der Mühe werth, die Aufgeklärtesten zu Rathe zu ziehen. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo das Wohlseyn der Regierten sich auf unveränderliche Maximen gründen ließ; allein sie näherte sich. Die Oekonomisten Frankreichs hatten den ersten Grund zu einer neuen

Wissenschaft gelegt, welche sich seitdem unter der Benennung „Staatswirthschaftslehre“ vollständiger entwickelt hat. In dieser Wissenschaft zweckte alles darauf ab, die Gesellschaft so behandeln zu lehren, daß die Zufriedenheit der Regierten mit der Regierung nicht wesentlich erschüttert werde. Ein Leibarzt Ludwigs des Funfzehnten, Namens Quenay, hatte den ersten Antrieb gegeben, und dieser war nicht verloren gegangen. Eingeführt in die neue Erforschungsbahn, hatten treffliche Köpfe, unter welchen Herr von Gournai den ersten Platz einnahm, Quenay's Physiokratismus weiter ausgebildet; und, wie unvollkommen die Staatswirthschaftslehre im sechsten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts auch noch seyn mochte, so stand doch eins fest, nämlich, daß, um das Produkt gesellschaftlicher Arbeit zu vergrößern, man der Gesellschaft vor allen Dingen mit besseren Methoden zu Hülfe kommen und aus ihren Verhältnissen alles das fortschaffen müsse, was auf irgend eine Weise die persönliche Kraft danieder hält oder vermindert. . . .

Von diesem Geiste beseelt und von einer Philanthropie, wie nur Wenige sie empfinden, geleitet, trat Turgot seine Intendanz an.

Die Provinz, an deren Spitze man ihn gestellt hatte (das Limousin) war vor der Revolution von bei weitem größeren Umfange, als sie nach der Eintheilung Frankreichs in Departements geblieben ist; sie begriff nämlich in sich jene beiden Departements, von welchen das eine die Benennung des Departements der oberen Vienne, das andere die des Departements der Correze führt. Ueber ihre Bevölkerung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahr-

hunderts läßt sich zwar nichts Bestimmtes sagen; doch blieb sie schwerlich hinter derjenigen zurück, die sie noch jetzt aufzuweisen hat. Die Hauptverrichtung ihrer Bewohner war (und ist noch immer) Ackerbau, getrieben nach einer Methode, welche sehr wenig Aufmunterung in sich schließt, weil Meierwesen vorherrschend ist. Der Menschenschlag in dieser Provinz ist klein und unansehnlich, indem die Durchschnittslänge der Gestalten nur wenig Zoll über 4 Fuß beträgt. Loben möchte man jedoch die allgemeine Emsigkeit. Auf dem Lande fangen die Kinder schon im siebenten Lebensjahre an, ihren Eltern nützlich zu werden; denn beide Geschlechter werden bis zum zwölften und vierzehnten Jahre zum Hüten des Viehes gebraucht. Hierauf werden die Knaben zum Ackerbau, die Mädchen zum Spinnen angehalten. An Schulunterricht auf dem Lande wurde jedoch noch in den ersten zwölf Jahren dieses Jahrhunderts nicht gedacht; der Bauer lernte also weder lesen noch schreiben. Mehr Gelegenheit zu geistiger Ausbildung fand sich in den Städten, wo der zum Handwerk erzogene Bürger den Vorzug genoß, eine Elementar-Schule besuchen zu dürfen. Was auf diesem Wege auch geleistet werden mochte: zu keiner Zeit standen die Bewohner des Landes bei den Franzosen in irgend einem Ansehen. Die Limousins sind in Frankreich, was in Deutschland die Schildbürger und Polkwitzer sind, verachtet wegen ihrer durchschnittlichen Kleinheit, zugleich auch weil sie zurückgeblieben sind hinter einem Zivilisations-Grade, den sie sich hätten aneignen können, und dessen sie sich unfehlbar bemächtigt haben würden, wenn in ihrem von Bergen durchschnittenen, nichts weniger als fruchtbaren und durch Luftströme

und andere atmosphärische Eigenthümlichkeiten leicht gestörten Lande, ein stätiges Fortschreiten denkbar wäre. Nur bis zum funfzigsten Jahre arbeitet der Limousiner auf dem Lande mit voller Kraft; dann überfällt ihn das Alter, und von jetzt an ist das Hüten des Viehes, wie in seiner Jugend, seine ausschließende Beschäftigung.

Der Leser wird aus dieser Beschreibung abnehmen, daß die Intendanz des Limousin einen Wirkungskreis darbot, worin ein Mann von Kopf und Herz sein Andenken verewigen konnte.

Turgot nun, dessen Zweck auf nichts Geringeres ging, als die ihm anvertraute Provinz aus dem Schlamme veralteter Gewohnheiten hervorzuheben, setzte sich nach seiner Ankunft in Limoges, dem Hauptorte der Provinz, vor allen Dingen in Verbindung mit einem Agrikultur-Verein, den er daselbst vorfand. Den Gesichtskreis desselben erweiternd, leitete er ihn auf Dinge hin, welche, wie nothwendig sie auch seyn mochten, bis auf seine Zeit unbeachtet geblieben waren. Dahin gehörte ein Institut zum Unterricht in der Hebammenkunst, um das platte Land mit kunstverständigen Hebammen zu versorgen. Dahin gehörte ferner die Herbeischaffung aufgeklärter Aerzte, um dem Volke Beistand zu leisten in ansteckenden Krankheiten, welche in dieser Provinz nur allzu häufig eintraten. Dahin gehörte endlich die Errichtung eines Arbeitshauses, als einer Wohlthätigkeitsanstalt, welche dem Müssiggange entgegen wirkt, und indem sie den Armen Beistand gewährt, in nützlichen Produkten Entschädigung giebt für den Aufwand, den sie verursacht.

Unscheinbar, doch nur um so größer, war das Ver-

dienst, das Turgot sich durch die Einführung der Kartoffel in einer Provinz erwarb, welche den Mißerndten so stark ausgesetzt war, wie das Limousin. Der große Haufe war so wenig aufgeklärt, daß er in dieser Frucht einen Nahrungsstoff wahrnahm, der nicht für Menschen vorhanden sei. Dies Vorurtheil zu überwinden war nicht leicht; doch wurde es dadurch überwunden, daß Turgot seine eigene Tafel häufig mit Kartoffeln besetzen ließ, und durch sein Beispiel die vornehmsten Klassen zur Nachfolge bewog. Die untern Klassen wollten nunmehr nicht zurückbleiben; die glückliche Folge davon aber war, daß im Verlauf der Zeit die Subsistenz der ganzen Provinz unabhängiger wurde von den *Kornerndten*, deren Unzulässigkeit, so viele Jahrhunderte hindurch, namenloses Elend herbeigeführt hatte.

Turgot blieb nicht dabei stehen, daß er nur das Gute that, was andere Intendanten, wenn ihnen sein Eifer, seine rastlose Thätigkeit und seine Grundsätze eigen gewesen wären, mit gleichem Erfolge hätten thun können; er beschäftigte sich zugleich mit Entwürfen, die seines Muthes und seiner Einsicht würdiger waren. Gerechte Vertheilung der Steuer, Landstraßenbau, Miliz-Wesen, Sorgfalt für Vorräthe aller Art, Beschützung des Verkehrs: — dies waren, während der dreizehn Jahre seiner Intendanz, die Hauptgegenstände seiner rastlosen Thätigkeit.

In Frankreichs früheren Gesellschaftszustande war die Anfertigung eines Kadasters für die, der sogenannten Taille unterworfenen Generalitäten eine von den ersten Ideen, die sich einem auf Gerechtigkeit haltenden Verwalter darboten. Doch die Methode, einen Kadaster nach Billigkeit zu Stande zu bringen, ist noch immer nicht entdeckt, und der, welchen

Turgot's Vorgänger, Herr von Tourni, eingeführt hatte, war die Quelle eben so großer Unordnungen geworden, als diejenigen waren, denen man hatte abhelfen wollen. Dies hing mit Umständen zusammen, welche der Provinz zwar nicht ausschließend, doch vorzugsweise eigen waren. Nämlich auf folgende Weise.

Der bei weitem größte Theil der Ländereien wurde von Meiern bestellt, denen der Eigenthümer Wohnung, Nahrung für einen Theil des Jahres, Aussaat, Werkzeuge des Ackerbaus und das zur Bestellung nöthige Zugvieh gab. War die Erndte gemacht, so nahm der Eigenthümer die Hälfte derselben für sich. Nicht genug nun, daß es, bei dieser Bewirthschaftung, ungemein schwer war, denjenigen Theil zu ermitteln, welcher als Reinertrag des Bodens betrachtet und von demjenigen, der die Kultur-Kosten vergütigte, geschieden werden mußte, wußte man zu den Zeiten des Herrn von Tourni durchaus nicht, daß dieser Theil der einzige ist, über welchen der Eigenthümer, ohne der Kultur zu schaden, verfügen kann, der einzige, der sich als das jährliche Produkt betrachten läßt, der einzige folglich, den man einer Besteuerung — und zwar einer angemessenen — unterwerfen darf. Der Werth der Ländereien hatte also nach keinem sicheren Prinzip abgeschätzt werden können. Dem neuen Intendanten Turgot kam es darauf an, diesen Unordnungen abzuhelfen, um den Ackerbau von einer Steuer zu befreien, welche mit keiner Genauigkeit vertheilt wurde und großen Theils auf die zur Arbeit gebrauchten Thiere zurückfiel. Für diesen Zweck hatte Quenay's Schule ihm vorgearbeitet; und so gaben seine Bemühungen das erste Beispiel eines Kadasters, welcher nach richtigen Prinzipen

angefertigt war und der Gerechtigkeit entsprach. Er fügte aber dieser Wohlthat eine zweite hinzu. Die Einsammlung der Steuer war eine Gemeinde-Last, gleich beschwerlich für den, der dies Geschäft zu vollbringen hatte, und für die Gemeinde, welche für die Unfähigkeit oder den bösen Willen ihres Einnehmers einstehen mußte. Turgot machte daraus ein Amt, das die Gemeinde einem zahlungsfähigen Mann von gutem Rufe anvertraute, und dessen Uebernahme mit einer mäßigen Entschädigung verbunden war.

Was Turgot's Herzen noch weit näher lag, war der Wunsch, das Limousin von der Last der Frohnen (corvées) zu befreien. Was es mit dieser Last auf sich hatte, stellt sich dar, sobald man erwägt, daß da, wo diese Einrichtung fortdauerte, Menschen, welche von ihrem Arbeitslohn lebten, genöthigt waren, ohne irgend eine Entschädigung zu arbeiten; daß Familien, welche ihre Fortdauer nur in der Arbeit ihres Haupts und Vaters fanden, dem Hunger und dem Elende Preis gegeben waren; daß Thiere, für den Ackerbau bestimmt, dieser Bestimmung entzogen wurden, ohne daß man dabei Rücksicht nahm auf die besonderen Bedürfnisse des Eigenthümers, oder auf die der ganzen Umgegend. Zu allem Diesen kam das Unbedingte des Befehls, die Härte der Vollziehung, die Strenge der Geldstrafen; und wenn hierdurch Kummer und Elend nicht wenig vermehrt wurden, so kam auch das noch in Betrachtung, daß die Wege ungern, und immer von solchen Leuten gebaut wurden, welche davon wenig oder gar nichts verstanden; daß man endlich, um die Leute anhaltender zu beschäftigen, ihnen die Arbeit in einer meilenweiten Entfernung von ihren Wohnungen anwies. Das Mißlingen des

Ganzen war die natürliche Folge eines Systems, bei welchem man Arbeit verschwenden zu können glaubte, weil sie dem königlichen Schatze nichts kostete; ja, bei welchem es dem Ingenieur leicht wurde, seine Fehlgriffe mit dem Schweiße und dem Blute zu beschönigen, die mit allen Zwangsarbeiten verbunden sind. Von allen Lasten, womit ein Volk beschwert werden kann, sind Frohnen ganz unstreitig die grausamste. Es kommt aber noch hinzu, daß sie immer nur auf den Armen drücken, weil nur diesem die Mittel abgehen, sich zu befreien, sobald die Arbeit in natura gefordert wird.

Man sieht, daß es nichts weniger als leicht war, eine bessere Ordnung der Dinge in Hinsicht des Straßenbaus in Gang zu bringen.

Turgot schlug den Gemeinden, die sich in der Nähe der Landstraßen befanden, vor, die Arbeiten, zu welchen sie verurtheilt werden konnten, für Geld machen zu lassen. Diese gingen auf seinen Vorschlag ein. Sie erhoben die Summe, auf welche sich der Zuschlag des Weges belief, nach Verhältniß der von ihnen zu entrichtenden Taille; allein sie erhielten eine Verminderung der Steuern, welche gleich kam der vorgeschossenen Summe: eine Verminderung, welche hierauf vertheilt wurde unter die Kirchsprengel, gerade wie diejenigen, welche man für zufällige Verluste zu bewilligen genöthigt ist. Die Unterhaltung der Landstraßen geschah auf gleiche Weise durch kleine Zuschläge an Privatpersonen. Diese tägliche Unterhaltung verhinderte die Verschlechterung der Wege ungleich sicherer, als die Frohnen, welche höchstens zweimal im Jahre Statt

finden können, und bei welchen die Arbeit nicht mit derselben Ueberlegung vollzogen wird.

Jene Art zu bauen war zugleich wohlfeiler und dauerhafter. Die Obrigkeit hatte die Ingenieurs und die Unternehmer aufgeklärt, und dabei die Methode zu bauen, vervollkommnet. Alles Gehässige der Frohnen also, alles, was persönlichen Zwang und Knechtschaft ankündigt, alles, was den Hunger, die Verzweiflung und den Tod für ein Volk herbeiführt, war verschwunden. Es blieb nichts Anderes übrig, als die ungerechte Vertheilung der Steuer. Allein diese zu verändern, stand nicht in der Gewalt eines Intendanten. Nicht einmal die Aufhebung der Frohnen hatte diese bewirkt; nur die Autorität der Vernunft, und das Vertrauen, welches die Tugend einflößt, hatten das große Werk zu Stande gebracht. Leute, welche eine unglückliche Erfahrung nur allzu mißtrauisch gegen ihre Gebieter gemacht hatte — Leute, welche nur allzu oft erlebt hatten, daß die heiligsten Verheißungen verletzt, die grausamsten Bedrückungen unter dem Schleier öffentlicher Nützlichkeit verborgen, und die Wohlthaten, die man ihnen zu erweisen versprochen hatte, zum Deckmantel des Nachtheils gemacht waren, den man ihnen zufügte — diese Leute, deren Mitwirkung für das Gelingen dessen, was Turgot beabsichtigte, so nothwendig war, schienen Anfangs mit Bangigkeit darein zu willigen. Doch Turgot's Benehmen, immer von Vernunft, Gerechtigkeit und Menschlichkeit geleitet, triumphirte sehr bald über ihr Mißtrauen; und dieser Triumph war einer von den schwierigsten, wie von den süßesten, welche die Tugend jemals davongetragen hat. Die

Leute über seine Absichten, wie über ihren wahren Vortheil aufzuklären, wendete er sich an die Pfarrer; und die zahlreichen Briefe, welche er diesen schrieb, beweisen, mit welcher Ueberlegung er zu Werke ging, wie sehr er sichs angelegen seyn ließ, sich den Landbewohnern verständlich zu machen: wahre Meisterstücke, wenn man bedenkt, daß ihr Urheber (der, so weit es von seinen Neigungen abhing, nur in den oberen Regionen des Wissens leben mochte) aus sich selbst hervortreten mußte, um eine Sprache zu reden, die Vertrauen einflößte und selbst von denen verstanden wurde, welche so viel Ursache hatten, sie nicht verstehn zu wollen. Wenn irgend etwas seine Philanthropie ins Licht stellt, so sind es diese an die limousinische Geistlichkeit gerichtete Briefe.

Eine andere Plage für die Provinz, an deren Spitze Turgot sich befand, war die Miliz. Es war dahin gekommen, daß die Bestimmung eines Soldaten verhaßt und herabwürdigend geworden war bei einem Volke, dem es weder an Thätigkeit noch an Muth fehlte; und dies hing auf folgende Weise zusammen. Wer zur Miliz gezogen wurde, hatte nicht das Verdienst einer freiwilligen Aufopferung. Die Unsicherheit seines Looses verhinderte ihn, vortheilhafte Anstellungen zu finden. Durch seine Bekleidung mit dem Volke vermengt, und allzu wenig eingeübt, um zu dem Range der Soldaten gezählt zu werden, hatte er seine Freiheit eingebüßt, ohne durch eine gesicherte Subsistenz oder durch die Meinung entschädigt zu seyn. Die natürliche Folge davon war, daß man sich dem Miliz-Wesen, so viel man konnte, entzog; und in einem bergigten Lande, wo die Wohnungen zerstreut lagen, war die Zahl der Aus-

reißer um so größer, je leichter die Flucht ins Werk gerichtet werden konnte. Nun erklärte ein Gesetz die Ausreißer für Miliz-Männer; und da jede Gemeinde ihren Vortheil dabei fand, die Zahl ihrer, einer Loosung unterworfenen Mitglieder zu vermehren, so war nichts natürlicher, als daß man die Ausreißer mit bewaffneter Hand verfolgte und, wenn man sie in den Gehölzen zur Unterwerfung gebracht hatte, als ein Eigenthum behandelte, worüber man beliebig verfügen könnte: eine Ansicht, aus welcher sich Haß der mannichfaltigsten Art, sowohl unter Familien, als in ganzen Gemeinden entwickelte.

Turgot fühlte, daß es ungerecht ist, einen Menschen zur Ergreifung einer gefährlichen Verrichtung zu zwingen, ohne ihn im Mindesten für den Verlust seiner Freiheit zu entschädigen; und dabei war er aufgeklärt genug, zu begreifen, wie der neuere Gesellschaftszustand, verbunden mit den Prinzipen der Kriegskunst, die Maxime der alten Völker, nach welcher jeder Bürger zur Vertheidigung des Vaterlandes berufen war, unanwendbar gemacht hatte. Da es jedoch nicht in seiner Gewalt stand, eine schlechte Einrichtung Knall und Fall aufzuheben: so wollte er wenigstens den Unordnungen steuern, welche mit der Fortdauer derselben für seine Provinz verbunden waren. Er bewog demnach die Gemeinden, die Sorge für die Vollziehung des Gesetzes, der öffentlichen Gewalt zu überlassen, und wachte nur darüber, daß diese Vollziehung mit jener Unpartheilichkeit geschah, welche Vertrauen einflößte und die Strenge verzeihlich machte. Hiernächst schnitt er das Uebel dadurch in der Wurzel ab, daß er die Erlaubniß ertheilte, durch eine, von jeder Gemeinde bezahlte Beisteuer, die jedoch

immer freiwillig blieb, die Einstellung des Milizers zu einer zwanglosen zu machen. Diese Methode, Soldaten zu erhalten, ist zu gleicher Zeit die gerechteste, die edelste, die wohlfeilste, die sicherste und die zureichendste, um gute Truppen zu gewinnen; und täuscht nicht alles, so wird sie mit der Zeit den Vorzug erhalten vor jeder andern, die ihre Entstehung der Menschenverachtung, oder auch der Bedürftigkeit verdankt.

Das Limousin erfuhr während der Verwaltung Turgot's zwei Jahre hintereinander Brodmangel. Nun war wohl Niemand mehr, als er, davon überzeugt, daß das sicherste Mittel, einer Hungersnoth zuvorzukommen, oder, wenn sie unerwartet eintreten sollte, ihr abzuhelfen, die völlige Handelsfreiheit mit allem ist, was sich in kaufmännischen Spekulationen und Aufspeicherungen an dieselbe knüpft. Doch Polizei-Gesetze, erzwungene Verkäufe, Taxationen u. s. w., waren in diesen Zeiten noch allzu allgemein hergebracht, als daß sie ihre Gewalt nicht hätten ausüben sollen. Zu dem Uebel, daß alle diese Dinge durch sich selbst hervorbrachten, gesellten sich noch die Bedrückungen, welchen die Kaufleute ausgesetzt waren durch die Beschränktheit der Subaltern-Beamten und durch die Gewaltthätigkeit des Volks, dessen Befürchtungen durch eine unstäte Handelsgesetzgebung genährt wurden.

Turgot wußte, daß diese verderblichen Vorkehrungen in den Zeiten des Mangels die traurige Wirkung hervorbringen, die Einführung eines regelmäßigen Kornhandels zu verhindern, und dadurch die Subsistenz des Volks noch unsicherer zu machen. Auch dachte er in diesen unglücklichen Zeiten nur darauf, wie er dem freien Verkehr mit

Lebensmitteln den Umfang geben wollte, der in seiner Gewalt stand. Er vermied demnach, ihn durch Privat-Ankäufe zu entmuthigen, und begnügte sich damit, ihn durch die öffentliche Macht gegen die Vorurtheile des großen Haufens zu vertheidigen: ein Verfahren, das ihm den Trost gewährte, zu sehen, wie der sich selbst überlassene Handel, troz allen, von der Lage der Provinz herrührenden Hindernissen, dem öffentlichen Mangel abhalf.

Die Freiheit war jedoch nicht vollständig. In den Städten war eine Brod-Taxe eingeführt; und Turgot sah, daß die, der Taxe unterworfenen Bäcker, als Besitzer ausschließender Privilegien, die Umstände benutzten, den Brodpreis weit über den Kornpreis zu steigern. Was that er? Er hob den Gebrauch ihres Privilegiums auf, und ertheilte ihnen die Erlaubniß, zu verkaufen um welchen Preis sie wollten. Darüber fiel der Brodpreis nur allzu schnell, hauptsächlich dadurch, daß die Landbewohner aus einer Entfernung von mehren Meilen unzünftiges Brod zur Stadt brachten, das billiger verkauft werden konnte. Die Hülfe, welche die Regierung unter solchen Umständen den Armen schuldig ist, erwarb Turgot durch den Kredit, in welchen er sich bei dem Ministerium gebracht hatte; der Finanz-Minister konnte ihm um so weniger etwas abschlagen, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, „Turgot habe, zur Erleichterung des Volks, nicht nur sein Einkommen aufgeopfert, sondern sich sogar in Schulden gesteckt."

Noch nicht lange hatte sich Turgot durch eine glückliche Erfahrung in seinen Prinzipen bestärkt, als der Finanz-Minister die Intendanten des Königreichs zu Rathe zog über die Gesetzgebung des Kornhandels.

Diese Materie schien in mehren guten Schriften erschöpft zu seyn. Nichts desto weniger bearbeitete Turgot denselben Gegenstand in sieben Briefen auf eine Weise, welche ihn als einen Selbstdenker darstellte, in dessen Anschauungen nichts erborgt ist. Er bewies, daß die Freiheit des Kornhandels der Wiedererzeugung dadurch nützlich wird, daß sie die Mittel zur Ausdehnung und Vervollkommnung der Kultur vermehrt; daß die Aufrechthaltung dieser Freiheit das einzige Mittel ist zur Hervorrufung eines bleibenden Verkehrs, der dem örtlichen Mangel abhilft und Hülfsquellen für unglückliche Jahre vorbereitet, theils dadurch, daß er den Mittelpreis des Getreides herabdrückt, theils dadurch, daß er, was noch weit wichtiger ist, großen Sprüngen im Preise entgegen wirkt: eine Wohlthat, welche um so größer ist, weil auf diesem Mittelpreise der Werth des Arbeitslohnes, so wie der meisten Verbrauchs-Artikel beruht. Er zeigte ferner, daß der freie Kornhandel den Grundbesitzern, den Landwirthen, den Verzehrern und den Salarirten gleich sehr zu Statten kommt; daß, je nothwendiger eine Waare ist, der mit ihr getriebene Verkehr um so freier werden muß, und daß Verbotsgesetze, als ungerecht gegen diejenigen, wider welche sie gerichtet sind, weit davon entfernt, ihre Entschuldigung in irgend einer Nothwendigkeit oder Nützlichkeit zu finden, selbst für diejenigen schädlich oder verderblich sind, zu deren Vortheil sie, dem Vorwande nach, gegeben worden. Er beruhigte endlich über die Furcht vor einer unbedingten Freiheit des Kornhandels, indem er bewies, daß alle Unordnungen, Unruhen, Empörungen und Entbehrungen das Werk derselben Gesetze sind, wodurch man jenen vorbeugen möchte; daß

diese Gesetze die einzige Ursache eines länger anhaltenden Mangels und die wahre Quelle der Vorurtheile, Besorgnisse und Gewaltthätigkeiten des Volks sind.

Unglücklicherweise sind von diesen sieben Briefen drei verloren gegangen. Einige derselben wurden auf einer Geschäftsreise mitten unter den Zerstreuungen geschrieben, welche das Amt eines Intendanten mit sich bringt. Nichts desto weniger bilden diese Briefe unter den hinterlassenen Werken Turgot's ein Denkmal, an welchem man sich zurecht findet sowohl über die Methode, nach welcher er arbeitete, als auch über die Gewandtheit und die Gründlichkeit seines Geistes. Der Minister, an welchen Turgot's Rathschläge gerichtet waren, überschüttete der Urheber derselben mit Lobsprüchen; allein es blieb bei Prohibitiv-Gesetzen. Es ist nicht selten der Fall, daß eine Wahrheit allen Geistern einleuchtet; dies verschlägt jedoch in der Regel nur sehr wenig für ihre Anwendung. Diese ist Sache des Charakters; und eine Meinung, durch deren Annahme man die Verbindlichkeit auf sich nimmt, Vorurtheilen und Kabalen zu trotzen und das öffentliche Wohl höher zu stellen, als das eigene Glück, kann nur bei Solchen Eingang finden, denen Muth und Entschlossenheit beiwohnt.

Turgot fand noch eine andere Gelegenheit, seinen Eifer für die Freiheit des Handels an den Tag zu legen. Zu seiner Zeit wurde jedes Darlehn zu mehr als 5 v. H. von dem Gesetz als unrechtmäßiges Uebereinkommen und sogar als ein Vergehen behandelt. Gleichwohl besteht aller Verkehr nur dadurch, daß es Darlehne giebt, deren Zinsen auf einer freien Uebereinkunft beruhen. Die Nothwendigkeit dieser Freiheit beruht darauf, daß sich der Zinssatz nach

dem Umfange des Gewinns von jedem Handelszweige, nach den Gefahren, denen derselbe ausgesetzt ist, und nach dem größeren oder geringeren Vertrauen richtet, das man in die Moralität des Anleihers setzet. Um nun das bürgerliche Gesetz mit dieser Nothwendigkeit in Einklang zu bringen, war man auf den Gedanken gerathen, es einschlummern zu lassen, und es nicht eher zu wecken, als bis Vorurtheil oder auch der Eigensinn des Richters eine Veranlassung dazu gäbe; wovon denn die natürliche Folge war, daß die Darleiher, weil sie sich auf den Verlust ihrer Kapitale gefaßt halten mußten, und noch außerdem der Schande ausgesetzt waren für Verbrecher erklärt zu werden, immer nur gegen sehr hohe Zinsen darliehen, um in denselben eine Entschädigung für das zu finden, was ihnen Widerwärtiges begegnen konnte. Dazu kam alsdann, daß ein einziger, von einem treulosen Schuldner anhängig gemachter Prozeß hinreichend war, um den Verkehr einer Stadt oder einer ganzen Provinz zu unterbrechen. Der letzte Fall hatte sich im Jahre 1770 zu Angouleme ereignet, wo muthwillige Bankerottirer auf den Gedanken gerathen waren, sich einer gerechten Verurtheilung dadurch zu entziehen, daß sie ihre Gläubiger des Wuchers beschuldigten. Der ganze Handel von Angouleme gerieth darüber in Gefahr; und da sich der Schrecken auf mehre Handelsplätze fortpflanzte, so hielt die Regierung es für ihre Pflicht, den Intendanten der Provinz darüber zu Rathe zu ziehen.

Der gute Rath, welchen Turgot einsendete, ist ein vollständiges Werk über Darlehne auf Zinsen. Die Freiheit der Bedingungen ist eine natürliche Folge des Eigenthums des Geldes; und es bedarf nur einer ganz gewöhn-

lichen Einsicht, um zu begreifen, daß, wenn der Darleiher, in gewissen Fällen, harte Bedingungen stellt, er zwar gegen die Menschlichkeit verstoßen, aber weder die Gerechtigkeit noch die Gesetze verletzen kann, indem er sich des Rechts bedient, über sein Eigenthum nach Gutdünken zu verfügen. Wenn jedoch die Frage an und für sich sehr einfach war: so ist Turgot's Werk nur um so mehr geeignet, seinen Geist und seinen Charakter kennen zu lernen. Er glaubte nicht, sich dadurch herabzuwürdigen, daß er die absurdesten Meinungen, wenn er sie für gefährlich hielt, bekämpfte. In seinem Verhältniß zum Minister erforschte er die Vorurtheile der Politik, der Jurisprudenz und der Theologie, welche den Gesetzen, die sich auf den sogenannten Wucher beziehen, Entstehung gegeben haben; er wies ihren Ursprung und ihren Fortschritt nach, und nicht zufrieden damit, daß er sie unter dem Gewichte gesunder Prinzipe erdrückte, bewies er auch noch, daß wenn man seine Vernunft gefangen nehmen wollte, um eine Frage der Jurisprudenz und der Moral nach der Theologie zu entscheiden, die Vorurtheile über den Wucher noch um deßwillen beseitigt werden müßten, weil sie sich auf eine durchaus falsche Auslegung derjenigen Autoritäten stützen, denen sie Ursprung und Herrschaft verdanken. In derselben Abhandlung giebt er einen klaren und zugleich ganz neuen Begriff von dem gesetzlichen Zinsfuß, welcher nichts mehr und nichts weniger ist und seyn soll, als der Mittelpreis des Zinses, gebildet, wie der einer Waare, nach Beobachtung. . . . Das Gesetz soll ihn also nur auf dieselbe Weise anwenden, d. h. um einen Preis zu setzen, wenn er noch nicht gesetzt ist, oder wenn er, vermöge besonderer Uebereinkünfte, nicht hat gesetzt werden können.

Dies waren nicht die einzigen Arbeiten, wodurch Turgot, während seiner Intendanz, einen Beruf ankündigte, der ihn eines noch höheren Vertrauens würdig machte. Die Untersuchungen, welche er angestellt hatte, um den Beweis für die große philosophische Idee der Fortschritte des menschlichen Geistes zu finden, hatten ihn dahin geführt, daß er geschichtlich zu dem Ursprunge der gesellschaftlichen Thatsachen aufstieg, um ihre fortschrittliche Verkettung zu konstatiren. So begannen denn auch seine Bemerkungen über die Bildung und Vertheilung der Reichthümer mit einem Ueberblick des Ganges der menschlichen Arbeiten. Er zeigte in dieser Auseinandersetzung, wie die ackerbauliche Betriebsamkeit, als erstes Mittel der Hervorbringung, sehr bald einem Theile der Gesellschaft gestattet hat, sich den, für die Bearbeitung der rohen Bodenprodukte nothwendigen Arbeiten hinzugeben; und von hier an theilte er die Gesellschaft in zwei Klassen: in die der Landbauer, welche er hervorbringend nannte, und in die der Handwerker, der er jedoch nicht, wie Quesnay, die Benennung der unfruchtbaren oder sterilen giebt, die er vielmehr als besoldet bezeichnet. Diese Unterscheidung war ein Fortschritt; denn Turgot, wie sehr er auch dem Ackerbau den Vorzug einräumte, betrachtete diesen nur als eine physische Nothwendigkeit. Er drückte durch zwei Wörter Arbeiten aus, die ihm denselben Grad von Achtung und Wichtigkeit zu verdienen schienen; und so konstatirte er eine bloße Thatsache, namentlich die, daß die Bestellung des Bodens nothwendig den Verwandelungen vorangeht, welche die Manufaktur-Betriebsamkeit mit den Erzeugnissen des Ackerbau's vornimmt. „Ursprünglich," sagt Turgot, „war

der Eigenthümer nicht verschieden von dem Besteller oder Bauer. Erst als die Produkte des Bodens so reichlich geworden waren, daß mehr Leute davon ernährt werden konnten, als zur Bestellung nöthig waren, konnte sich eine neue Klasse von Menschen bilden, welche den beiden ersten Klassen fremd war, und, von diesen ernährt, die Benennung von Eigenthümern des Bodens annahm, dessen Bestellung sie gestattete." Turgot nannte sie die **verfügbare** (disponible) Klasse, weil er einsah, daß sie nothwendig zusammengesetzt sei aus den Individuen, welche alsdann allein für die allgemeinen Bedürfnisse der Gesellschaft erübrigt werden, und alle die persönlichen Dienste leisten, welche der gesellschaftliche Zustand heischt.

Inzwischen hatte Turgot, von Quesnay's Prinzipen bestimmt, für nöthig erachtet, die Benennung der unfruchtbaren Klasse, von welcher er sich Anfangs entfernt hatte, für die Handwerker anzunehmen, bloß weil er zugegeben hatte, daß nur der Ackerbau einen Reinertrag, d. h. ein über die Hervorbringungskosten hinausgehendes Produkt gewährt. Was in dieser Anschauung fehlerhaft war, muß der unvollendeten Zergliederung zugeschrieben werden, welche die gesellschaftlichen Phänomene bald nach dem Eintritt der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erfahren hatten. Allerdings kann der Unterschied zwischen demjenigen, der den Boden bearbeitet, und demjenigen, der die rohen Erzeugnisse des Bodens einer Manipulation unterwirft, welche nothwendig ist, wenn unsere Bedürfnisse befriedigt werden sollen, die Veranlassung werden, daß sich, in der ökonomischen Nomenklatur, eine Unterabtheilung zwischen beiden feststellt; allein, welches ist der **vornehmste** Cha-

rakter dieser beiden Arten von Arbeiten? Haben denn beide nicht den direkten Zweck, den Bedürfnissen des Menschen die Gegenstände von welchen er umgeben ist, anzueignen, indem sie ihnen die Formen und alle die Qualitäten geben, welche dem Menschen zusagen? Gerade in dieser Aehnlichkeit muß man die verschiedenen Arbeiten auffassen; und dann wird man leicht erkennen, daß aller Unterschied zwischen dem Verfahren der Manufaktur-Betriebsamkeit und dem des Ackerbau's durchaus nicht von einer solchen Beschaffenheit ist, daß er, zu Gunsten irgend eines dieser beiden Zweige menschlicher Arbeit, einen Vorzug verdient. Dies hatte Turgot auch sehr wohl beobachtet; allein er hielt es ohne Zweifel für nothwendig, nicht zu verzichten auf die von Quesnay eingeführte Nomenklatur.

Ohne die Zergliederung seiner Bemerkungen über die Bildung und die Vertheilung der Reichthümer hier noch weiter zu treiben, wollen wir nur noch bemerken, daß dies Werk neun Jahre vor Erscheinung des Smithschen Werks über den National-Reichthum geschrieben und fünf Jahre früher herausgegeben wurde. Die Verbindung, worin der französische Staatsmann mit dem schottischen Philosophen stand, läßt sogar vermuthen, daß wir das Werk des letztern in einer ganz andern, und zwar in einer wesentlich unvollkommneren Gestalt erhalten haben würden, wenn das Turgotsche nicht vorangegangen wäre. Gleichwohl ist Turgot — wer möchte es glauben? — nur berühmt durch seine politische Laufbahn. Vornehmlich sind seine politischen Arbeiten — sie, die ihn an die Spitze der größten Literatoren des abgewichenen Jahrhunderts stellen — unbeachtet geblieben in dem revolutionären Wirr-

warr, welcher nicht gestattete, daß man sich mit der Zukunft beschäftigen konnte. Wie alle Tiefdenker, so erhielt auch er die Benennung eines Systematikers; und mehr bedurfte es nicht, damit er schnell vergessen wurde zu einer Zeit, wo der den konstituiven Prinzipen der alten gesellschaftlichen Ordnung erklärte Krieg Furcht einflößte vor Systemen, welche bis dahin auf eben diese Prinzipe gebaut waren. Wie er selbst hierüber dachte, darüber wird sich weiter unten ein beherzigenswerthes Wort sagen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Göthe.

Kein Wort über den 22. März 1832, sofern von diesem Tage ausgesagt wird, daß Göthe an ihm gestorben sei. Denn Männer von Göthe's Gepräge sterben nicht.

Ein griechischer Philosoph des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erwiederte auf die Frage: ob er glaube, daß der menschliche Geist unsterblich sei? die wenigen Worte: „er ist unsterblich, wie Alles." Unstreitig wollte Demonax — dies war der Name jenes Philosophen — sagen: „in der Natur giebt es nur Verwandlungen; die Formen verändern sich im Laufe der Zeit, doch an Tod und Untergang ist nicht zu denken."

Wie richtig nun auch diese Ansicht seyn möge: so beruht die Fortdauer ausgezeichneter Geister doch auf einem besonderen Gesetze, das nur für sie vorhanden ist. Je stärker sie auf ihre Zeitgenossen eingewirkt haben, desto sicherer leben sie in diesen fort; und hat sich ihr Geist in Schriften verkörpert, welche ohne großen Aufwand vervielfältigt werden können, so ist ihre Unsterblichkeit sogar zu einem Gegenstande strenger Beweisführung geworden. Wer läßt sich denn einfallen, zu läugnen, daß Männer wie Homer, Aeschylus, Sophokles, Horaz, Dante, Tasso, Cervantes, Shakespear, Voltaire u. s. w. im menschlichen Geschlechte fortleben und nur mit diesem untergehen können?

So wenig nun irgend einer von diesen herrlichen Geistern jemals gestorben ist, eben so wenig ist Göthe gestorben. Ja, man darf sagen, sein Leben habe seit dem 22. März seine Unendlichkeit angetreten.

Eine Lebensbeschreibung Göthe's ist angekündigt. Möge dies Werk gelingen! Leicht ist die Aufgabe nicht, welche der Biograph zu lösen hat; ja, sie ist um so schwieriger, je reichhaltiger der zu verarbeitende Stoff ist. Göthe bildete, wie alle ausgezeichnete Männer, sein eigenes Geschlecht (suum genus). Was, vor Allem, in Anschlag gebracht zu werden verdient, ist, daß er zu den glücklichen Organisationen gehörte, die nicht leicht verdorben werden können, weil sie nur das in sich aufnehmen, was ihre Entwickelung fördert. Keine Schule darf sich rühmen, das aus ihm gemacht zu haben, was er geworden ist, während er die Einwirkung der Schule auf sein Wesen nie zurückgewiesen hat. Gesund und lebenslustig übte er in seiner Jugend seine Kräfte in allen Richtungen; und wem ist es unbekannt, daß er, während dieser Periode, auch ausgezeichneter Tänzer, Fechter, Schwimmer, Schlittschuhläufer u. s. w. war? Die Universalität seines Wesens brachte ihn in Verbindung mit einem jungen Herzog, dem es gewiß nicht an vorzüglichen Anlagen fehlte; und da sich hieraus ein Verhältniß entwickelte, das ein halbes Jahrhundert vorhielt — wer wird daraus nicht folgern, daß der verstorbene Großherzog **Karl August** und **Göthe** sich einander nothwendig waren, sich gegenseitig ergänzten? Wirft man sich also die Frage auf, was aus Göthe'n geworden wäre, wenn seine Verbindung mit Karl August nie Statt gefunden hätte: so ist diese Frage gar nicht zu be-

antworten; so sehr gehört die Lage, worin wir uns befinden, wo nicht zu unserem Wesen, doch zu den Aeußerungen, die davon ausgehen. Göthe selbst hat dies auf das Freimüthigste anerkannt in jenen beiden Epigrammen, welche durch 34a und 34b bezeichnet sind. In jenen spricht er von seinen Bedürfnissen, eingestehend, daß er viel verlangte; in diesen erzählt er, was sein Herzog für ihn gethan hat *).

Man fasse diese Lage wohl ins Auge! Ausgezeichnet durch das Vertrauen seines Fürsten, hervorgehoben durch Rang und Titel, ist Göthe, als Minister eines kleinen Herzogthums, bei weitem nicht genug beschäftigt, um für die in ihm lebende Kraft einen angemessenen Gegenstand zu haben, wenn er diesen nicht außerhalb seines Wirkungs-

*) Das letztere Epigramm lautet, wie folgt:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur was er vermag.
Aber so wende nach Innen, so wende nach Außen die Kräfte
Jeder; da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu seyn.
Doch was priesest du ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht.
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren:
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken, als ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen;
England! freundlich empfingst Du den zerrütteten Gast.
Doch, was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Malet mit ängstlicher Hand, Werthern und Lotten auf's Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen.

kreises zu finden weiß. Er mag es anfangen wie er will, um als Minister vor andern seines Ranges hervorzugehen: — das größte Hinderniß ist und bleibt das kleine Herzogthum, das nun einmal auf der Waage Europa's, wo in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nur Militär-Kräfte entscheiden, nicht mehr gilt, als seine schwache Bevölkerung gestattet. Soll das Herzogthum Weimar eine Bedeutung gewähren, so muß diese auf einem eigenthümlichen Wege erworben werden. Zwei ausgezeichnete Schriftsteller — Wieland und Herder — haben die Bahn gebrochen; es kommt nur darauf an, diese Bahn zu verfolgen, um Weimar, in seinem Verhältniß zu Deutschland, zu dem zu machen, was Elis im alten Griechenland war. Nicht daß diesem Unternehmen irgend eine Berechnung zum Grunde gelegen hätte; keine beglaubigte Thatsache spricht für diese Behauptung. Aber die Sache machte sich ganz von selbst durch den eigenthümlichen Geist des achtzehnten Jahrhunderts, durch den Stand der Wissenschaften und Künste, durch alles, was eine so bedeutende Welt, wie die deutsche ist, in sich schließt. Wir sehen demnach einen Mann, der nicht aufhört als Minister zu fungiren, sich der Schriftstellerei zuwenden, um in dieser Bahn eine Auszeichnung zu gewinnen, die zu einer r e i n p e r s ö n l i c h e n wird. Als Minister eines größeren Staats würde Göthe nicht die Muße gehabt haben, welche die Schriftstellerei erfordert; und wie er es auch hätte anfangen mögen: immer wäre der Schriftsteller dem Minister untergeordnet geblieben. Im Herzogthum Weimar stellte sich das Verhältniß anders. Was auch die Schicklichkeiten fordern und erhalten mochten: der Minister blieb etwas

Untergeordnetes, das nur dem Schriftsteller diente, dieser aber gewann dabei den Vortheil, daß er seinen Genius freier indulgiren, und Werke zu Stande bringen konnte, die in der deutschen Literatur durch höhere Lebensansichten, so wie diese auf erhabenen Standpunkten sich ganz von selbst darbieten, ausgezeichnet waren. Nicht das Genie allein machte also Göthe'n zum König in der zahlreichen Schriftstellerwelt Deutschlands und vielleicht Europa's; wohl aber das Genie in Verbindung mit seiner staatsbürgerlichen Lage, welche so einzig in ihrer Art war, daß eine ähnliche vielleicht nie vorhanden gewesen ist. Werke, wie Wilhelm Meisters Lehrjahre, die Morphologie, die Uebersetzung jenes Diderotschen Werks, das unter dem Titel: „Rameau's Neffe" bekannt geworden ist, und was man sonst noch nennen mag — Werke dieser Art, sag' ich, konnten nur aus G ö t h e ' s Feder fließen, weil keiner von seinen Mitschriftstellern die Vortheile vereinigte, welche zu ihrer Hervorbringung nothwendig waren.

Wurde Göthe's Genius verkannt, so konnte dies nur von Solchen geschehen, die auf einem allzu niedrigen Standpunkte sich herausnahmen, über Produktionen zu urtheilen, für welche ihnen der Maßstab fehlte.

Göthe selbst hat sich immer nur als einen D i c h t e r bezeichnet, und seine Zeitgenossen sind gläubig genug gewesen, ihn nur für das gelten zu lassen, was er von sich ausgesagt hat. Von dem P h i l o s o p h e n Göthe ist also nie die Rede gewesen, und selbst seine M o r p h o l o g i e ist denen, die auf mathematischen Beweis dringen, immer nur in dem Lichte eines G e d i c h t e s erschienen. Die innige Verwandschaft der Poesie und der Philosophie hier zur

Sprache zu bringen, würde schwerlich die Mühe belohnen, da Vorurtheile, die seit Jahrtausenden systematisirt sind, einen unüberwindlichen Widerstand in sich schließen. Wäre dies nicht der Fall, so würde es hinreichen, darauf aufmerksam zu machen, daß Poesie und Philosophie die Synthesis gemein haben, und daß aller Unterschied zwischen beiden zuletzt nur darauf beruht, bis zu welchem Grade sich die Analysis für den Dichter und für den Philosophen vollendet hat. Was nun Göthe betrifft, so hoffen wir, daß die Nachwelt ihn mehr zu den Philosophen als zu den Dichtern zählen werde. Ganz abgesehen von seiner Morphologie, durch welche er eine neue Bahn gebrochen hat — wessen Werke sind reiner von allem Aberglauben und allen Vorurtheilen? Ich frage aber auch, in wessen Werken spiegelt sich die Methode, durch welche allein Fortschritte in Künsten und Wissenschaften zu machen sind, vollkommner? Wenn Göthe die spekulative Philosophie von sich wies, oder sie zu einem Gegenstande seines Spottes machte: so war er dazu nur allzu sehr berechtigt; denn er wußte, trotz einem Bacco von Verulam, daß Beobachtung und Erfahrung die einzigen Quellen wahrer Erkenntniß sind, und daß man sich der Erscheinungen nur dadurch bemächtigt, daß man damit anfängt, sich ihnen unterzuordnen. Mehre seiner Produktionen sind nur Verhüllungen seiner philosophischen Anschauungen; ich rechne dahin seinen Zauberlehrling und seinen Faust: Werke, welche der Nachwelt in einem ganz anderen Lichte erscheinen werden, als sie der Mitwelt erschienen sind. Eins seiner Epigramme gegen Friedrich Nikolai gerichtet, endigt mit den Versen:

Was schiert mich der Berliner Bann?
Geschmäcklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.

Und gerade dies Epigramm beweiset, daß Göthe, wie Newton und andere ausgezeichnete Geister, ohne den Beifall ihrer Zeitgenossen zu verschmähen, die Zustimmung der Nachwelt als den angemessensten Lohn betrachtete, der seinen Bemühungen um Kunst und Wissenschaft zu Theil werden könne. Wahrlich, wer behaupten wollte, daß Göthe in seinem Stolze zu viel auf sich gehalten, würde den Beweis schuldig bleiben, und sich der Gefahr aussetzen, durch die Erscheinungen der nächsten Zukunft widerlegt zu werden.

Ein französisches Tagblatt (das Journal des Debats) endigt den Artikel, worin von der Hauptbegebenheit des 22. März's die Rede ist, mit folgenden Worten: „In Weimar herrschen noch die Sitten, die Ansichten und der Ton des achtzehnten Jahrhunderts. Auch Göthe gehörte nicht dem neunzehnten Jahrhundert an, dieser unruhigen, bewegten Zeit, in der man sich für Gedanken schlägt und dafür stirbt. Er war der Mann des achtzehnten Jahrhunderts, der fast nur der Literatur lebte, und sich wenig um Politik bekümmerte."

Ist Herr Saint Marc Girardin, wie man vermuthet, Verfasser dieses Artikels, so möchte man bedauern, daß er ein so verfehltes Bild von Göthe aufgestellt hat. Was sagt man denn von Jahrhunderten aus, wenn man sie so von einander sondert, wie hier das neunzehnte von dem acht-

achtzehnten gesondert wird? Ist denn nicht jedes neue Jahrhundert, wenn man auf die in demselben vorkommenden Erscheinungen achtet, das nothwendige Produkt desjenigen, das ihm vorangegangen ist? Und was heißt es, unbekümmert um die Politik, der Literatur leben? was heißt dies vorzüglich in einer Zeit, wo fast die ganze Literatur in Politik aufgeht? Herr St. Marc Girardin denkt sich Göthe'n als einen Schriftsteller, der, weil der längere Theil seiner Lebensbahn dem achtzehnten Jahrhundert angehört, gleich dem heiligen Chrysostomus und jedem anderen Kirchenvater, in irgend einer öffentlichen Bibliothek aufgestellt werden muß, um gelegentlich zu erfahren, welche Meinungen zu seiner Zeit gegolten haben. Nun wohl, wir wollen es Herrn St. Marc Girardin glauben, daß er Göthe'n vor zwei Jahren von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt habe, und Zeuge der Verehrung gewesen sei, welche der Hingeschiedene zu Weimar genossen. Mehr können wir ihm jedoch nicht zugestehen. Hätte er Göthe's Schriften gelesen, so würde er die Entdeckung gemacht haben, daß Göthe, anstatt unbekümmert um Politik zu seyn, sie zur Wissenschaft zu erheben bemüht war. In seinen Vier Jahreszeiten sind Sprüche enthalten, die für eine Ewigkeit ausreichen; ihre Gegenstände aber sind rein politische. Wir führen folgende Dystichen an, die jeder Franzose sich merken sollte:

Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine Recht; der Große begehrt just so das Große zu thun.

* * *

Was ist heilig? Das ist's, was viele Seelen zusammen
Bindet, bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz.

* * *

Was ist das Heiligste? Das, was, heut und ewig, die Geister,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

* * *

Wer ist denn wirklich der Fürst? Ich hab' es immer gesehen,
Der nur ist wirklich Fürst, der es vermochte zu seyn.

* * *

Fehlet die Einsicht von oben, der gute Wille von unten,
Führt sogleich die Gewalt, oder sie endet den Streit.

Wenn ein Geist, wie Göthe, von einer Julius-Revolution nicht elektrisirt wird, so kann dies nur daher rühren, daß seine umfassende Erfahrung ihm nicht erlaubt, über Erscheinungen zu erstaunen, die er als Wirkungen feststehender Ursachen längst vorhergesehen hat. Hieraus zu folgern, daß er mit seinen Ideen um ein Jahrhundert zurückgeblieben, ist um so unstatthafter, weil alle Thatsachen widersprechen. Wie geschah es denn, daß Göthe, als Schriftsteller, nie verbreiteter war, als in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens? daß man ihn in Frankreich und in England übersetzte, kommentirte, bewunderte? daß die Verehrung, die er genoß, sich der Vergötterung näherte? Erscheinungen dieser Art wollen anders erklärt seyn, als Herr St. Marc Girardin sie erklärt hat; und wenn aus unseren Bemerkungen hervorgehen sollte, daß Göthe wirklich seine eigene Gattung bildet, oder daß eine Individualität, wie die seinige, nur unter Umständen möglich ist, die so nie wiederkehren können: so würden wir

uns glücklich schätzen, der ihm gebührenden Verehrung ein Fundament angewiesen zu haben, auf welchem sich sicherer ruht, als auf allem, was die Eitelkeit selbstsüchtiger Vergötterer aufgeboten hat, um von dem Glanze seines weitverbreiteten Ruhms den einen oder den andern Schimmer auf sich abzuleiten.

B.

Gedruckt bei A. W. Schade, Grün-Straße No. 18.



Verbesserung für das dritte Heft.

Seite 257 Zeile 3 von oben, lies statt Armeen, Armen.



